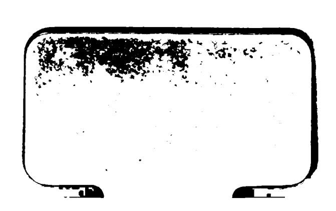





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





Hinterlassene

kleine Schriften

W. FR. MEYERN'S

(Verfasser von Dya-Na-Sore.)

Herausgegeben
mit Vorwort und Biographie Meyern's
von
Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Dritter Band.

Hinterlassene

kleine Schriften

W. Fr. Meyern's

(Verfasser von Dya-Na-Sore).

Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyern's

von

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

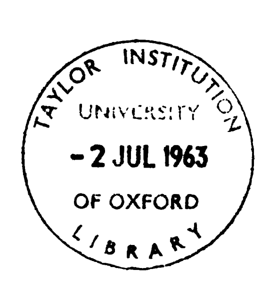
Dritter (letzter) Band.



Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang.

Dorotheergasse Nr. 1105.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 2 JUL 1963
OF OXFORD
LIBRARY

III.

Der Mensch und das Höhere.

Kunst.

1. Römisches Tagebuch*)

Ehe ich Rom betrat, stellte ich mir folgende Fragen als Aufgabe. Sie sollten meinem Aufenthalte Zweck und Stoff geben; mein Aufenthalt sollte sie beantworten. Was er mich gelehrt hat, Früchte eigenen Anschauens, strenger Prüfung, bewahren diese Blätter. Die Fragen waren: 1. Was gibt Rom? was hat es vor andern Kunststädten voraus? 2. Was soll es dem Künstler? 3. Welche Bedingungen und Hindernisse? 4. Welche Bildung muß er voraus haben? 5. Was soll der Künstler? wie entspringt er? 6. Was ist dem Menschen die Kunst und er ihr? 7. Wovon geht denn die Möglichkeit einer Kunst im Geiste aus ... und was besitzt unsere Zeit davon? 8. Wie bildet sich eine Geschichte der Kunst? ... als Nebenfrage zu der: wie bildet sich eine Kunst? ...

---

*) Dieses merkwürdige Tagebuch, aus mehr als 1000 Nummern bestehend, stellt eine Reihe von Beschreibungen fast aller römischen und florentinischen Kunstwerke, in Baukunst, Sculptur und Malerei dar, in der Art raisonnirend gehalten, wie Winkelmann's Monumenti inediti und ähnliche Werke. Abgesehen von dem ungeheuren Volumen des Ganzen, sind jene Gegenstände nun schon so oft, gut, mittelmäßig und schlecht, beschrieben und beraisonnirt, daß wir hier nur jene Nummern her-

Nicht geordnete Lösungen dieser Probleme, aber für Weiterdenkende manchen Aufschluß über — und manchen Nebengewinn außer jenen Fragen, enthält das Tagebuch.

1. Rom wird in den nächsten hundert Jahren immer noch häufig besucht werden, und zwar vorzüglich aus zwei Ursachen: erstens weil keine Stadt sentimentalem, artistischem, historischem 2c. und anderm Müssiggange so viel anständigen Stoff, so viel klassischen und gelehrten Anstrich gibt als diese. Unter so vielen Dingen, die zu sehen oder gesehen zu werden in Ruf und Mode sind, kann man keinen Tag über die Wahl eines Ausfluges verlegen sein, und ist mit feinem Gewissen und Bemerkungen immer in vollkommenster Harmonie, mit jedem Abend im Reinen. Zweitens ist »in Rom gewesen sein« doch immer eine Art Ordenskreuz — brevet de Connaisseur — man schläft den Schlaf des Gerechten mit Rang und Stelle. Jeder ehrt die Stimme — ich habe es gesehen, und meine Gefühle waren unsäglich; geht hin und thut desgleichen, empfindet auch in meine Empfindungen! Man kann nicht glauben, daß einer umsonst im Mittelpunkte alter und neuer Kunst, am hohen Sonnenthore, deß, was man Römer-Größe nennt, gestanden haben könne. Er glaubt es selbst. Wer ist nicht sich selbst ein Wunder von

---

ausheben zu müssen glauben, welche Resultate entwickeln, die M...n's Kunstansicht, welche in dem folgenden Abschnitte niedergelegt ist, vorbereiten, — an welche letztere sich wieder die religiöse Betrachtung an- und durch ihre höchste Einheit das Ganze vollendend abschließt. Möchte M.'s bewunderswerther Fleiß für's Einzelne und Kleine eben so wie sein immer reger Sinn der Beziehung auf's Ganze und Große — Muster bildender Bestrebungen bleiben! D. H.

Gefühlen? Das ganze Leben ist ein Schachspiel mit uns selbst, wie viel mehr mit Andern. Es kommt in den meisten Dingen nur auf Brief und Siegel an, man habe sie gethan. Ums „Wie" ist selten Frage. Am Ende nach drei Jahrhunderten, in aller Romfahrt Summe, was haben wir gewonnen? Schnikschnak, ein Endchen Kunst und eine Menge Regeln. Viel Dinge für's Gedächtniß, viel Stoff zu Reden; für's Leben — wie's nun steht. Ein Jeder mag es nach seiner Wage wägen.

Daß Künstler ihres Aufenthaltes froh sind, läßt sich erklären. — Es ist eine Art Universitätsjahre. Da sie nirgend viel finden, finden sie dort das meiste. Die Kunst ganz fertig.

Die Griechen hatten kein Rom. Es ist nicht einmal geschrieben, ob sie in ihrer bessern Zeit Athen, oder Korinth, oder Delphi sehr besuchten. Was sie wurden, wurden sie durch sich. Jeder fand das Leben auf seiner Stelle. Er lernte es verstehen, indem er es mit dem lebendigen Sinne eines Mannes zu ergreifen wußte. Die Art, wie sich bei ihnen Alles bildete, verdient eine viel tiefere Untersuchung. So viel ist aber überall zu erkennen ... die Hervorbringungen des Lebens bestimmen, ent- und unterscheiden sich, wie sich die Leben und Lebensweisen bestimmen, ent- und unterscheiden.

Ich möchte es der deutschen Nation zum Vorzug und der englischen zum Nachtheil anrechnen, daß man wenige der ersten und Reise-Heere der zweiten antrifft. Was kann sie vermögen, ihr schönes Land zu verlassen, um einem bedrückten, schmutzigen Lande mit weniger Aufwand einen scheinbaren Reichthum zuzuwenden, und mit Vasi (oder einem guide des voyageurs) in der Hand, seine Angaben, daß alles da sei, was er anzeigt, zu verifiziren. Mehr habe ich selten, und

selbst im Ruhme einer classical education Lücken bemerkt, die mich fast glauben machen, daß der historische, archäologische ꝛc. Unterricht neben dem grammatischen oder rhetorischen in Schatten steht: daß man mehr Sprache und Formen des Sagens als Sache lehrt.

Daß ein Alterthumsforscher, ein Künstler, ein gründlicher Liebhaber, ein Mann der Geschichte ꝛc. reise, um selbst anzuschauen, hat seinen Grund; sie bringen die Fäden mit, an die sich ihnen Alles verknüpft, was weder Zeichnung noch Beschreibung recht zeigen. Für Andere ist und wird alles nur Gewirre statt Gewebe: Italien — wie die Obelisken, die es verschließt, Hieroglyphe ohne Schlüssel: ein lehrreiches Land, aber mehr negativ — durch das, was es nicht ist und sein sollte, nicht sein sollte und ist — als positiv: ein Land, welches die Sünden seiner Väter seit Jahrtausenden büßt.

2. Sollte man glauben, daß Rom, über dessen Trümmer Bibliotheken geschrieben sind, das von den Tausenden welche die Neugierde, das Studium oder der Wunderruf des Alterthums hinzieht, größtentheils lebt, kaum einige erträgliche Grundrisse dieser Ueberreste, keinen vielleicht verfertigt nach planmäßigen Aufgrabungen der Grundmauern zu wahrhafter Herstellung des Ganzen aufzuweisen hat?

Die Kaiserpalläste; — daß sie nach Gelegenheit des Platzes oder der entstehenden Bedürfnisse und Launen vielmehr, als nach einem im Voraus gemachten künstlerischen Entwurf nach und nach erbaut, mehr Fortsetzung als Idee eines Ganzen waren, oft abgeändert, oft nachgeflickt, wird mir immer wahrscheinlicher. Die Hauptmasse, der Kern gleichsam, zieht sich durch die lange Reihe von Gewölben von Süd-Osten

nach Westen in der Paralelle des Zirkus. Hinter dieser Reihe unmittelbar anstoßend der Hippodromus, die Hausrennbahn, durch einen Gang um die Nische, die wahrscheinlich des Kaisers Sitz war, verbunden. Längs hin am Hippodromus, und dann quer in der Paralelle jener vordern Reihe herüber ein zweiter großer Baukörper, der Raum zwischen beiden, jetzt Garten, Feld, oder Hof oder innerer Garten, nach Südosten hin offen, auf seiner höhern Lage war, durch eine Terrasse geschieden von den Gebäuden, die unten hin zu beiden Seiten der Wasserleitungsbogen standen und dann im Ecke herüber jene Hügel unterhalb St. Bonaventura und der Terrasse des Apolltempels sich hinzogen nach der Fronte der farnesischen Gärten, zur Vià triumphalis — ist zu fragen.

Wenn man am Gebäude des Senators den Fahrweg vom Kapitole hinabgeht, ist kurz vor der Ecke eine kleine Thüre in eine alte Mauer gebrochen. Innen steht einer zweiten alten Mauer von Piperino-Werkstücken gegenüber: beide zusammen bildeten einen nicht sehr breiten Gang, der in der Flur des alten dorischen Portikus sich verknüpft.

Der Portikus oktavian gruppirt sich mit Marzells und führte wahrscheinlich darauf hin. Vier korinthische weiße Marmorsäulen und zwei Antä in jeder Fronte bildeten dessen Mittelpunkt und Halle, groß genug, daß eine Kirche ihn nicht einmal ganz ausfüllt. Die beiden Seiten sind Mauern mit einem großen Bogen von Pfeilergesimsen getragen. Die Säulen der Gänge, wie noch vier in den Häusern des Fischmarkts sichtbar sind, waren von Cipolin. Ihr Gebälk möchte ungefähr gerade am Rundstabe unterm Kapitäl der großen Säulen sich enden. Die Bogenschlüsse scheinen mit der Höhe der Architravs übereinzukommen. Alles war mit Marmor, wie

noch innerhalb der Bogen und ihrer Gesimse zu sehen, übertäfelt.

Die Gebälke der großen Halle sind in ihren einfachen Gliedern ohne alle Verzierungen groß und mächtig wie am Pantheon und außer ihnen keine spätern in Rom. Der Giebel spricht sich verhältnißvoller aus, weil am Pantheon, über Säulen verbreitet und aus Ursachen des alten Gebäudes, das man nicht ganz verstecken durfte, etwas gedrückt, mager und gedehnt; diese Gebälke laufen um die Ecken herum nur so weit sie vorsprangen; mit der Flucht des Seitenganges beginnt plötzlich ein anderes Gebälke. Die Fronte steht nach der Tiber, auf dieser Seite finden sich die vier übrigen liegenden Säulen: ob die entgegengesetzte Säulen oder Mauern und vielleicht Kaufgewölbe hatte — ist Frage.

An der Rampe, die zu dem auf Marzells Theater errichteten savell. Pallast westlich herauffführt — sind an den Mauern noch drei Bogen in flacher Reihe und am Vortrag des Gemäuers ersichtlich, daß sie gegen die Straße heraus mit einer andern Reihe Pfeiler einen Wölbgang, der zu den Zimmern der Szene führte, bildeten. In den Fragmenten des Kapitols ist ein Stück theatrum Marcelli von der vordern Seite erhalten, das mit dem stehenden den Plan des ganzen Umfanges herstellen helfen möchte.

Man sieht am Unterschiede der Arbeiten, der gefangenen Figuren einiger Piedestals und der Viktorien oben, am Bogen des Septimius, daß es auch damals noch Künstler von verschiedener Art gab: aber nur selten einen bessern, und nicht mehr wie ehedem, selbst in der Menge einer Auswahl vortrefflicher Schüler und dekorativer Arbeiter. Hieran und bis auf die immer mehr nachlässig und steinmetzartig mehr

eingegrabenen als herausgearbeiteten Bauglieder, Verschwendung an Zierrathen von einer Seite, penuria temporum, Vermögensklemme von der andern Seite. Man wollte viel, aber für wenig Geld. Keiner war im Stande, lange in der Lehre zu bleiben, Arbeiten zu nehmen, und keiner war im Stande, in großen Werkstätten und beständigen Unternehmungen sich gute Arbeiter heranzuziehen und zu erhalten. Alles scheint mehr durch einzelne kleine Handwerksmeister, die selbst frühe der Lehre entlaufen, Einzelnen in der Hast eines dürftigen Lebens vollzogen. Eben so wenig reichte das Vermögen der Bauherrn hin, oder ihr schlaffer Geist fand es gleichgiltig, gute Arbeiter zu suchen. Je tiefer in die spätere Zeit, je ausschweifender die Massen von Gebäuden, durch die man die Vorgänger übertreffen wollte, je armseliger in den Details.

Wenn wir also immer von einreißender Barbarei sprechen und mit einem Worte alles beantwortet vermeinend, ein Wort als Ursache aussprechen, sollte man doch so viel Historisches haben, den Ursachen der Ursache, dem ganzen genetischen Gange der Zeit und Entstehung etwas nachzudenken: Wenn Rom in Barbarei verfiel, so lag es größtentheils in Verarmung, in mehr Aufwand des Staates als Mitteln, in Verkümmerung aller Gewerbe nnd allen den Ursachen, welche allgemeine und einzelne Oekonomie zerrütten. Die zweite Ursache war jenes Emporkommen von Freigelassenen, Glückskindern des Krieges, und unerzogenen Menschen an den Höfen der Kaiser und in allen höhern Stellen: eine sowohl hierdurch, als durch die Erbärmlichkeit der aus früherer mißtrauender Ausgeschlossenheit entstandenen, aller reichern Familien — überall vernachlässigte oder in Nichtigkeit verwandelte Erziehung. Jeder verachtete ein Wissen und Bilden, ohne

daß er unter rohen Regenten emporsteigen sah und emporsteigen konnte.

3. Das Höchste liegt überall in reinverstandener Wahrheit.. Ich meine aber hiermit nicht bloß einzelner Wahrheit, sondern eine, Bestimmung und Wesen des Menschen mit richtigem Sinne umfassende: überhaupt also, was jede Sache durch ihr volles Wesen, besonders aber unter eben benannten sinnesklaren Beziehungen — sein soll und sein kann.

Symmetrie — Rhytmus! (überall, aber vorzüglich in der Baukunst 2 Gewichte, an deren Ablaufe sich alle Formen gestalten). Die Natur gibt den Zweiten, der Mensch erschafft die Erste (oder eignet sie sich wenigstens als das leichtfaßlichere an). Sie ist der festgehaltene Moment der Zweiten, um sich selbst, statt Fortschreitung, in festgesetzten Zwischenräumen zu wiederholen. Jeder genetische Zusammenhang ist ein Rhytmus. Er ist das Erste durch sich, er ist das Zweite als Hervortreten in die Erscheinung. Ich möchte sagen, Rhytmus sei das Sicht- oder Hörbarhistorische, das Uebergehen von einem auf's andere nach der Harmonie nicht fremd durchbrochener, sondern eigenthümlicher und aus eigener Fülle sich selbst in Maß und Verhältniß entwickelnder Fortschreitung. (Kann es nicht für die Fantasie, das Gefühl für den Verstand, wie für Auge und Ohr einen geben? — es muß so sein, sonst wäre für Auge und Ohr kein solcher Auffassungsgedanke da.)

Darum wirkt an einem Gebäude ein historisches — ein an Zeit und Ort, fortschreitend durch beide sich entwickelndes, an beiden nach ihren Bedürfen unter ihren größern und mächtigern Beziehungen entstandenes, hierdurch den Menschengeist in seinen besondern Formen darstellendes (weil aus seinen

eigentlichsten Betrieben und Kräften und in deren Charakter entsprungenes) ... ein altes Schloß, das schirmend oder mit kühnbestimmtem drohendem Sinn auf die ausspringenden Spitzen seines Felshügels gelagert, in seinem Charakter für eines oder beides sich ausspricht, der Vatikan, der uns in seinem nach und nach entstandenen, seine und der Menschheit Geschichte erzählt und an so vieles erinnert, mächtiger als die symmetrische Schloßmasse eines unbekannten Reichen — die nur Reichthum ausspricht.

Es ist, wie vom Lichte für's Auge, — so dasselbe die Erinnerung (der Nimbus eines Geschehenen und Vergangenen oder als künftig Geahneten, das Umfassen der Zeit und der Menschheit unter den ewigen Bestrebungen durch ihr innerstes, aus Höhern entstandenes — sei's auch die wilde Kraft ungebändigten Vermögens) für den Geist. Sie bildet um alle Dinge jenen äußern geistigen Umriß, jenes Medium des Uebergangs todter Formen ins Leben, vermöge eines aus uns in sie gebrachten Geistes; des Geists, aus dem sie entsprungen und dessen Darstellungen sie uns werden.

Das Licht selbst aber in seinen Abstufungen an den Tönen und Entfernungen, die sich in ihm offenbaren, wirkt auf uns als eine Art Erinnerung — als ein Fortschreiten und Umfassen vieler Dinge, zwischen die unser Geist seine Verknüpfungen — des Historischen, des Abstandes und der Nähe, der Ferne, die immer mit magischer Kraft auf unsere Einbildung wirkt — legt. Darum beruht alle Wirkung eines Gebäudes (durch Verwandtschaft beider Dinge in einem historischen Elemente) auf Licht oder Erinnerung. Licht in seinem Abscheiden und Schwinden zwischen Hell, Dunkel und Ferne.

Darum ist Dschiamie Achmed mit ihren Fortschreitun-

gen und zum Lichte des Himmels wie Strahlen der Berührung aufschießendeu sechs Minarets, St. Sophia mit ihrem wie des Himmels Einheit umfassenden Runde und ihren in Dämmerung sich verlierenden Seitengängen, Licht in der Gegenwart und dunkle Unendlichkeit in der Zukunft — (ein Bild der Religion selbst). Jeder gothische Dom in seinem Wechsel zwischen sichtbarem und halbsichtbarem von so wundervoller Wirkung. St. Peter von wenig auf's Gemüth. Alles erscheint an St. Peter durch zufällige Absicht zusammengetragen, nichts Fortschreitung; jede Fortschreitung aber, die in ein Dunkel sich verliert, trägt in sich selbst die Erinnerung an ein Unendliches. Was wir umfassen, wird uns ein Begriff, kein Gefühl, ein abgeschlossen Starres, kein Bewegtes, ein unter uns, nicht über uns Stehendes: ein Begriffenes und darum von uns Beherrschtes, von dem wir weder mehr etwas hoffen noch fürchten, noch glauben, noch durch die schaffende Frage, was noch alles dahinter stehen möge, beschäftigt werden. Alles absolut Große kommt uns nur durch die Gabe des Gefühls, dieses Geheimnisses in uns, durch den Begriff nur ein relativ Größeres in Vergleiche mit Andern. Der Sternenhimmel in gleich große Sterne, oder symetrisch geordnete Figuren geordnet, würde uns weit weniger ergreifen, als dieser Rhytmus von Ferne auf Ferne, diese Auflösung in ein Ganzes, das in sich selbst fortschreitend uns in die Verkettung eines Unendlichen zieht.

Ahnung und Rhytmus, nicht Symmetrie bildet ein Großes, etwas, das unsere edlern und tiefern Kräfte bewegt. Baukunst stelle ich zwischen Landschaft, Landschaftsmahlerei und Musik.

Es gibt einen Rhytmus des Lichtes, den ich die Musik des

Auges und der Baukunst nennen möchte. Die Lichter und Schatten eines Gebäudes und ihre Fortschreitung (die sich an diesen oder jenen Formen und ihren Verhältnissen auf mehr oder minder vollkommene Weise mischen und bezeichnen), die Ruhe und Einfachheit in den einzelnen Theilen (der Charakter eines Nothwendigen) und die Fortschreitung in ganzen Massen, die die Idee einer weitumfassenden Bestimmung erregen, bilden den größten Theil seiner Wirkung. Mehr hiervon als von bloßer Form und der Jagd nach Formen (wie die moderne, nicht die griechische zeigt) hängt sie ab. Verhältniß selbst ist ja nur Glied einer Fortschreitung, eines Rhytmus, der die progressive unendliche Reihe von Klängen, die wieder in Anklängen sich verlieren, oder die Reihe von Formen ist, die durch ihre Abstufung in Entfernung, oder wie ein Denkmal durch das, was es bezeichnet, sich dem Geiste als Bild einer Bestimmung unter allen Erinnerungen und Ahnungen dieser Bestimmung einprägt.

4. Im Vatikan stehen einige Porphyrsäulen — von Porphyrbreccia — grünlich gelbliche und rothe, rundabgerollte oder scharfkantigere Stücke mit einer dunklen Porphyrmasse von gleichem Korn und Härte, alle — impastirt. Man sieht, daß rund um die aufgenommenen Stücke die verbindende Masse sich immer etwas dunkler und fast ohne weiße Punkte anlegt.

Es gab also eine frühere und spätere Zeit, wo gleichsam Ströme von Porphyrteig zu bleibenden Lagern erharteten.

Der Fluß, der zwei Seiten aufschlemmend, in der Mitte eine Vertiefung läßt, wird diese in spätern Ueberschwemmungen mit anderm oder feinerm Schlamme ausfüllen. So entstehen und konnten entstehen jene abgerissenen vereinzelten

Lagen, oder jene Unebenheiten — jene Hingebungen allen Wassergrundes. Wie ich hier vor Augen habe, schwemmt das Wasser (die Tiber) jene beiden Seiten als zwei lange runde, hinten verbundene Hügel auf.

Es mag wohl zu Zeiten der Formation, z. B. mächtiger Porphyrlager, Mischungen im Wasser gegeben haben oder in der Luft, durch welche eine schnellere Erhartung fester Steinarten möglich wurde, und die jetzt seltner wiederkehren. Versteinert Holz — warum hält sich denn die versteinernde Eigenschaft im Wasser gerade an dieses Stück, und setzt nicht ringsherum seinen gleichen Steinsatz ab, wie auch zuweilen geschieht?

5. Rafael entstand mehr durch Gefühl, durch glückliche Auffassungs- und Darstellungs- als Schaffungsgabe und einen besondern Vorsatz; — sein Kunstleben ist ein Triumph dessen, was ein Mensch durch die Natur im Gefühl und dessen höchste Mittheilung in solchem werden kann. Darum neigt er sich erst spät, als das Leben ihn und zwar zerrüttend, Absicht haben lehrte, aus der Totalwelt seines innern Sinnes auf einige Hilfsmittel des Technischen hin. Er sieht nicht bloß mehr, ist nicht bloß nur getrieben und entzückt. Er will etwas. Seine früheste Jugend, die Welt, in der ihm das Leben erwachte, mag das Herrlichste, das reine Kindheit an Beglücken und ein Dichterleben geben kann, gewesen sein *).

*) Nahe verwandt scheint mir sein Geist und Jean Pauls. Ihre Jugend mag sich geglichen haben. Sie würden, könnten sie beide ihre frühesten Eindrücke erzählen, über die Wiederholung eines Jeden im Andern erstaunen. Die Zeit, die Umgebung, das Medium ihrer Darstellung gab die Differenzen. Den einen schützte wider Sinnlichkeit die regere Fantasie und der Zeit Beginnen.

Das erste Jugenderwachen, der Charakter, der je nach der Stärke derselben und deren Zusammentreffen mit der Wirklichkeit hieraus sich entwickelt, wird der plastische Typus des Lebens überhaupt und jedes Hervorbringens. Wo viel frühe Fantasie und eine solche, die in bleibendern Gebilden sich feststellt, da entsteht wenig Leidenschaftlichkeit der Absichten, wenn gleich die der Begeisterung und zuweilen der Sinnlichkeit im spätern Leben. Nur tödtet die Sinnlichkeit oft die erste und macht Raum für ein kälteres Erwachen, für mancherlei spät erst angenommene Zwecke. Menschen mit wenig Jugendfantasie und Mitteltalent bleiben Nachahmer, brauchbar oder nicht.

Zwischen Rafael und M. Angelo sehen wir an ihren Werken den Gegensatz ihrer Charaktere... des Gefühls und des Willens, des Hervorbringens durch das erste und den zweiten. M. Angelo, in seinem ganzen Streben gewaltsam, mit der Stärke eines trotzig erzürnten und Alles an sich reißenden, fast feindlichen Gemüthes versteht sich nur mit, was hierin ihm begegnet und fast alle seine Werke, seine Männer haben diesen Charakter, sein Christ im jüngsten Gericht ist ein Groß-Inquisitor, ein verdammender Dominikaner im Siegsgeschrei des Autodafe. M. Angelo mangelt jener Friede des Gemüthes, der zu reiner Erhebung führt und aus ruhiger Tiefe entspringt. Was er schafft, kommt aus ihm, in ihm hat sich's zersetzt, durch ihn wird es nach seinem Abbilde wieder hergestellt. Aber die Natur schließt sich ihm nicht auf, in ihrem tiefern Sinne und dem höhern Idealen, das ihr inwohnt, sie zu verstehen. Ermächtigen kann er sich ihrer, aber nicht in ihrer Bedeutung; für ihre Stimme, die das Unendliche öffnet, hat er kein Ohr, keine Ergreifung

im rollenden ungestümen Gemüthe. Nur ihrer äußern Erscheinung wird er mächtig. Rafael schloß sie sich auf, zart, reich, rege und doch still freudig genug in ihren Gestalten dem verborgenen Sinne sich zu überlassen, und hieran das eigene Gemüth, aus solchem die Kunst sich zu erklären: aber zugleich als Mann zu weich, oder durch seine Erziehung vielleicht zu wenig auf Dinge hoher Art, den Heroismus großer Ereignisse, die Welt der Dichtung oder eines Volkslebens gestellt, um hierin die Erweckung frei schaffender (statt bloß rein auffassender) Anlagen in sich zu finden.

So vortrefflich alles Aufgefaßte, so wenig kann man rühmen, was er frei und in der selbsterkennenden Umfassung eines großen Charakters als dessen Gestalt schaffen mußte... seine Christus. Das Zeitalter selbst, in die eigene Erscheinung und Neuheit fortgerissen, zerstörend oder hassend, oder geängstet, oder glaubend und kämpfend im Untergang der Dinge, deren Untergang betrübte, weil man weder sie, noch das Neue recht erkannte, eine Zeit, wo alles wich und alles strömte und nichts feste Stelle hielt, konnte ihm nicht lehren, ruhig in die Tiefe jenes Nachdenkens, welches die freie Wahrheit des Großen aufschließt, überzugehen. Er konnte vermöge seiner Stellung nur ergreifen, nicht durchdringen; nur Gefallen am Schönen, aber nicht die reine Idee des Höchsten in allem finden. In den meisten großen Bildern der Stanzen, Schlacht, Schule Athens endigen beinahe die Köpfe der zuletzt stehenden immer in einer fast geraden Linie. Seine Zusammensetzung ist vielleicht für ein großes Bild nie schöner ausgefallen, als in den kleinen Oelskizzen unten, die man für eine Arbeit seines 17ten Jahres

hält, aber gewiß eine spätere ist... die Anbetung der Weisen. Er nähert sich den Griechen am meisten durch die immer im Charakter aufgefaßte und dargestellte Handlung jeder einzelnen Gestalt; die Summe seiner Handlung und die Zusammensetzung des Ganzen ist immer die von jedem Einzelnen auf seiner Stelle vollzogene; der Geist des bestimmtesten Antheiles aller (das Gemeinwesen der Thätigkeit aller) statt jener später sich gebildeten Unterordnung aller unter einige wenige alles Beherrschende. In der Transfiguration beschäftigen sich die Meisten, oder fühlen sich in eine bestimmtere Bewegung gesetzt durch die auffordernde kühne Frau, aber Jeder für sich und durch sich allein; neben ihr etwas in Schatten stehende gewöhnliche Wesen. Einige Wenige beschäftigen sich mehr mit sich selbst. In Allen beweist sich (bis auf Einen) ein subalterner und Lehrjünger-Geist, der viel Eifer, guten Willen, aber wenig eigenthümlich freigewordenen, freifassenden Sinn bezeichnet. Ihre krankenwartende Schwester ist die tiefste und tiefstaufgefaßte Person des ganzen Bildes.

Ueberhaupt finde ich aber viel muthig Ergriffenes, wenig ideelle Spuren in allen Italienern, am wenigsten jene seltene, vereinzelte Gabe der künstlerischen Unbefangenheit, womit die reine Fantasie (sie ist's durch Sitte oder dumpfen Aberglauben nicht bei ihnen) sich alle noch so fremde Formen aneignen und das Schöne, das tief Bedeutende und Verhaltene in jeder Beziehung auffassen kann, ohne sich selbst der Herrschaft der edelsten Form zu entziehen: ohne die eigene Freiheit des Ahnens und Strebens nach ihr zu verkümmern, oder in geniale Schuhflickerei zu verengen.

6. Peterskirche — für ein Gebäude von solchen Dimensionen müssen die Stufen von keinem Menschen über-

schritten werden können. Es war also übel, diese kleinlinige Schritt-Rampe ohne etwas, was ihr Halt gibt, vorzusetzen — die Säulen des Rundganges zwei Schritt auf fünf Schritt Zwischensäule, in keinem Verhältniß zum Hauptgebäude, zumal durch ihre tiefere Stellung und seine Höhe, vereinzelt, abgesondert durch die zwei langen Fenstergänge, etwas für sich ohne eigentlich bestimmte Einheit mit dem Ganzen. Die Façade, ein zusammengestoppeltes Miethhaus, das anlocken soll durch allerlei Prachtstücke und Schnörkel, Mezzanninen und Prachtgeschosse, um Miether aller Art zu finden: und dann die schwere Attika darauf und der flache Fronton ohne Dach. Warum nicht das Gesimse ganz oben und Säulen durchaus hinauf, um ein plattes Dach zu tragen? Nichts, gar nichts, was nur die Ahnung einer Kirche gäbe. Und das nennt man den Triumph neuer Kunst.

Die Schönheit des Kolosseum — das, wodurch es zugleich mahlerisch und historisch ergreift (und durch Ahnung und Bedeutung sich mit der Seele verknüpft) ist die jedes Sinnes; — offne Lichter, einfallender Tag, dunkle Gesträuche, das absicht- und bedürfnißlos in sich selbst Fortdauernde, die öde Verlassenheit, der in Allem herrschende Gedanke eines Zustandes, der einst war und nicht mehr ist, der in Trümmern sich zeichnet und diese Trümmer gleichsam als freigewordene bezeichnet, die der Mensch nicht mehr beherrscht und die der Zeit, dem ewigen Strome der selbstständigen Mächte heimgefallen sind.

Der Obelisk des Monte Zitorio ist der einzige, der in seinem Unterlagegestelle, aus eigner Natur und Boden gleichsam aufschießend in gleichartig übereinkommenden Beschaffenheiten zugleich als reine Nothwendigkeit zur Feststel-

lung des Ganzen, als etwas, das genau in seinem Zwecke aufgeht, und nicht ein Haar mehr will, als es soll, erscheint. Es bedarf keiner deckenden Glieder, wo nur tragende erforderlich sind: wo etwas, was in seinen eigenen Linien als ein Fortschreitendes, nach oben sich Verengendes erscheint, nur das, was in gleicher Art ihm zukommt, was in keinem vorspringenden Theile diese harmonische Fortschreitung durchbricht oder stört, erträgt, fordert, übereinstimmend mit seinem Charakter in sich aufnimmt. Eine Offenbarung dessen, was zu keiner Zeit vergessen sein sollte; ein Buch an die Nachwelt war der Obelisk und seine Vermeinung eine Aufbewahrung geheiligter Dinge. Darum muß er auch nicht auf etwas fremdartiges, einer andern Zeit, einem andern Lande eigen, sondern wie die Wahrheit auf seinem eigenen Stamme, wie das Wort eines Volkes aus seinem eigenthümlichsten, durch nichts gestörten Sinn selbstständig hervorgehen.

Es ist aber für die ganze Baukunst überhaupt eine ihrer wichtigsten Grundbedingungen, zu Kraft, Klarheit, Bestimmtheit und höherm Eindruck im Charakter ihrer Werke, daß das Nothwendige, der Zweck selbst durch seine einfachsten Mittel dargestellt, das Werk als ein in seinem Wesen rein Begründetes, den Geist des Meisters — den Menschengeist, als ein ohne kleinliche Nebenzwecke fest, einfach, wahr und groszartig auf sich selbst und der ersten Sachansicht beruhendes (bestehendes) geltend mache. Mit keiner Kunst ist Abweichung in Ziererei und eitle Selbstgelterei unverträglicher, keine zwingt durch ihre absolute und verstandene Natur mehr zu einfacher, groszer, in sich selbst gediegen erfundener Wahrheit als die Baukunst (nächst ihr die Skulptur). Alle andern lassen oder erlauben dem Geiste sich in mancherlei Zier, Ne-

benwerk oder Schaugeräthe, in allerlei Auskunftsmittel, Oberflächlichkeit und Scheinwerk zu verweichlichen. Sie, diese beiden aber rufen immer streng zum Gewissen, zum Ernst der durch sich allein geltenden Wahrheit zurück oder bestrafen sich schnell durch die Verminderung ihres Eindrucks, durch die machtlos schwankende Ungediegenheit, in welche sie alsbald verfallen. Nur bei großer Wahrheit werden beide bedeutend und genügend. Baukunst ist von allen Künsten die, welche dem Verstande in Vielem am nächsten, am ersten von ihm ergriffen und geprüft und durch seine Urtheile dem Gefühle nahe gebracht wird: die, welche mehr oder früher durch den Sinn auf den Verstand und durch ihn erst größtentheils in unser übriges Wesen eindringt, die eben so sehr verstanden (... durch einen in sich erreichten und vorschwebenden Zweck begriffen) als gefühlt sein will: wenn gleich in der Blitzeseile unseres Innern beides als ein in gleichem Momente entstehend Vereintes im Gemüthe erscheint.

7. Villa Ludovisi. Woher kommt es, möchte man fragen, daß ein Mensch, ein Meister, z. B. der die äginetische Juno in V. L. verfertigt mit so sichtbarem Sinne für das Schöne, nicht in der Arbeit eines langen Lebens, am steten Vergleiche seiner Werke mit der Natur, am Gefühle des noch nicht Erreichten, zu der Fertigkeit der Hand, zu der Ausbildung gelangte, für welche ein Jahrhundert und die Folge mehrerer Meister noch erforderlich war, die dem Schüler des spätern Jahrhunderts schon Form seiner ersten Form, Handwerksgriff waren. Es ist doch gewiß vom ersten Kopf, den Lehrling Phidias machte bis zu seinen Werken als Meister die Entfernung nicht geringer, der Schritte nicht weniger gewesen, als die, zu deren

Ueberschreitung wir in der Geschichte der Kunst Jahrhunderte nothwendig sehen: die Natur hatten alle Zeiten vor sich; an Streben und Gefühle waren sie sich gleich. Das Schöne war erkannt, wie in der unvollkommenen Form sich doch zeigt. Daß in Wissenschaften, wo nur der Begriff den Begriff zeugt, wo Verborgenes errathen werden mußte, wo nur eine vielfache Erfahrung durch Wiederholung das Bleibendere, Allgemeinere feststellen konnte, daß selbst in der Mahlerei, der erst bis auf ihre Stoffe viele andere Erfindungen zu Hilfe kommen mußten, die, da sie zusammengesetztere Gegenstände aufnimmt, erst in der Zusammensetzung selbst sich Erfahrungen sammeln mußte ... dieser lange Weg von Jahrhunderten nothwendig war, läßt sich erklären. Aber warum in der Bildhauerei, deren Formen ganz fertig in der Natur vor ihr stehen, die nur eine Gestalt auszuführen hat? Ein anderes ist Ausdruck, Stellung, Charakter — hier mußten Beobachtungen, die man nicht immer und nicht Jeder macht, eine höhere Ausbildung des Denkens und Lebens, die fortschreitenden Forderungen eines solchen Denkens, und der Wetteifer, was man am Vorgänger versäumt findet, zu übertreffen, und anderes, die Erweiterung langsam erst geben.

Welch ein Licht wirft es auf den menschlichen Geist! denn an vielen äußern Dingen, die so klar sind, daß sie keiner besondern Entdeckungsanstalt zu benöthigen scheinen, wo die reine Form oder das helle Gesetz sich überall ausspricht, wiederholt sich dasselbe! Oder muß man glauben, Jeder stehe in seiner eigenen Beschäftigung auf einem gewissen Punkte still, wenn nicht rings um ihn her sich andere Forderungen erheben, wenn nicht im fremden Auge oft mehr Meistersinn läge, eine schärfere Umfassung der Natur und ein strengerer Ver-

gleich, worin der Einzelne den Einzelnen in einigen Ahnungen des Bessern übertrifft, als im Auge des durchs Handwerk oder Gewöhnung Erstarrten? Wenn es nicht leichter wäre, viel zu fordern, als auszuführen, wie viele Entdeckungen würden noch schlafen. Darum ist's nothwendig, daß keines — sei es Wissenschaft oder Kunst oder irgend ein Geschäft, auf sich abgeschlossen stehe. Daß durch fremdes Sehen, Richten und Fordern derer, denen Fordern nur einen Gedanken oder eine Erwärmung der Fantasie kostet, ein Ziel gesteckt werde, welches der, der in den Beschwernissen der Ausführung nur seine Mühe und was es ihm gekostet, dahin nur zu gelangen, berechnet, sich selbst selten steckt, auf daß verhindert werde, was immer sonst eintritt ... die Wissenschaft, die zur Schule, die Kunst, die zum Handwerk, das Handwerk, das zum Tagewerk wird, weil Jeder gerne ausruht bei einem gewissen Erreichen, weil Jeder so gerne und so leicht mit sich selbst befriedigt stillsteht. Wie dem Menschen die Gesellschaft des Menschen, so ist jedem Geschäfte die Gesellschaft Anderer, Jedem, der entwirft oder ausführt, die Stimmen derer, die nach ihrem Sinne, ihrem Standorte, ihrer Empfindung nach den Lasten, die auf sie fallen oder nicht gehoben werden, zur Berichtigung, zur Erweiterung und zu Vermeidung der immer nahen Einseitigkeit unentbehrlich.

Hierauf sollte bei allen menschlichen Anstalten, — Staaten und Akademien, Kriegskünsten und Friedenskünsten vorzüglich gedacht werden. Die Hoffart des Handwerks mit all seinen erlähmenden Folgen ist die gewöhnlichste und darum verderblichste Schwäche der Menschen. Gegen sie muß stets gestritten werden und nicht einen Augenblick Friede. Es mag

freilich verletzen, nicht ausschließlich im Werke als Meister zu stehen, und von denen, die nicht in derselben Schule gelehrt sind, Richtigeres oft zu hören, als man selbst denkt. Aber wer seine Kunst liebt und wer sie kennt, wer sie nicht treibt als Miethling, sondern als freier Geist im Dienste und zum Fortschritte der Menschheit, als Theil an ihrem Ganzen, der wird selbst dem Nothwendigen entgegengehen, und, wie Apelles, sein Werk ausstellen, vom Schuhe, den der Schuster zu tadeln versteht, bis zum Geiste, der im Geiste das Höchste zu entdecken weiß. Daß tadeln leichter als machen, ist also eine sehr gute Einrichtung der Natur, um zwischen zwei Gegensätzen jeden in sich selbst weiter zu führen um den Muth, welcher fortschreitet, gegen den Uebermuth, welcher stillsteht, zu bewahren. Es soll getadelt, d. h. mehr gefordert werden. Jeder Mensch wird nur durch andere integrirt.

An jenen alten Werken, wie die Juno, ist besonders charakteristisch das noch nicht scheidend genug gewordene Fassen der Einzelnen Theile, das monotone breite Hineinschwellen der Wangen bis an die Augen, ohne Bemerkung oder Schattirung der Bakenknochen und anderer Theile, das Andeuten mehr als Ausführen einzelner Theile, z. B. der Augen und ihrer Umgebung, während Lippen, Nase oft schon sehr bedacht sind. Oder der Fleiß im Technischern, z. B. der Haarlocken nach der herrschenden Mode. Oder der vollkommenste, meisterlichste Verstand des Körpers und seiner verschiedenen Stellungen bei völliger Monotonie der Köpfe, oder Köpfen, die um ein halbes Jahrhundert zurückstehen.

Ein lieblicher kleiner Faun — junger Bacchus möchte man ihn nennen, von so zartweichem Körper, mit Epheubeeren

gekrönt, der ganze Haarwurf so fantastisch schön, fast romantisch möchte ich sagen, denn er hilft dem ganzen Wesen eine Art Weihe für etwas Höheres geben. Der rechte Arm angesetzt, aber vielleicht nur der linke neu. Ein Stück der rechten Brust angesetzt; das linke Bein? Er lehnt leicht und träumend gegen einen Baum hin.

Papirius ꝛc. die beiden vorne übereinander geschlungenen Arme neu. Sehr schön die hinten über die Schultern gelegten. Nie kann ich meine erste Meinung ändern. Die Gruppe ist Porträt. Eine Mutter, die ihren Sohn nach langer Abwesenheit oder Krankheit umfängt. Vielleicht eines jener Grabbilder mit verschlungenen, auf die Schulter gelegten Händen im Ganzen. In ihr alles Edle der Kunst, alles richtige Wissen in Stellung, Ordnung und Gewand, eine ruhige Erwärmung mehr, als ein forschendes Fragen, oder nur überraschende Entdeckung im Augenblicke der höchsten Bedrängniß. (Schon daß man beide Deutungen der Geschichte in sie legen konnte, beweist gegen beide.) Das Ganze war perspektivisch berechnet für einen bestimmten Standpunkt hinter ihr, denn ihr Gesicht auf der abgewendeten Seite ist etwas schief. Er ein gemeiner, gedrückter, vielleibiger Körper, mit kürzern Beinen als gewöhnlich, ein sanfter, fast schwächlich, wie nach ausgestandenem Uebel sehender Blick; kein heroisches festes Auftreten der höhern Kraft; für Orest, zu still, zu sehr in weicher Ruhe erwachsen, keine Spur eines von Furien des Gewissens furchtbar Getriebenen, was an tief eingegrabenen Zügen sich doch auch für die Ruhe erhält. Schöne Arbeit, schöner Marmor, neu polirt.

Perseus wie der bei der Biga im Vatikan, nur minder frei in der Ausführung. Kleine Lockenreihe über die Stirne

den Hut, der sich hinten wie eine Schaube weit hinaus stülpt mit den Flügeln. Um den linken Arm herumgewunden fällt das Gewand herab, ein Stück neu. Warum ist Perseus öfter zu finden? andere Helden Bellerophon, Jason rc. kaum? Was gab seiner Mythe den Vorreiz?

Juno Ludovisi, immer die Göttin, wie unter allem Vorhandenen keine gelang. Ein Land, wo solche Größe in weiblicher Form eintreten konnte! denn vom Manne ist durchaus nichts geborgt. Es ist nicht Gewalt des Verstandes oder der That, des Muthes oder der Begeisterung — es ist Alles — ein Wesen, das in stiller, großer Uebereinstimmung seines ganzen Wesens für alles das Macht hat. Ernst, fest, mild, einen Zug stiller Melancholie. Nasenspitze neu. Sie und die Folgende einen Haarknaul hinten.

Die Beschleierte, auch die Nasenspitze neu, ein so bedeutender Theil zur Harmonie des Ganzen; um den Kopf etwas verraspelt.

Fast schwankte ich heute zwischen ihr und der Juno im Vorsaale. Auch in der Verschleierten ist ein noch merkbarer Zug Trauer, wie fast in allen Köpfen der großen Schönheit, Minerva rc. Venus ist nie schön genug dafür. Es muß auch so kommen, fast jedes höhere Wesen findet in der rohen Verartung der Menschen des Höhern so wenig.

An der im Vorsaale ist die linke halbe Unterlippe weg. Die Nasenspitze schlecht neu. Und doch welche Hoheit und Vollkommenheit des Großen und Schönen in ihr.

Kalliope, vielleicht etwas besser als im Vatikan, vielleicht. Der Kopf nicht der ihre, aber ein einfach schöner, charakteristischer Kopf vom mittlern Werthe.

Mars Nase neu, er gleicht dem auf dem B. S. zwölfte

Gitterrunde im Kapitol. Der Helm unterm linken Fuße hat kurze Stierhörner. Der Bruch der fehlenden Figur an der linken Schulter und dem herabhängenden Gewande unten kennbar.

Pätus — Arria — welche grandiöse Bewegungen! höchster Affekt bei Charakter. Es ist eine gewaltige That, aber die That selbst nicht Geliehenes in der Ausführung. Keine unnütze Sentimentalität, er ist eins mit sich selbst. Der Entschluß hat entschieden, was sein muß, geschieht. Die Anstrengung ist nicht größer, als die ein Stoß fordert. Er wendet sich von ihr ab, in den großen Drängen muß der Mann allein mit sich stehen. Bei so großem Verstande der Natur ist es ein Muster aller Bilder. Ein minderer Verstand hätte ihn recht modern sentimental mit einer Tirade an die Sterbende mit thränenden Augen und allen Verwindungen des Schmerzes sich tödten lassen. Welche Stellungen, welche Linien besonders von der Seite, vom aufgehobenen Arme bis zum ausgestreckten Fuß! sein linker hält noch die Todte unter den Achseln.

Und sie, das brechende Auge etwa auf ihn gerichtet? Nein, edel in der Würdigung eines großen Todes, angstlos, still, durch eigenen Sinn, es sei das Würdigste, ist sie gestorben — der letzte Hauch ist eben entflohen, der hohe Geist ist noch in den Zügen. Arme und Haupt sinken, sie liegt auf den Knien, man sieht, daß nur er sie noch hält. Aber das Abbild eines schönen Lebens ist über Alles verbreitet. Wer Erhabenes sehen will, der sehe sie. In ihm ist mehr die Kraft, die erhebt: in Haaren, Gesicht, Bart, in Vielem eine Erinnerung an den Fechter. Es ist kein absolut großer Mensch, aber der Augenblick kann Jeden über sich selbst stellen. Daß

sie die Seele seiner That, der Funke in seine Kraft scheint, macht sie und ihn um so größer. Ihr linker Vorderarm, sein halber linker und ganzer rechter Arm neu. Aber die Anzeigen der Richtungen waren unfehlbar.

8. Es wäre ein eigenes Studium, die römischen Porträte nach dem herrschenden Ausdruck der Charaktere zu betrachten. Von der Republik aus den höhern Jahrhunderten sind Wenige übrig. Die Meisten treffen in die Kaiserzeit. Wenig Erfreuliches in den Meisten. Oft Spuren von Kränklichkeiten, Nervenschwäche. Ueberhaupt nahen sich viele ihrer Physiognomien denen, welche wir noch gewöhnlich unter uns erblicken, weit mehr, als sich uns die vor einigen Jahrhunderten gemachten nahen, besonders Deutsche, Niederländer ꝛc.; denn die frühern Italiener fanden sich häufiger unter Lebenden wieder. Läßt sich hieraus ein Schluß ziehen auf ein Verwandteres der Lebensweise, der Beschäftigung, durch welche die Charaktere sich mehr da- oder dorthin entwickeln? Man trifft Köpfe, unsern Kauf- und Handelsherrn, Geschäftsleuten, Hofwürdeträgern so auf's Haar ähnlich, daß man sich besinnt, ob man nicht einen alten Bekannten vor sich finde. Die alten römischen Damen hatte die Natur so wenig mit Schönheit beglückt, als die neuen. Immer etwas Hartes, Widriges, Gespanntes, kleinlich Wichtiges, breite Jochbeine, unholde Formen und noch weniger Spur eines hold- und edelgeführten Lebens. Auch hier habe ich gemeinen Verwalterinnen, Kaffeeschwestern, Beschliesserinnen, Haushälterinnen u. s. w. in Menge begegnet. Der vornehme Schnak nichtig-seliger und gevätterlich-vielredender Selbstgefälligkeit ist auf Vielen unverkennbar.

Mitunter aber wieder auf jenen ehelichen Grabbildern,

wo das alte Paar in langer Vertraulichkeit die Hände ineinander schließt, solche, die der bürgerlichen Sitte, dem gutartigen, treuherzigen, alten Niederländer so nachgebildet scheinen, als ob sie dort zu Hause wären. Man könnte es als einen Beweis anführen, daß wie noch jetzt in großen Städten gute und schlechte Ausbildung nur in einigen Klassen fortrollen, in andern sich Alles bei weitem unveränderlicher und alterthümlicher erhält: so auch im alten Rom zur Ehre der Menschheit sich Aehnliches ergab.

Warum ist das Portrait bei uns so charakterlos? Warum nicht bei den Alten (selbst in schlechterer Zeit schon nicht ganz), warum bei unsern frühern Wiederherstellern nicht? Welche Verschiedenheiten des Studiums und die in der Art dadurch gewonnene Auffassungskraft zeigt es an.

Ich habe heute lange alle Porträtköpfe der ersten Gallerie betrachtet: für Kunstgeschichte wenig, und nur die Bestätigung meiner drei Folgerungen abgenommen — 1) Alt-Rom enthielt kein schönes Volk: das Leben war nicht dazu geeignet. 2) Durch Lebensweise, Affekte, Beschäftigungen und das, was hieraus auf Charakter, auf Race und äussere Formen übergeht, stehen sie im Aeussern, wie einst wahrscheinlich im Innern, uns näher, als unsere Vorfahren vor zweihundert Jahren. 3) Eine ehrliche, schlichte, unberührbare, Geschlechter durch in demselben Kreise von Sitten, Gewöhnung, Meinung sich behauptende Mittelklasse, an der die Zeit ohne Wirkung und Einfluß vorüberging, bestand in Rom, wie noch jetzt in jeder großen Stadt. Es sind die, meinte einer, »welche die Ehre der Nation vor Augen und im Herzen haben«; so hoch stelle ich sie nicht, an eine Nation, an deren Ehre denken sie eigentlich nicht (wenn gleich sie manches Bes-

sere in ihr aufrecht zu halten und fortzupflanzen dienen). Was sie thun und was sie sind, sind sie eigentlich aus glücklicher Gewöhnung, aus hierin festgehaltener Neigung; wohlhabend genug, um sich nicht in fremde Formen für ihr eigenes Fortkommen hineinwerfen oder schmiegen zu müssen, nicht reich genug, um mit dem reichern und wechselhaftern Leben sich in Berührung zu finden, oder Arbeit entbehren zu können, sind sie durch ihre Arbeiten selbst auf einen eintönigern, haltstarken Kreis des Lebens beschränkt; stolz genug, ihn zu achten, mäßig genug, sich in ihm zu vergnügen, zahlreich genug, sich in sich selbst eine Welt der Ehre, der Meinung und der Sitte, durch die man Schätzung und Zutrauen genießt, zu bilden — entsteht durch gleichere Beschäftigungen ein gleicheres Etwas, welches hinreichen würde, ein Gewicht alles Bessern, ein Quell der Wiedergeburt, oder bleibenderer, strenger oder edlerer Sitte für eine Nation zu werden, wenn seine passiven Tugenden und negativen (ausschließenden) Gewöhnungen fähig wären ... die Stelle aktiver Eigenschaften und die Kraft positiver Tendenzen anzunehmen, und hierdurch dem Strome verderblicherer Thätigkeiten und beweglicherer Veränderlichkeit, dem Umtriebe derer, denen es bei nichts wohl ist, weil es in ihrem Innern nicht gut steht, die Waage zu halten.

9. Florenz ist für Kunstgeschichte neuer Zeit die wichtigste Stadt, mehr als Rom; — hier ist eine Kette, ein Fortlaufendes, dort nur große vereinzelte Trümmer für Geschichte und Baukunst, Malerei und Bildhauerei, verknüpft mit bürgerlichen und politischen Entwicklungen und deren Spiegelungen. Schon eins unterscheidet den Zweig der gothischen Baukunst, der sich etwas schwächlich nach Italien versetzte:

was durch Steinhauerei an andern Ländern, ward hier gleichsam durch Malerei, durch eine Mosaik bunter Marmore und ihr Augenspiel zu erreichen versucht, daher hier mehr geradlinige, durch wenig Pfeiler und andere Vorsprünge gleichsam lebendiger fortschreitend gemachte Massen, flachere weitere Bogen, wenig gespitzt ꝛc.

Der Dom würde größer scheinen von außen, wenn nicht die starken Ausbreitungen und der niedrig gehaltene gedrückte Bau der Seitenkapellen an der Kuppel ihn verkümmerten und verkürzten von innen, wenn der Bogen minder weit, der Säulen mehrere wären.

Das Schiff vergrößert in seiner geraden Masse sich für's Auge durch das Farbenspiel seiner Marketerie, durch eine Art Perspektive der Farbenabstufung und ihre leicht lustigen, fast wie Nebel fortschwebenden Nüanzen.

Es ist überhaupt sehr zu fragen, was ist und was macht sich für die Erscheinung und in der Kunst groß? Wir müssen unterscheiden, daß es ein Großes für den Verstand, wie für das Gefühl, die Fantasie ꝛc. gebe: Dinge, die für Alle zugleich groß und erkennbar, Dinge, die es nur für die einzelne Kraft sind, und selbst Dinge, die es nur durch eine ihnen gegebene Form oder Ueberlieferungsweise werden. Eigentlich sind alle Herkulesthaten wahre Dorf- und Jagdschlägereien: aber der Nimbus vor Jahrhunderten, Charakter, Kunst-Verehrung und Idee, für welche Alles geschah, vergrößern wie Eppich und die untergehende Sonne ein paar alte Mauerreste. Dinge, welche von Natur aus nur im Gefühle ihre Größe finden können, können als bloße Verstandesobjekte wohl große Maße, Schlüsse auf ein Vielverwendetes, gleichsam große Berechnungssummen geben, aber

nicht große Eindrücke, eine innerlich bewirkte Erhebung. — Mit all ihren Dimensionen kann die Peterskirche nur Maße in uns erzeugen, nicht Ideen, denn sonst müßte die Ferne eines Dorfkirchthurmes uns erhaben stimmen, wenn es bloß auf Entfernung ankäme. Ein Distanzurtheil, aber keine Empfindung wird er uns, ein Spazierziel, aber kein Versetzen des Geistes in höhere Welten. Groß wird für den Geist (aber Alles ist dadurch noch nicht gesagt), was seine Grenzen verbirgt, oder sehr weit hinaus in Formen, die unsern Gefühlen bedeutend werden, verlegt oder halb andeutet.

Merkwürdig bleibt Florenz für Geschichte der Denkart, eine Entwicklung des Lebens durch sie, durch bürgerliche Lage und Verhältnisse der Kunst. Sie hat ausser Deutschland sich nirgend so bestimmt aus innerer, einfacher Wahrheit und Sinn entfaltet und dabei erhalten als hier. Darin, daß sie sagen wollten, was sie dachten, und nur ausdrücken, was in ihnen ansprach, technische Taschenspielerei, Effekte noch nicht kannten — der andere Leute in die Gewalt unserer äussern Magien hineinreißt (eine Art Illusionskunst), blieben sie wahr, gründlich, streng, treu und genöthigt, den Sinn der Kunst in Charakter und tieferer Erforschung des Lebens selbst zu suchen.

Aber mit dem, was man religiöse Kunst des fünfzehnten, sechszehnten ꝛc. Jahrhunderts, der Kunst einzigen Boden und Klima nennt, bitte ich, der Geschichte willen, mir nicht zur Last zu fallen. In einem Zeitalter, wo man außer persönlichem nichts Allgemeines, nicht bürgerliches, politisches und nationelles Recht hatte, nichts Allgemeines als den Kultus, mußte er, der reichste Abnehmer von allen, und die Seiten, wohin Jeder, der noch etwas Oeffentliches stif-

ten wollte, in Ermangelung anderer Ideen seine Richtung nahm — den Markt und die Waare, die am meisten verfertigt wurde, bestimmen. Religiös dachten die wenigsten Künstler, das zeigen ihre häufigen Ausweichungen der Art ihrer Behandlung, ihre liederlichen Bilder neben jenen, ihr Leben und der Umstand, daß sie, bei weitem minder tief religiös als die Griechen, sich nicht einmal philosophisch bestimmte Ideen eines jeden Mythos, und jeder Personifikation einen festen Charakter und Ideal zu geben wußten. Ist's denn nicht mit der Baukunst eben so? Wie viele öffentliche, eigentliche Gebäude höhern Stils, ausser Kirchen und einigen Privatgebäuden und dem Pallast sammt den Prokuratien in Venedig gibt es denn?

In Florenz ist mir für Baukunst das Wichtigste der Dom, die Anunziata, St. Spirito, etwa Maria Novella, Pallast Pitti, Medizi, Strozzi, etliche ähnliche. Für Kunst das Museum, Pitti, genannte Kirchen St. Croce, Marko und Masaccio, Pallazzo Versio.

10. Was will ich, wenn ich mir vornehme, eine Kunstgeschichte zu schreiben? Man sieht, daß diese Frage zu ihrer eigenen Norm und Berichtigungsstufe, der von »Sollen und Können" zurückfallen muß, von einer andern Seite durch die Fragen — was ist mein Stoff? was die Form?

Wer eine Kunstgeschichte entwerfen will, der will sich, der will Andern die Fragen lösen ... in welchem Hergange... an welchen Stufen der Entwicklung von Wissen und Können bildete sich eine Reihe von Künstlern und ihre Werke? Was entstand im Charakter jeder Zeit und vermöge seiner Einwirkungen: was gab diese Richtung mehr als eine andere?... eine Frage, die die Kunst mit den Geschichten und dem We-

sen der ganzen Nation für die Lösung aller weitern Fragen verknüpft.

Erste Nothwendigkeit also . . . alle oder doch viele vorhandene Werke so weit und nach den Zeiten ihrer Entstehung bewährt, vor Augen zu haben, daß sich aus ihrer Masse und Charakter und der Stufe jeder Zeit, aus deren Vergleiche das Maß, die Art und die Weite der geschehenen Fortschritte bestimmen lasse. Das ist der erste Stoff. Mit ihm ist zusammenzustellen, was ältere Geschichtschreiber hierüber hinterlassen haben.

Ein Urvolk der Künste zu suchen, führt auf nichts. Es ist die Kunst beinahe überall auf eigenem Boden entsprossen. Es haben fast überall Mittheilungen, nähere oder entferntere, verkennbare oder verstecktere Statt gefunden. Das Volk, welches den meisten Einfluß auf andere, den ersten Vortritt vor andern, oder die freibehauptetste Eigenthümlichkeit hatte, wird als Ergebniß am Ende sich darstellen, aber immer verfehlt oder wenigstens die volle Wahrheit nicht getroffen werden, wenn man es in thesi sucht.

Es gibt andere Völker, die man durchaus nur für Schüler anderer mit wenig oder gar keiner Eigenthümlichkeit erkennen kann. Sie mögen sich den Meistern zuordnen, deren Lehre sie empfingen und oft sehr untreu fortsetzten.

Es entstehen hier schon die ersten überall paralell durchlaufenden Unterschiede (bis zu den Individuen): ursprünglich eigenthümlicher und nachtretender Künstler, idealschaffender oder bloß Mann von Geschmack.

Das Schöne und Hohe tritt als Kriterium ein. »Das Schöne hat mit allem Ursprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird, und sich nicht in logische Merk-

male auflösen läßt: Es ist und zeigt sich; es kann gewiesen, aber nicht bewiesen werden." Nur der, welcher das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen schöpft, trägt dessen Sinn und Darstellungskraft in sich. Aber der ist nur Mann von Geschmack, der nach angenommenen Mustern, mit viel Scharfsinn und Verstand, bis auf einen gewissen Grad sehr gut zu vergleichen und auszumitteln, sich und Andern vorzuzählen weiß, in wie ferne und wodurch dies oder jenes alle Forderungen und Regeln genauer oder meisterlicher erfülle.

Es geht Begriffen wie dem Gelde ... das Zeichen wird endlich die Sache selbst für unsern Geist, das Mittel wird als Werth in sich dem vorgezogen, was damit erreicht werden sollte und könnte. Man geizt im Mittel.

Wir schwindeln aber überall hinab in den Mittelpunkt des Nichts ... der positiven Lüge, wenn wir das mit dem Gefühle aus dem Herzen verschwundene Wahre aus dem Verstande wieder herstellen wollen.

Von jeder Erkenntniß muß der Mensch einen Theil zernichten, um sie zu fassen; denn er hat die Sache nur im Begriffe ... in so ferne er sie zum Worte herabzuziehen weiß. Dieser Satz gilt mit vorzüglicher Anwendung bei Kunsttheorien und Theoretischwerden, bei Nachahmen und Bilden unter fremden Autoritäten.

Ein Volk, um geachtet zu werden, muß sich selbst achten, nicht preisgeben, nicht selbst unterordnen, sich eigenthümlich und Etwas durch sich zeigen.

»In der Liebe — habe ich gelesen, — strengen wir uns an, um vor und für den geliebten Gegenstand Alles zu sein, was wir sein können. Wir lernen duch sie die Scham vo uns

selbst im höchsten Grade kennen. In der gewöhnlichen Vertraulichkeit umgekehrt; sie hilft uns weniger über uns selbst schämen; sie ist eine Gemächlichkeit. Wir spannen uns ab im Umgange mit Bekannten, und sind (weil auch sie sich gemächlich vernachlässigen) in solcher Gegenwart gerade das wenigste, was wir sein können.» Es mag etwas ähnliches der Grund sein, wenn in manchen Zeiten beim Verlust aller Gegenstände, aller Fähigkeit und Reize einer begeisterten Liebe unter bekannten, alltäglichen, schlaffen Vernachlässigungen oder Abspannungen Niemand sich anstrengt, Jeder sich gehen läßt: Keiner sich seiner Lebensnichtigkeit schämt; aber doch das Nichtige, wenn nicht an sich, doch an Andern und der Zeit verachtet. Verachten ist ein negativer Zustand (bei dem höchstens die Zuflucht, die wir in einem Entgegengesetzten des Verachteten suchen, weil es nicht jenes, keineswegs aber weil es etwa ein Besseres, etwas Positives ist) und kann nichts Positives, keinen Trieb der Fantasie, die im Leeren, Lichtlosen keine Thätigkeit findet, geben. Darum in solcher Zeit alle dichtenden, schaffenden, künstlerischen, heroischen Talente wie aus der Menschheit weggelöscht scheinen.

Man muß die Menschen, die Formen des Daseins achten, um sie zu einem Gegenstand der Fantasie — d. h. der Kraft, die Hohes immer höher und Sprechendes immer bedeutender sehen will, zu machen. Nur das Geachtete führt zur Dichtung.

»Wenn die Kunst ihre Natur, d. h. ihr Princip, oder wenn sie ihr Princip, d. h. ihre Natur sucht — philosophirt sie über sich selbst. Daher wird jede wahre Kunstgeschichte (vielleicht auch jede andere) eine Naturgeschichte des menschlichen Gemüthes in seiner künstlerischen Thätigkeit — eine

Darstellung, wie Alles aus der Natur und dem Princip unseres Geistes, aus der Entwicklung seiner Ansichten für einen Gegenstand, an dem er Thätigkeit übt, hervorgeht."

»Aus der Progression des Selbstbewußtseins, das nothwendig reflektirend, folglich auch abstrahirend ist, gehen alle Künste hervor." Ist das wahr?

Was Jemand, der eine Kunstgeschichte entwerfen will, an sich zu fragen und ähnliche Fragen in andern vorauszusetzen hat, findet, wie jedes Wollen, seine eigentliche Richtung und entscheidendes Umfassen nur in einem Sollen... d. h. der Idee, was eine Sache überhaupt zu sein scheint, was den erschöpfenden Begriff und Inhalt ihrer Natur uns enthüllt, um hieran ein Wollen erreichen zu lernen. Alles Sollen entdeckt sich in der Idee einer Sache, a) in dem, was sie als ein in sich vollkommen Erreichtes sein muß... b) in der Idee, was auf ihren Zweck in der Welt sich bezieht, für was sie da ist. Alle Ideen menschlicher Unternehmungen beantworten also in letzter Instanz sich an der Menschheit als dem Ziele, für das sie da sind, als dem Wesen, für dessen reinere Vollendung sie ein Mittel, nach dessen Empfänglichkeit sie ermessen sein müssen.

Läßt sich eine Kunstgeschichte entwerfen, die nicht zugleich, wenigstens im Allgemeinen, Geschichte der Baukunst, der dramatischen Spiele, der technischen Beschäftigungen... der Handwerke und Fabrikationen, der Lebensgebräuche und Lebensgeräthe, der Oekonomie und des Reichthumes, der Sitten und Genüsse, der Religion und der Meinung, der politischen Lage und Verfassung, in so weit aus ihnen die fortschreitenden Gestaltungen des Lebens und Lebenssinnes hervorgehen, und hierdurch des ganzen Volkes und seines

Charakters, als der Grundlage und Folge, der Quelle und der Wirkung all dieser Dinge ... sein müßte? Oder läßt sich, ohne alles dies zugleich mit vor Augen zu haben (wenn schon nicht ins Kleine auszuführen) verstehen, warum Kunst entstand, stieg oder sank, warum so oder so sich artete?

Sollte man nicht bei den Aegyptern wissen, ob ihre Künstler geschlossene Zunft oder Orden, Diener oder eine Priesterklasse der Tempel gewesen; oder ob ganz freie, einzelne Arbeiter?

Sind wir im Stande, durch das, was wir besitzen an Wissen oder Werken, eine Kunstgeschichte, wie sich's gehört, vollständig zu entwerfen, oder nur Fragmente? *)

Wär's nicht vielleicht am besten, sich an einzelne Städte halten: und indem man als eine wirklich vorhandene Welt, was aus allen Jahrhunderten in ihnen übrig, Gebäude, Institutionen, Denkmale, Kunstwerke durchgeht, — den Geist und die Gestalt der Jahrhunderte (zuweilen oder öfter mit Vergleich anderer Städte) darzustellen? Was würde nicht eine recht geistvolle, in der Vergangenheit ganz sich einheimisch machende geschichtlich-heraufschreitende Beschreibung von Pompeji, Athen, Paris, Nürnberg u. s. w. und mehrere solche Beschreibungen als Glieder, wenn gleich nur vereinzelte und Bruchstücke — einer Kunstgeschichte ... eine Sache, die noch lebt und spricht, sein?

Welches Licht über die Jahrhunderte, 1400 bis 1700 gäbe nicht eine genaue Analyse der Malereien, Gebäude des

---

*) Wie Aufforderung des Bedürfens und der Nothwendigkeit die Quellen körperlicher und anderer wirksamen Arbeiten, so sind Fragen, das, was man zu wissen genehm, nothwendig und vergnüglich findet, die Quellen innerer forschender Thätigkeiten.

Vatikans, die Begriffe und Ansichten jeder Zeit? Wie sah M. Angelo, wie Rafael, wie spätere, wie die, welche sie beschäftigten, mit und nach ihnen lebten, sie priesen oder vernachlässigten ... die Welt, das Leben an? Wie Vieles ließe sich hiervon aus ihren Werken entziffern.

Ein modernes Volk (wäre irgend ein Sinn des Wortes als Gang und Ergebniß und besonders entwickelte Bildungsweise) ist das römische — schon etwas in und durch seinen Ursprung (militärische Kolonie von allerlei Leuten ohne eigenes Alterthum und Geschichte), noch mehr durch seinen Fortgang; eine aus allerlei Trümmern von allen Gegenden her aufgeschwemmte Landesmischung von Trümmern und Erden aller Art. Kein aus seinem eigenen Samenkorn in innerer Kraft des organischen Wachsthumes erblühter Baum. Angeeignet haben sie sich freilich Alles und verschmolzen in dem einen, was durch Noth und Lage ihnen überall das Gestaltende, Herrschende, Entscheidende, das, wodurch sich ihnen Alles verstehen und gebrauchen lernen mußte... ihr Bedürfniß als kämpfende, stets angefeindete, siegende, herrschaftliche, zur Erhaltung sich nothwendig achtende Gemeinde. Aber dieses Aneignen und durch irgend ein Bindmittel in sein Aggregat aufnehmende (gleichsam chemische) Operation unserer Natur ist doch sehr zu unterscheiden von dem aus einem innersten Keime organisch sich entwickelnden Wachsthum. Sie haben fremde Götter zu sich herüber beschworen, versprechend, erhebend in ihre Verehrungen aufgenommen, um sie andern Völkern zu entziehen und sich als schützende Wesen zu vereinigen. So von Ardea, so die lanuvische Juno, Juno Sospes — welche nicht Juno, noch irgend eine andere Göttin dieses, sondern eines fremden italienischen Systemes

ist . . . irgend eine Land- oder Hirten- oder Jagdgöttin, irgend eine jener einfach rohen Personifikationen der Landarbeiten, welche die früheste Religion der Römer ausmachten, bis sie einzeln die höhern mythischen Personifikationen der Natur und Naturkraft, z. B. Demeter und Triptolem, Persephone rc. aus Großgriechenland u. s. w. überkamen, und das heterogene Mischwerk der spätern römischen Theologie aus hetrur., großgriech., griech. lateinischer, vielleicht gälischer u. a. entstand.

Die Göttin kam nach Rom, die Mythe, das Lokale ging verloren. Denn was bedeutet die Schlange, auf welche sie tritt, das sonderbar umgürtete, mit dem Kopf übern Kopf gezogene Thierfell, die aufgeschnäbelten Schuhe, der starre, dumpf gespannte Jägersblick, der zu lauern und zu zielen scheint?

Wie die Römer Alles fremdartig und als Bruchstücke in sich aufnahmen, so haben ihre Götterbilder (und wahrscheinlich auch alle Theile ihres Kultus ... Gebräuche, Lieder, Ueberlieferung, wie immer denen, welchen nichts aus sich hervorgeht) meist etwas Riesiges und Ernstes, aber nicht den Ernst der Erhebung oder Durchdringung, sondern den einer starren Strenge, eine Art Amtsmine. Sie konnten wohl nirgend sagen (oder etwas hervorbringen), wie der homerische Hymnus (nicht von ihm, aber aus Hesiodus Zeit). »Die religiöse Naturbedeutung ist mit dem heitern Reiz einer Erzählung, ohne ganz versteckt zu werden, überkleidet; und indem wir überall das Sinnbildliche verfolgen, oder wo es nicht mehr zu ergreifen ist, ahnen, können wir zugleich Antheil nehmen an einem der Menschheit verwandten, gleichtönigen Wesen und Schicksal. Durch solche Verschmelzung

der Dichtung und der geheiligten Naturlehre mögen die, welche für den Geist ihres Systems begeistert waren, es auch nach Aussen zu verherrlichen bemüht gewesen sein. Es war Gesang und Lehre für nicht Eingeweihte und zugleich innerster verschlossener Sinn für Eingeweihte. Sie konnten die eigenthümlichste Anmuth dieses herrlichen Werkes ganz empfinden, als sie darauf zu merken wußten, wie warm und lebendig (selten des allgorischen Gedichtes Vorzüge) die Poesie sich um den Gedanken schmiegt, und wie (wenige Stellen ausgenommen) — der Gedanke wiederum sich hinzugeben scheint der naivsten Erzählung, fast ganz mit ihr verschmolzen scheinend.» Welkers Zeitschrift für Auslegung der alten Kunst. 1817. 1.

Wer wissen will, wie wenig Kunst*), oder was mit ihr in Verwandtschaft steht, auf Menschen wirken könne, der betrachte Römer — ihr Sein und ihre Kunst. Man sieht Allem an, daß es ouvrage de commande und höchstens im Innersten charakterisch durchscheinend, gebieterisch, hochfahrend und trockenernst, aber weder tief, noch ideal, noch vielumfassend werden konnte, wenn der (selbst griechische) Künstler seinem Brodherrn genügen wollte. Der Römer strebte mehr nach Porträt... sein Gesicht oder sein Wille schien ihm immer gut genug, der Welt zu gefallen oder sich aufzubringen. Selbst als sie knechtisch wurden; der Sklave ist immer am herrischsten da, wo er gebieten kann.

---

*) Besonders wenn sie Fremdaufgetragenes, nicht aus eigenthümlicher Artung und innerster Entwicklung des Gemüthes frei und gleichsam im Wachsthum des Gefühles aus Gefühlen Hervorgegangenes ist.

Hier, wie überall, geht Alles auf den Satz zurück: Nur der Mensch lebt und nur durch ihn Alles; was er ergreift, lebt sein Leben.

Jeder Kunst, wie dem, worauf sie doch in ihrem Entwicklungsgange größtentheils beruht... der religiösen, politischen, ästhetisch menschlichen Ausbildung jedes Volkes sieht man immer die mitwirkenden Grundstoffe des Landes, der Ereignisse, der Begebenheiten politischer und ökonomischer Art und Permanenz an, unter denen, mit und aus denen sie entstanden, die sie in sich aufgenommen, oder von denen sie ausgegangen. Nichts läßt ohne des andern Zugleich-Betrachtung sich historisch oder sächlich philosophisch verstehen.

Wie der Magen mit dem Kopfe schon an jedem Körper in sehr enger Verbindung und Wechselseitigkeit des Erkrankens und Gesundens steht, so in allem Menschlichen, im Bau aller Dinge, im Leben der Gesellschaft wie des Einzelnen.

Ein Urvolk suchen, selbst wenn es gewesen, ist Thorheit. Die Bahn dahin ist abgebrochen ... die Trümmer, vereinzelt — geben kein Bestimmtes und keine Richtung. Das Zusammenwirken Aller, der Typus der in sich selbst bedingten und ewig thätigen und erweckbaren Menschheit ist der Urstamm. Alles ist allenthalben, theilweise, unter Anfängen, welche vermöge der Natur der Menschheit (und da die Anfänge unmittelbarer aus ihr kommen, die Besonderheiten individuellerer Umstände erst die größern Abweichungen des Ausbildens gegründet) sich überall ähnlich sein mußten; sich begegnet, gemischt aufeinander gewirkt, näher oder ferner, hat Alles. Wie weit und wodurch dies überall, neben dem Eigenthümlichen, Oertlichen Statt gefunden — das wäre

freilich, wenn sich Alles aufdecken ließe, die höchste Erscheinung der Geschichte. Mit Andeutungen und abgebrochenen Beziehungen müssen wir uns noch genügen. Aber als Zweck sollte er immer der Geschichtforschung und Schreibung leitende Grundansicht sein.

Zwei Dinge: Verbindung mit andern Völkern und eigene Stellung jedes Volkes, nach den Ansichten, Neigungen, Denkarten, Erfordernissen, Beschäftigungen, welche vermöge der Art menschlichen Gemüthes (philosophisch angeschaut) und nach dem Hergange der Dinge (historisch angeschaut) daraus hervorgehen mußten und gingen, betrachtet, (das Wechselwirkende und das Vereinende, oder das sich Aufhebende und Bestreitende beider Gegensätze) sind das vorherrschende plastische Princip jeder Kunst. Die Ursachen also, welche gebend und bestimmend, sich bildend oder störend hierin vorausgingen, sind also in ihrer Aufsuchung und Darstellung das innere wesentliche und plastische Princip jeder Kunstgeschichte, und ihr Geist.

Die meisten Denkmale — Werke der Kunst, haben Religion oder das bürgerlich politische Gesammtwesen gestiftet; wenig ging und kann aus dem häuslichen Leben hervorgehen und dringt erst spät durch jene Quellen darauf ein. — Am nächsten steht ihm — Gesang, Gedicht, Idylle, Lehre, Sage und Romanze. Das Romantische überhaupt als des individuellen Lebens poetischer Theil.

Man sieht der indischen Religion mit ihren sitzenden ruhenden Göttern, ihren bis in die kleinsten Entwicklungen des Begriffes hinausgebildeten symbol. Individualisirungen der religiösen Wesen, die Entstehung unter einem bürgerlich, ökonomisch und philosophisch in Reichthum und Pracht,

im Denken und Wissen sehr weit gebildeten Volke an: und bemerkt mit Erstaunen eine sonst selten damit verbundene Richtung, alles durch Fantasie zu behandeln, alles durch Bild und Form über den Begriff hinaufgestellt, den Begriff zum Diener der Fantasie zu machen. Fabel und Spekulation, höchste Methaphysik und bildernde Versinnlichung auf eine höchst seltene Weise verbunden. Eine Erscheinung merkwürdiger Art. Doch der alten Welt gewöhnlicher als der spätern. (Man sieht, daß Bildschrift überall die früheste und der Anlaß).

2. Allgemeine Ansichten.

Was ist Kunst? Doch nur das Werk menschlicher Eigenschaften, eines Menschen so oder so gestellt, oder erregt oder begeistigt (begabt) — ein Verein (ensemble), eine Begegnung dessen, was den Geist begabt, so oder so zu sehen; artet so oder so zu deuten, zu wünschen, zu hoffen, zu sehnen; treibt unter dieser oder jener Form sich auszusprechen, fortreißt für irgend eine Erhebung seiner selbst oder der Zeit, oder der Menschheit, seine innern Gestaltungen hinauszustellen in ein Aeusseres; ein Gefühl, das sich äussert, eine Kraft, die sich verkündet, eine innere Welt, die lebendiger, klarer, wärmer, reicher an eignen Gebilden, höher in Beziehung des Unsichtbaren auf Sichtbares sich ausströmt (aufthut) in Wort oder Werk.

Darum läßt sie sich nicht regeln, nicht lehren und eigentlich auch nicht ganz mit Begriffen ergründen, nicht in volle Theorien verwandeln (denn jedes Werk schafft seine eigene, und ist das Treiben und Walten eines nur einmal so und nie wiederkehrenden Vereines von Kräften, deren innerster Schlüssel dem Meister selbst nach vollendetem Werke entschwin-

det), sondern höchstens so weit (und hier nicht einmal ganz, denn wer kann den Takt im Worte bestimmen, mit dem das besondere Auge eines großen Koloristen Farben wählt und dämpft und ordnet?) das Handwerk zur Ausführung beitritt.

So ist's denn doch nur die Seele, die Alles gibt, schafft und Alles kann, in deren Wirken Jeder sich selbst ein Geheimniß, für Andere so viel mehr ist; auf daß der Mensch demüthig erkenne ... ein Höheres, das ihm verliehen, aber über seine Willkühr erhoben, das ihn ergreift und leitet, aber nicht er solches, ein zweiter freier, ihm selbst noch verborgener Theil (ein Ich im Ich) walte in ihm. Nichts sei ihm wirklich, als was in diesem Geiste sich spiegelt und aneignet. Denn was ist Alles, so wir ein Wirkliches nennen? — Begriff, Vorstellung, Gefühl, Sehnsucht, Vermögen zu handeln immer nur, was der Mensch gibt und Gott gab, was aus dem Geiste entspringt und zum Geiste spricht. So treibt mitten unter diesen Körperlarven nur eine andere Welt, eine andere Natur ihr verborgenes Spiel, und während wir uns hier zu leben scheinen, ist nur fremder Aether unser Leben. Erscheinungen, die uns mit Verschreibung zahlen auf etwas, was sie nicht kennen und nur jenseits der Erscheinung bezahlt wird: je nachdem einer sein Werk mit mehr Geist treibt und Fremdes mit mehr Geist betrachtet, — Manches auch schon jetzt. So zahlt der Künstler dem rechten Kenner schon Manches in der Sterlingsmünze einer andern Welt.

Aber eigentlich sollte man auf eine ganz andere Art sprechen und die falsche Stellung, aus der man jetzt so sehr sich über Alles verwirrt, verlassen ... es gibt, um darüber zu reden, keine Kunst, sondern nur Künstler, kein Heldenthum,

nur Helden rc. Allen objektiv logischen Theorien sollten subjektiv historische oder genetische*) substituirt werden.

Kunst ist doch zur äussern Versinnlichung (d. h. Zeichen der Mittheilung) gebrachte Poesie, der Versinnlichung Mittel — nicht Zweck. Nur so weit nöthig, so weit schätzbar, und um so näher der Poesie, als sie das Innere unmittelbarer, bestimmter in ein Aeusseres hin- und in ganzer Fülle darzustellen dient. Eigentlich ist Poesie doch nichts — als Wahrheit, tiefer gefühlt, tiefer erkannt, unmittelbar im innern Wesen und Bedeutung angeschaut und in solcher Anschauung auf eigenes Leben und auf andere Zeichen übertragen, deren Licht, wie Zeichenfeuer der Höhen, sich nach all seinen Bedeutungen ausspricht, in dessen Durchsichtigkeit sich das innere Licht wie im Alabaster der Lampe ausspricht. Als Beispiel, wie ich's meine, aus einem arabischen Liede: »Ich kehrte wieder an den Ort meiner Geburt und rief... die Freunde meiner Jugend; wo sind sie!? und der Wiederhall antwortete und rief: wo sind sie!?" Wie einfach, unmittelbar wahr und wie groß, d. h. welche weite unendliche Ansicht des Daseins! Und ist's mehr als ein sehr wahres Gefühl in einer sehr wahren Situation, die in Einem uns zeigt, was

*) D. h. Aufzählung (Geschichte) des Herganges, a) wie Werke der Kunst und des Lebens im menschlichen Geiste entstehen... welcher Anlagen, Stimmungen, Grundideen und Forderungen nothwendiges Wirken und Schaffen sie sind: und b) wie sie nach denselben Gesetzen menschlicher Eigenschaften auf menschliche Gemüther wirken und etwas zu Freude und Leid, zu Begeisterung und Erhebung rc. auf diese Uebergehendes werden. Der Marmor, die menschliche Gestalt sind nur Buchstaben des geistigen Bildes, als in dessen Sinne das Wesen eines Meleagers hervorgeht.

Alle umgibt, was Alle verstehen, was Jedem aus seinem eigenen Leben zuströmt, was Jeden getroffen hat oder treffen wird oder trifft? Wogegen er nicht sagen kann, — es ist nicht so?

Eigentlich, meine ich, sollte man bei Kunst, bei allen ähnlichen Worten, die nur Zeichen eines Zeichens, nicht eine Sache sind, die nur das bewirkte (das Werk, opus operatum), nicht die wirkende Kraft, den Meister (das schaffende Wesen) in sich aussprechen (die Eigenschaft, aber nicht die Grundlage im Sein, dessen Erscheinung sie nur ist), den Weg folgender Beantwortung nehmen, z. B. was Gedächtniß, Vorstellungs-, Einbildungskraft, Fantasie ... was jedes dieser Worte heiße, was sie unterscheide (die Summe von Begriffen, deren Quintessenz man etwa in diese Worte niederlegte, in ihre Bestandtheile zu zerlegen und nach ihren frühesten Einzelheiten wieder herzustellen), weiß ich nicht. Aber wie die Menschen durch Beobachten auf solche Unterscheidung kommen, das Historische im Entstehen, Trennen und Gruppiren ihrer Wahrnehmung, die ungefähre Wiederholung desselben Aktes — und hierdurch die Analyse seines Herganges, seines historischen Geschehens in jedem selbstdenkenden Beobachter ... das möchte ich versuchen und auf diesem Wege mir eigne Anschauung werden. Nicht die logische Zergliederung fremder Begriffe, d. h. die an einem Todten vollbrachte, das fast nur arithmetische Aufzählen, wie viele Begriffe ein Mensch hier zu einer Einheit verknüpfte, dieses errathen wollen a parte post, sondern das Historische, das Betreten des gleichen Weges, das Wiederholen des zwischen ihm und dem Gegenstande vorgegangenen Aktes, das Entstehen, Fortschreiten, Anfügen von Wahr-

nehmung zu Wahrnehmung, von Anschauung zu Anschauung, wie eins des andern Standpunkt und Lichtöffnung wird: das kann belehren, d. h. den Geist an eigenem Sehen zu einem Erkannten, Ersehenen, Durchschauten führen. So viel sehe ich, es gebe (ein Fortschreiten oder ein Ineinandergreifen nächst verwandter, aber doch unterschiedener Kräfte, oder ein immer abgerissenes, starres Stillstehen und Wirken in jeder vereinzelten, ohne wechselseitiges Ineinandergreifen) ein Sehen — ein Behalten — ein Wiederhervortreten — Wiederhervorbringen — — oder ein willkührliches Verknüpfen des theilweise Genommenen in ein eigenes Ganze — ein Gestalten — ein Schaffen sogar aus ungesehenen, übersinnlichen Dingen, aus Ideen: es gebe eine Reihe solcher Akte, solcher Operationen, Möglichkeiten, Fähigkeiten im menschlichen Geiste. Nenne man dies nun erstes, zweites, drittes rc. oder Gedächtniß, Vorstellung rc. gleichviel, die Sache ist nur: die Reihe jener Operationen rc., nach ihren Fortschreitungen klar und richtig zu beobachten, nichts zu vergessen, zu überspringen oder an falsche Stelle in falsche Beziehungen einzuschalten.

Das Reich des Guten und Schönen liegt doch nur in der Poesie; durch sie nur besitzen wir (wird uns), was wir von beiden besitzen; d. h. nur im Innern des Menschen liegt die Freiheit, liegt die Weltentbindung, liegt die Erhebung zum Idealen, die der Gegenwart durch Gefühl oder Beziehung ein Höheres leiht, oder indem sie die durch die That wirkliche in ein Höheres zu verwandeln strebt, in diesem Streben, in seiner Wärme, seinem Glauben und seiner Begeisterung und Fülle wenigstens sich selbst für eine höhere Stufe

des Daseins entwickelt. Daß eine Poesie des Lebens (daß ein solches Vermögen und ein solcher Trieb) im Menschen liegt, ist das Siegel seiner Würde — die Quelle, durch die es für ihn eine Religion und eine Tugend, für alles Große Begeisterung und Kraft in ihm gibt; denn eben dadurch, daß er sich darnach sehnt und richtet, daß er es in sich ahnt und entwickelt, daß er in eigner Verähnlichung seine Ehre, und in der Verwirklichung jener Bilder seines Lebens Wahrheit und Verherrlichung findet — thut er das Große. Jeder wahrhaft große Mensch ward es durch Dichtung und Sehnsucht: seine That war nur Ausführung dessen, was als Gebilde längst ihn umschwebte.

Darum ist auch für die spätere Darstellung nur das große Jahrhundert (das, wo die Menschen in freier und erhebender Dichtung walten; das Objekt thut das Wenigste, daß man dichterisch es ergreife, das Meiste) ein dichterisches, d. h. dichterischer Behandlungsstoff.

Je näher die Kunst der Kindheit, je mehr ist sie noch Sprache, Erzählung; ein Drang zu verkünden, was ihr auffällt, zu sagen, was sie weiß; vieles statt viel, und mehr Sagen als Dichten, mehr freudiger Ausruf des Erstaunens, als höhere Deutung. Erst später ahnt und wagt und lernt sie ein Unsichtbares in das Sichtbare legen und ihre wahre Bestimmung hierin suchen (erkennen), häufiger findet man in ihr eine kindliche Uebereinanderstellung des Bekannten, als einen Hauptgedanken, dem bestimmt alles Einzelne unterzuordnen wäre (daher aber auch oft jene überraschenden, kühnen Zusammenstellungen, welche sublimer wirken, als sie durch eigentliches Bewußtsein gefunden, gedacht, er- und gegeben würden). Eine Neigung zum All-

umfassenden (mehr als ein zur Einheit und Synthesis in tiefere Durchdringungen Hinstrebendes), ein Geschmack an der höchsten und vielartigsten Fülle des Inhalts, wie das überhaupt der Jugend eigen ist.

Es gibt Erkenntnisse, welche der Mensch nicht an Einzelnem, sondern einer langen Reihe von Dingen, von Verwandten auf einen gemeinsamen Grund (Ursache, Kraft, Gesetz, Gang, Abstammung und Organismus) Zurückweisenden — erlangen kann und erlangen konnte. Etliche glückliche Tausche oder gelungene Ackerversuche, wie sie noch nicht ein durchaus vortreffliches System des Haushaltes, in den sie gelangen, oder des Haushälters, der sie unternahm, erweisen: so bleibt z. B. ein Drama, wie Rafael Aquila von Beil 1819, welches an einem einzelnen Ereigniß der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, — einen durch lange Reihen hindurchgeführten und vollziehbaren stetigen Akt (der höchstens an einem ganzen Leben oder ganzen Zeiten vom menschlichen Verstande durch Kombinirung dargethan oder errathen werden kann) darstellen wollte, ein, wie alle ähnlichen, schon in der Wahl der Aufgabe verfehltes Unternehmen, die darum auch mißlingen, erkünstelt und erzwungen ausfallen müssen; als solche, welche ihr Thema in ein einzelnes Ereigniß hineinlegen, nicht als solche, welche es als freies Ergebniß daraus hervorgehen lassen. Freilich kann man sagen, Oekonomie besteht aus einer Reihe einzelner Handlungen und in jeder einzelnen muß sich derselbe verknüpfende Stoff, dieselbe glückliche Kombination, dasselbe fortschreitende Gesetz, welches das Gelingen des Ganzen feststellt, bemerken lassen. Jedes Ereigniß ist ein Theil jener Erziehung und ein Glied ihres Planes oder eine Folge des Vor-

ausgegangenen; die Natur des Ganzen, die plastisch herrschende Kraft muß auch im Einzelnen sich spiegeln. Spiegeln wohl, aber nicht für das menschliche Auge. Ein Gott mag im Einzelnen das Ganze, in einem Punkte die Kometenbahn ersehen. Aber der Mensch bedarf eines betrachtbaren Segments jener Bahn, um daran als einer unfehlbaren Analogie, an einem sich für das übrige gleichsam absolut aussprechenden Gesetze, das übrige zu erfolgern (zu konstruiren).

»Was nützt Kunst? die redende nehme ich allenfalls aus, die bildende meine ich! Ein Schauspiel, das Leben im Leben darstellt, belehrt, ergreift, erweckt. Wem hat noch ein Bild das geleistet, wenn er ehrlich sein will? Wer eine Pflanze aus der Erde hervorbringt, hat etwas geschaffen. Wer, was er vor sich sieht, nachmeiselt, was ist der Mühe Preis, die eines Lebens Moment im Leblosen nachäfft? Akademien sind Treibhäuser und Spitäler. Die Kraft des Geistes, die aus sich selbst quillt, die eigne, unerziehbare, unbegreifliche, kann nicht gelehrt werden. Das Beste geschieht überall bewußtlos. So bald die Geister besprochen werden, sobald man sich frägt, warum, sobald man sich selbst wiederholen und mit Bewußtsein dasselbe thun, sobald man gleichsam bei sich, am unerwartet Gelungenen, aus jener freien Kraft Hervorgeblitzten, zur Schule gehen will... weg sind die Geister, und was geschieht, ist manierirt, erkünstelt, leblos und Stückwerk.« So hörte ich sagen.

Freilich sind der eigenen Geistesblitze willkührliche, studirte Wiederholungen, ein Manierirtes, weil, was sie eigentlich hervorbrachte, das Zugleich-Bewegen aller Kräfte des Innern, diese Synthese des Daseins, ein Unbekanntes, die Folge eines Anlasses, einer Durchbringung, einer Stim-

mung, einer Steigerung ist, eines Allergriffenseins, das nur durch seine Wirkung, die Berührung eines Unsichtbaren, das nur durch seine Erschütterung, seinen Nachlaß in unser Bewußtsein tritt. Intelligenz, Gefühl, Fantasie belebt und verknüpft sich plötzlich durch eine und dieselbe Berührung. Zerlegen können wir den Akt, jeder Kraft ihren Antheil nachweisen; aber zum Wiedervereinigen, zur willkührlichen Wiederherstellung desselben Aktes, zu dessen Dasein eine Menge von verborgenen Ursachen zusammenwirkten, fehlt uns außer der Kenntniß jener Ursachen, der prometheische Funke, den die Natur sich vorbehält. So wenig man sich sagen kann, sei lustig, zufrieden, empfinde, siehe ein; so wie man im Denken selbst die Lichtschläge erwarten muß, die eine unbekannte Bahn plötzlich erhellen, so wenig kann man sich sagen ... schaffe, sei begeistert und selig in großen Ideen. Ein Theil unseres Ichs bleibt uns immer ein Verborgenes; was wir thun, zum Theil die Gabe einer Kraft, die unserer Wahrnehmung entgeht, für die wir kein Auge haben, weil das empfindende, in seinen eigenen Wirkungen bewegte Subjekt sich nicht selbst zugleich Objekt, Wahrnehmendes und Wahrgenommenes sein kann, der Akt des Letzten den des Ersten verdeckt.*) Das eben beweist eine innere Freiheit unserer Kräfte, daß der Mensch nicht einmal seines eigenen Ichs Despot sein kann; nicht sein, durch dieselbe Macht, mit der er fremder Machtgewalt seinen eigenen Willen und Freiheit entgegensetzt und nicht im Geiste bezwungen werden

*) Unser bewußtes Denken und Empfinden streift immer an ein unbewußtes, plötzlich sich aufrichtendes, hereinschreitendes, alles andere in sich aufnehmendes, durchhellendes, fortreißendes. So erklärt sich in etwas das Gefühl der plötzlichen Entschlüsse.

kann. Auch das, was uns diese Stärke gibt, ist ein halbbewußtlos Ausgeübtes.

Das eben ist's, was uns muthig und bescheiden machen soll. Muthig, daß so Hohes in uns liegt; bescheiden — daß die Gabe einer höhern Hand uns Höheres wie im Traume verleiht, uns fähig für eine höhere Berührung, aber nicht Meister über etwas macht, das zu groß ist, um schon jetzt begriffen zu werden; das uns eben dadurch erhebt, daß wir es mit heiligem Sinne und dem Gefühle der eigenen Heiligung wahrnehmen in uns; dessen Fähigkeit, Empfänglichkeit sich uns nur bewahrt durch die Demuth eines stillen, einfachen, wahren, das Höhere wie eine Gabe des Himmels erwartenden Gemüthes. Darum mißlingt so vieles dem Stolze, der in seinen Entwürfen alles berechnet zu haben wähnt, der vergißt, daß in Allem ein Theil dem Unerwarteten, der Zeit, dem Gange der Entwicklungen, der Natur und den Kräften, die außer unserer Willkühr bereit stehen, überlassen bleiben muß.

Das eben ist's, was dem wahrhaft frommen, — dem reinen Gemüthe ohne selbstische Ansprüche — dem einfachen Sinne, der sich hingibt mit dichterischer Unbefangenheit an das Schöne und Große, — den absichtlos Bescheidenen so viele Ruhe, so viele Kräfte, so viele Uebereinstimmungen, so viele Bestimmtheiten ihres Willens, so viel Schwung und bei so wenig Selbstentzweiung so viele Macht über das Leben, das Vermögen besonderer Thaten, so viel Freiheit und Erhebung, so viel freudigen Muth und klare Besonnenheit gibt, weil sie bei redlicher Ueberlegung doch immer einen Theil ihres Unternehmens, jenem höhern Unbegreiflichen ohne Hoffart, die nur ängstet und verwirrt und sich selbst fesselt

durch die Menge ihrer Fäden und das Reißen und Knüpfen und Abrollen des schon Gehobenen, überlassen. Gott wird das Uebrige fügen, die Zeit wird mich lehren, eine innere Stimme in der Stunde der Entscheidung mich bewegen. Das ist, was Völker groß, Helden mächtig, Dichter zu Dichtern oder Künstler fähig zu erhabenen Ausführungen macht. Alle bei dessen, was gelernt werden kann, emsigen Bestreben, überlassen sich ihrem freudigen Geiste und vertrauen muthig dem Höhern, das außer ihrer Macht, aber durch ihre Kraft verborgener in ihrem Innern waltet. Meister werden sie, weil sie nicht meistern wollen. Wohl dem Volke, wo in der Achtung des Unerforschten und voll heiligen Vertrauens des Höhern im Menschengeiste, so erzogen wird, daß man nicht zu viel thun will, um jenes innere Walten unter Regeln und Mechanismen zu brechen und die höhere Freiheit unter Schutt oder die Trümmer ihrer eigenen Zerstörung zu begraben.

Jenes Bewußtlose heißt also nichts, als bescheiden vertrauensvoll sein auf ein Höheres in unserm Wesen, das eben darum nicht der Willkühr unterworfen sein kann.

Das Handwerk will gelernt sein, dafür sind Akademien. Für andere Ansprüche gestiftet sein, beweist nur, daß man sich selbst und den Menschen, den Geist und die Kunst nicht begriff. Die Schuld fällt auf den Stifter, die Wirkungslosigkeit der Stiftung auf seine Schuld. Er hätte wissen sollen, was gelehrt und geleistet werden kann, was sich selbst überlassen und nur nicht gehindert werden muß. Eben jenes vorhin Erörterte, Unbekanntere, Bewußtlose*) durch eine nicht

*) Selbst im Schlafe gibt es ein bewußtloses Fortarbeiten, z. B. Alexander bei Arbela.

in unsere Willkühr gegebene Steigerung und zugleich Weckung unserer Kräfte sich Vollziehende ist, was man (in mehr oder mindern Stufen) Genie, Genius nennt; gleichsam ein zweites verborgenes, nahe stehendes Wesen, das uns inspirirt und beihilft. Lehre, d. h. methodisch gestellte Erfahrungen Anderer, Umgebungen, eigenes Erfahren, Wissen und Sehen, können das Genie reicher, vielseitiger, gewandter an Zwecken und Mitteln, an Ordnen und Aussprechen seines Innern, vorzüglich im Technischen, in Handgriffen, Stoffbearbeitungen machen; eine höhere Taktik seiner Kräfte, eine Oekonomie ihrer Stellung und Verwendung, eine nähere Kenntniß der Menschen, auf die er wirken will, wird ihm eigen. Und wie viel kommt darauf an! dazu kann die Schule Manches vorbereiten, das Leben es erweitern. Aber die eigene Kraft, sich das Leben und die Schule anzueignen mit Freiheit, kann weder das Eine noch die Andere geben.

Zu jedem Kunstwerk gehören Zwei ... der, der es zu entwerfen und auszuführen, der, der es zu fassen und in seinem Geiste auf den eigenen überzutragen weiß. Was einem von beiden oder beiden an hierzu nöthigen Verhältnissen abgeht — der Geist, der zum Geiste zu sprechen oder der, der die Sprache des Geistes zu hören vermag, — nimmt, bis endlich zum gänzlichen Null, das, was man den Nutzen der Kunst nennen mag — jene Reihe unbestimmbarer, aber doch wesentlicher Wirksamkeiten weg. Die Schule, die selbst auf falschen, engen, schiefen, angemaßten Principien und Unverstand ruht, kann nur Aehnliches bewirken. Das ist zu untersuchen, ehe man über Schulen in Summa abspricht. Sind sie mit wahrhaftem Sinne und zu rechter Ansicht dessen, was sie können und sollen, errichtet?

Was soll uns in der Kunst weiter helfen? Gerade das, was in allen andern Dingen... ein reiner, wahrhafter, unbefangener, nichts aus Parteiung ergreifender, allewege aus höhern Ansichten der Menschheit, des Schönen und Guten, in aller Kindlichkeit des selbstständigen einfachen Gemüthes, liebender und gerechter Sinn.

Was kann sie nützen, d. h. wirken und Besseres hervorbringen? nicht an einzelnen Werken und jedes Einzelnen einzelner Beschaffenheit und Wirken, sondern aus dem Dasein einer Kunst, eines Kunstgeistes, eines Strebens nach geschichtlich tieferer Haltung und nach höherer Bedeutung und einer im Schönen verborgenen Sprache edlerer Beziehungen rc. ist die Antwort zu schöpfen. Was sie nütze? man könnte fragen, was Gefühl, Streben nach Höherm, die reine Welt der Fantasie, kurz alle jene nach einem Unendlichen, des Lebens sinnlichern Raum und irdisch dürftiges Fordern überschreitenden — gerichteten und von höherer Hand uns verliehenen Anlagen, welche durch Wort und Schrift in ihr sich auszusprechen oder zu begegnen trachten — nützen? Sie erheben, stärken, begeistern und machen tüchtig für ein in großen Dingen mit größerm Sinne geführtes Leben: aus welchen zu allen Zeiten der Menschheit die größten und dauerndsten Entwicklungen zufloßen; sie erheben und erfähigen zu einer Religion des Lebens, durch welche allein das sonst schaale, alltäglich unter so manchen bedrückenden Widersprüchen geführte, in eine gehaltvollere Uebereinstimmung und höherer Zwecke Einheit und Verständigung übergeht.

Was heißt — Seele haben in Wissenschaft, That oder Kunst? in diese drei theilt sich das Leben, das sie alle

wieder in sich vereint und in ihrem Vereine besteht. Es heißt die Liebe, den Ernst haben, für die freie absichtlose Ergreifung der Kunst, des Wissens, als ein durch sich selbst Erhabenes und Erhebendes. Nicht wem für Erwerb als Handwerk genügt, so viel zu wissen genug ist, als für reichlichen Zulauf und Kundschaft, für Schimmer und Ertrag hinreicht. Wer also stillsteht, wo er ausreicht, und den nie weder die Interessen der Menschen, noch der freie Sinn eigner Vervollkommnung und des Höchsten um seines eignen Werthes willen zu erstreben antreiben, Theil zu nehmen freudig und selig an dem, was Andere zum Fortschritte des Wissens ꝛc. hinzuthun, oder selbst hinzu zu thun. Man spricht von thätigen Menschen: aber es gibt aus ganz ungleichen Entstehungsgründen sehr verschiedene Arten. Die einen — rührige, getriebene, gefolterte, sollte man sie nennen, bis zur Geschäftigkeit des Wahnsinnes — nicht das eigentliche Thun des Leistens, der Pflicht, der eignen Erhöhung zum wahrhaft Menschlichen ist der Grund ihrer Bewegung, sondern eine innere Unruhe, ein stetes Mißbehagen, eine innere Angst, irgend ein Ziel des seligen Nichtsthuns, die Qual nicht herrschen, nicht eigner Willkühr leben zu können, der Druck, der Neid, die Scheu, die alles Höhere, Edlere über sie ausübt, die Krankheit, die ihnen alles, was Andere leisten, als einen Verlust, als einen Schimpf ihres Wesens vorhält, — treibt sie vorwärts unter Seufzern, daß sie nicht stillstehen dürfen, daß Alles sie fortreißt oder ein steter Durst sie verzehrt, für den die Quellen so weit abliegen.

Was ist das Dramatische an einer Handlung?... die Lage und Stellung des Lebens, in welchen der Mensch, was sein Inneres in sich trägt, was in ihm oft schläft,

— seines Wesens erwachte Thätigkeiten ... passive oder aktive, empfangende oder rückwirkend, schaffende ... gegen das auf ihn Eindringende hinwendet und hierdurch, was er nach Erforderniß vermöge, offenbart: der in seinem tiefern Umfange aufgedeckte, dem Leben mit der Erregung seines ganzen Vermögens näher tretende Mensch. Nicht die Handlung, — die Art, wie er sie vollzieht, ist die Aufgabe und das Bedeutende zum Antheile. Wie sein Inneres sich dabei aufthut, dieses verborgenere Leben, macht das Gemeine zu Hohem, das Hohe zu Gemeinem. Jeder kämpft; das Kämpfen sagt nichts durch sich selbst, aber wofür und mit welchem Geiste es der Eine oder Andere vollbringt, unterscheidet die Helden von Räubern, oder adelt oft selbst die Räuber. Nicht eine Reihe einzelner Thaten, nicht die Summe seiner Lebensereignisse macht den Helden zum Helden, sondern der Sinn, mit dem sie alle aus einer höhern Quelle geflossen, in Zusammenhang stehen — ein gediegenes, unverändertes Ganze. So kann es kommen, daß, der Jahre lang Held — Tage lang Räuber und v. v. war.

Drama ist Uebergangsglied zwischen Geschichte und Poesie, die von der letzten ergriffene, in sich aufgenommene Erste, oder die bis in das Innerste ihres dichterischen Vollzuges sich erklärende Geschichte, die ihr Innerstes aufhüllt und das Leben in seinen höhern Bedeutungen zeigt.

Daß die Menschen doch so gerne mit der Sprache spielen (in der Kunst spielen manche technische Ausführlichkeiten dieselbe Rolle), daß sie im höhern für die Darstellung bestimmten Gedichte, dem Drama, nicht im Dichterischen der Handlungen und Reden sich genügen, sondern im Wortgeklinge (das am Ende das Auge im Drucke mehr als das

Ohr im Hören berührt) sich vergnügen wollen, wie erklärt sich dies? Wie viel Besseres wird hierdurch vertrödelt. Löst Göz von Berlichingen in Verse auf; das freie, an der Sache entsprungene Wort, den unmittelbarsten sparsamen Ausdruck des Innern, in ein nach Sylben Bemessenes, und dem unmittelbar sich aussprechenden Gedanken, in ein durch Zahlreihen Beherrschtes, wo, Klang auf Klang, die Redseligkeit, das süße Gebimmel, der pomphafte Wortwust, die schallende Umschreibung nur all zu leicht mit dem Geiste selbst spielt (sich ein Spiel macht, darum auch spielenden Geistern gefällt). Mit einem Theil der strengern Bestimmtheit der Sprache geht auch ein Theil der Charakterbestimmtheit (für den Dichter — die strengere Zeichnung, die in den Lufthauch der Wortfarben verblasenen Umrisse, — für die Leser und Zuschauer jener durch starke, einfache Ergriffenheit gemehrte Glaube und Eindruck und Achtung des in Wortpracht verschwimmenden Charakters) verloren ... man denkt sich immer einen Menschen nach dem Style, in dem er spricht, nach dem Putze, in dem er zu mehr Schau als Wahrheit sich darzustellen sucht; die Formen, unter denen er sich im Aeussern zu umschreiben sucht, scheinen immer ein Abdruck des Innern.

Wo frühere erste Gewöhnung Trauerspiele in Versen verjährt — mag es sein. Aber wo man das Verdrängte zurückführt und wie einen verlornen Schatz das Entbehrliche wieder aufsucht: da scheint es fast, habe der rechte eigentliche Sinn sich verändert, der rechte Ernst der Tragödie, der an Handlung und waltender Kraft, an unmittelbarer Wahrheit und Großheit sich erfreut, sich unter Nebendingen verweicht und für das Höhere verschlossen. Es hat, was allen Künsten, und

in ihnen Allem die Möglichkeit eines Wachsthumes, das vollere Dasein versagt, die Gebrechen und Hindernisse der Zeit, nun auch das Trauerspiel betroffen.

Der rechte Schlüssel zum Mittelpunkt, um den sich alles dreht und gestaltet und bestimmt für die Aesthetik der verschiedenen Dichtarten, ihrer Gesetze, ihres Wirkens, durch ihr Entstehenkönnen, aus dessen Grundlagen im menschlichen Gemüthe, liegt in der Anthropologie. Entkleidet Ebene, Hügel, Thäler, Berge, vom Grün der Bäume und Pflanzen — die nackte Erde (mit allen denselben bleibenden Formen) wird ein unendlich Eins, huldlos und sprachlos: ein Ungeheuer, das uns droht, steht sie vor uns; sie, die unter dem zarten Gewebe ihrer Kinder so bedeutend unter allen in ihnen erst sprechenden Formen des Schönen und Erhabenen oder Gefälligen anredet. Wer uns dieses »warum« auflösen könnte (oder warum das in der Anatomie wundervolle Gewebe der Nerven und Muskeln durchaus nicht jene plastischen Gefühle in uns erregt, die das zartbedeckte bewegliche Leben des Körpers — wiewohl hier sich manches Andere beimischt); hätte eben dadurch einen großen Theil (vielleicht den eigentlichen Drehpunkt und Grundbau) unseres Kunstsinnes, unserer ästhetischen Anlagen — durch Sinne und Geist — erklärt.

Jedes Kunstwerk enthält ein allgemeines und besonderes (individuelles) oder trifft auf ein allgemeines und besonderes, begegnet sich damit; das Allgemeine ist das dem Menschen überhaupt oder ganzen Völkern und Zeiten gemeinsame, immer vorhandene. Das Zweite, was Jeder durch eignen Sinn, Art und Wesen, theils unmittelbar aus sich, theils als Kind einer Zeit, einer Sekte, eines Volkes hineinlegt

(dadurch will), oder indem er es betrachtet, hineinträgt, darin findet. Ohne dies genau zu erwägen, kann man ein Werk weder richtig noch gerecht beurtheilen oder erklären, warum jetzt dies und dann jenes so viel wirkt. Und doch sind die meisten Theorien kaum in einigen Punkten aus solchen Betrachtungen, d. h. historisch entstanden.: sie haben besonders zu allgemein, das der Zeit Entsprossene zur absoluten Regel gemacht. Was der Grieche Homer in seinen Zuhörern zu berühren und in seiner Weltansicht wichtig fand, kann der Deutsche nicht in seinen Zuhörern voraussetzen. Nur darin, was allgemein ist, was immer und immer der Menschheit Wesen angeht, kann er uns Regel, in der Art, wie er seine Zeit verstand, Vorbild sein, wie wir die unsre zu verstehen trachten sollen. Ein anderes Allgemeine ist das reine Ideelle der Menschheit, das der Dichter als höherer Mensch uns vorhalten soll, das wahrhaft Innerste, was allen trefflichen Thaten oder Verhältnissen, unter welchen Formen sie auch erscheinen, gemein ist, und das Bleibende, in ewigen Beziehungen seiner Gesetze Waltende und Wirkende in allem menschlichen Thun, dessen mehr im Gefühle als Begriffen liegende Andeutung unsere neuen Theorien mit Alexandrinischem Scharfsinn, als Schicksal, Weltordnung, religiöse Durchdringung bis zu Analysen und Verklitterungen ausgesprochen haben, die am meisten beweisen, wie wenig auf diesem Boden das menschliche Begriffstreben vermag, — von der andern Seite aber den Dichter, der ihnen recht wissenschaftlich Schritt um Schritt folgen wollte, gar nicht zum Dichten kommen lassen würden.

Eigentlich wirkt jedes Werk nur durch zwei Vereinigungen, erstens auf dieselbe Weise und durch dieselbe Verwandt-

schaft, mit denen jeder unmittelbare Gegenstand der Natur — ein hoher, ein betrübter ꝛc. auf uns wirken, und durch die einfache Vollkommenheit ihrer Uebereinstimmung damit — durch Wahrheit; und zweitens durch die erkennbare Kraft und Trefflichkeit eines Geistes, in dem sich deren reine einfache Wahrheit mit aller Tiefe und Weite ihrer reichhaltigsten, höchsten, schönsten Bedeutungen abspiegelt und uns ein Aufschluß wird der Natur — das Wesentliche der Welt und der Dinge in ihrem verborgensten Geiste aufgeschlossen, uns selbst aber dadurch reicher, belehrter, inniger mit allen in Berührung zu sehen. Jedes ächte Kunstwerk wird uns durch sein Ob- und Subjektives (des Künstlers Geist) eine Schule, uns selbst und die Natur klarer und erhebender zu verstehen.

Landschaftsmalerei sollte nicht Kunst sein? Was mit Kunst, d. h. dichterischem Sinne und Gefühle vom Gemüthe aufgefaßt an einer schönen Gegend, was erhaben, begeisternd zu reiner Lebensdeutung werden kann, kann auch in ihrer Darstellung dasselbe sein; derselbe Geist, welcher fühlt, zeichnet oder entwirft, spricht sich aus durch Formen, die sein Innerstes offenbaren. Gibt's einen andern Weg zur Kunst, oder ist sie etwas anderes? Aber ein Zweites kommt in Erwägung. Nicht blos die Quelle, auch die Stelle aller Kunst hat sie gemein. Wenn Kunst dadurch, daß sie da ist, eine Anlage, einen Drang, eine Nothwendigkeit im Geiste, die Welt unter höhern Beziehungen zu fassen, sich mitzutheilen an Andere, in der Sprache der Formen und in der Auffassung dieser Mittheilung durch Andere, die Gabe gleichen Sinnes, gleicher Gefühle in ihnen — im menschlichen Geschlechte darthut; wenn aber dadurch so manches Große im Leben bewirkt, so mancher Begeisterung Quelle, so manches

Unedlern Verbannung, ein reinerer Geist und ein höherer Sinn des Daseins eröffnet und verbreitet wird... von allen Gütern, welche die Vorsehung dem Menschen verliehen hat, wo ist eines, dem nicht an Wohlthätigkeit, Wichtigkeit, Einfluß gleichkäme ein für alles Schöne und Herrliche der Erde und des Himmels, des Tages und der Nächte geheiligter, empfänglicher Sinn? Und wenn Gefühl für schöne Natur keinen andern Erfolg hätte, als daß so vielen müßigen, eitlen, gefährlichen Vergnügungen, Bedürfnissen dadurch abgewehrt werde, daß der Geist frei mit sich selbst in der Erde herrlicher Erscheinung sich genügt, und im Sausen der Winde, im Fallen und Rauschen der Wasser, in Blüthen und Schatten, am Morgenlichte sich inniger Begeisterung und am sinkenden Abend sich dem göttlichen Eindrucke einer heiligeren Betrachtung überläßt — wie viel Gutes und Erhebendes wird dadurch bewirkt! Gibt ihm das die lebende Natur, warum nicht ihr Bild? Wirkt denn irgend ein Bild auf andere Weise, als daß wir die Erinnerung des Erhebenden in Dasein und Kraft, in Handeln und Können in ihm finden? Warum ergreift Meleager, als weil er an Meleager, d. h. an eine That des edelsten Muthes und an ein Leben voll schöner Gesinnung erinnert, weil er uns zurückführt an eine That, die durch die Gesinnung, mit der sie geschah, die Würde eines schönern Vermögens in der Menschheit erweist? Und kann uns ein Bergsee mit der Ahnung einer höhern Weltkraft durchdringen, warum nicht sein Bild, das in gleichen Ahnungen und zu ihrem Ausdruck, zu ihren Wiederholungen für alle Gemüther gezeichnet worden ist?

Ob M u s i k eine Kunst sei? Wenn man eine Oper sieht,

das, worin sie am meisten diesen Rang einzunehmen glaubt, — könnte man zweifeln. Und was beweist denn ihre Ansprüche? Daß sie es werden könne, will ich nicht läugnen, ob sie es, so wie wir sie gebraucht sehen, schon sei — ist eine Frage. Eine Sprache ist sie, eine Sprache in Tönen. Daß sie, wie jede, für den Ausdruck einer künstlerischen Empfindung gebraucht werden, daß sie unter dem Einflusse des Geistes seiner innern Regung Tonbild und in gleicher Regung verstanden ein Hinüberströmen des Gemüthes in Gemüther sein könne, daß sie wirke auf diese Weise — ist klar. Und von dieser Seite betritt sie die Stelle einer Kunst. Aber den Umfang, die Bestimmtheit der übrigen, den festen hellen Sinn ihres eigenen Daseins und Wirkens kann sie nicht auf gleiche Weise darthun oder erreichen oder sich selbst geben. Sie ist beschränkt durch ihren Stoff ... beschränkter an Gegenständen, die sie in sich aufnehmen, aus sich wieder geben kann. Sie hat nur Farben und wenig Formen: nur einige Stimmungen des Gemüthes zu ihrer Welt, und nicht die Reihe von Thaten und Charakteren, aus denen Dichter und Bildner ihre Welt von Gestaltungen schaffen.

Kaum in Wenigem selbstständig — ist sie eine Ranke, die des Stammes bedarf, eine Tonzeichnung, die bei der festen Gestalt eines Wesens an ihm als Laut und Accent einige wenige Züge erläutern hilft, aber ohne jene sich selbst nicht erklärt — so dient sie überall als Beisatz, und wird nur dadurch verständlich, daß sie an Erinnerung sich knüpft und Vergangenes, wie ein Klang aus der Ferne in unsere Fantasien herüber- und hinüberzieht.

Kunst- und Dichtungssinn — so gemeinsam sie auch als Grundanlage dem Menschengeschlechte, sind doch in den hö-

hern Gaben ihrer schaffenden oder empfundenen Kraft nur Wenigen verliehen. Große, wahrhaft vollendete Künstler sind so selten, als die, welche den wahrhaften Verstand, die rechte Empfänglichkeit und das volle Gefühl eines Kunstwerkes besitzen. Ob in Mangel an Anlage oder Mangel an Ausbildung diese Seltenheit ihren Grund finde — ist Gegenstand einer Untersuchung, die um so verwickelter wird, je öfter Jahrhunderte und Völker, an welchen auch dies Seltene gar nicht mehr oder in größerer Menge zugleich erscheint.

Vor Allen aber dringt sich die Frage auf — ob etwas, was, sei's aus einer oder der andern Ursache, so selten oder nur periodisch und als ein Ereigniß eintritt, welches meist aus kaum zu erklärenden freiwilligen Ursachen besteht, aber mit allen Bemühungen menschlicher Absicht nicht willkührlich hervorgebracht werden kann ... für etwas, dem Menschengeschlechte Nothwendiges, für ein Gut, dem man durch mancherlei Anstalten nachstreben soll, für etwas, in welchem sich erst die rechte Vortrefflichkeit und Vergeistigung der Menschheit vermittle und vollziehe, für etwas, das der Staat als einen wichtigen oder unentbehrlichen Theil seiner Ausbildung und Vorsorge achten müsse — zu erklären sei.

Die Fragen also, was wirken Künste? wohin bringen sie oder helfen sie bringen? was kann ohne sie nicht erreicht werden? unter welchen Bedingungen werden sie etwas für das Ganze Bedeutendes, Wohlthätiges, Erhebendes? was spricht sich durch ihr Dasein, Anstrebung und durch ihren Aufflug aus? was bleibt lückenhaft ohne sie? — sind Staaten als Anstalten für die höhere Vermittlung, Entwicklung und Erziehung der Menschheit betrachtet, keine unwichtigen Staatsfragen,

und verweisen zu ihrer Beantwortung an die menschliche Natur und die weitern historischen Fragen... hat es große Völkerzeiten gegeben ohne Kunst und Poesie? (nämlich ohne das, was man Kunst und Dichterwerke nennt) oder Kultur der höhern Kunst und Poesie in übrigens nicht großen Zeiten gegeben? Sind also beide Erscheinungen nicht als solche, die sich wechselseitig bedingen und unzertrennlich voraussetzen, große Zeit und große Kunst also als etwas, was zusammentreffen kann, aber in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht, zu betrachten, und haben da, wo sie zusammentrafen, Kunst und Zeit einen wechselseitigen Einfluß — etwas, wodurch eine die andere bedingte, gezeigt, oder waren sie nur kollaterale, jede getrennt, und nur durch sich bestehende Erscheinungen? Wie ist's möglich, daß große Ideen in Einem neben Erbärmlichkeit im Andern aufblühen, und durchaus, wenn auch die Eitelkeit ihre Werke mit Gunst in sich aufnahm, keines weitern Einflusses sich ermächtigen konnten?... eine Frage, deren Lösung am entscheidendsten für die Hauptfrage — ob man Künsten eine nationelle Wichtigkeit für Erhöhung des Menschengeschlechts zurechnen dürfe — frägt. Es gibt eine praktische (für die Anwendung bestimmte) Wahrheit; also darf persönliche Liebe und Verehrung der Kunst und alles Hohen, was wirklich in ihr enthalten liegt, uns nicht bestechen.

Alles Wirken geschieht nur — entweder in der Uebermacht, der nichts widersteht — oder in der Verbindung mit einem gleichartigen Verwandten zu vereinter Hervorbringung eines dritten Mittelzustandes — oder durch Affizirung oder durch Schaffen und Bauen aus eigener Kraft die Stoffe zu bewegen.

Erst sollte das Trauerspiel und das Tragische nur durch das aus Leidenschaften sich selbst oder Andere zum Verderben

umschlingende Gewirre entstehen. Dann sollte — die Beschränkung der Leidenschaften und den Bezirk des bürgerlichen Lebens verlassend — nur aus hohen Weltbegebenheiten und dem sichtbar einwirkenden Gange des Schicksals... der dunklen Macht, die weit über Menschen (nach ihm eigenen Gesetzen und Zwecken) Menschliches entscheidet, das Tragische hervorgehen. Gibt es denn nicht ein drittes näheres, verwandteres und unendlich Belehrendes... den Zusammenhang und seine ewigen Gesetze, das Nothwendige, so aus vorhergegangenen Thaten, Ereignissen, Gesinnungen oder Verhältnissen erfolgen muß (der Mensch, der sich dessen vermißt, der meistern will, was er nicht kann, der nicht gründlich erforscht, was er soll, der von einem Zeitalter, auf das er wirken will, sich zu weit entfernt, der in eine verdorbene Sache noch Gutes zu bringen hofft und in ihrem Sturze vergeht, der das Geheimniß seiner Absicht — selbst die Menschen zu bessern, früher in Worten ausplaudert, statt wortlos zu handeln, und so die Gegner aufweckt, die seinen Gang nicht errathen hatten, oder der, welcher, wie Prometheus, von Allen verlassen, der Gewalt unterliegt 2c.), die aus wahrhaft historischem Weltsinn entspringende Durchschauung der Begebenheiten? Was die Leidenschaft, der Charakter, der menschliche Sinn bewirkt, findet hier seine thätige, (neben diesem Zusammenhange, dem Unübersehbaren allerdings eine dunkle) Macht, die ein Göttliches ewiger Gesetze in sich schließt — und hierdurch erhebend dem Menschen eine Lehre zur Demuth und gegen die Vermessenheit, sich selbst zu vergöttern, bleibt. Was soll und was vermag zu ihrer Bestimmung und Würde die Kunst mehr als dieses — und indem sie auf diesem Wege den Menschen über sich

und sein Vermögen, seine Lage und den Kampf, zu dem er bereit sein muß, verständigt und begeistert, Ideen gibt und zu Ideen stärkt, hat sie alles, was menschlich als das Beste zu fordern ist, geleistet. Was ist denn Tragisch?... die Möglichkeit, die dem Menschen stets folgt, — das Edlere zu wollen, und durch eigne oder fremde Halbschuld oder Halbwissen nicht zu erringen, oder das Schlechte zu unternehmen und durch sein Unternehmen sich selbst oder Andere zu verderben, durch beides aber jedesmal sich in eine solche Menge von Durchkreuzungen zu verwickeln, daß die Entscheidung größtentheils durch die Macht ihres Ganges und zum Kleinsten nur durch das, was die That wollte, sich löst. Was also zwischen dem unendlichen Gewebe des Welt-Zusammenhanges gewagt, nach dessen eignen Gesetzen, als Verletzung höherer Gesetze, oder nicht gehöriger Erwägung derselben, oder zu wenig Macht gegen so große Ueberwältigungen, Menge rc. zum Erfolge oder Ausgang gebracht wird.

Ob der Held falle? — auf das Wie kommt es an! — ein Bild menschlicher Höhe kann er sein, und was kann der Mensch mehr vom Dasein fordern, als ein hohes Wesen zu sein? Nicht was gerecht, zu erörtern, sondern was möglich sei mit menschlicher Kraft, zu zeigen — ist der eigentliche Gegenstand des Trauerspieles ... nicht den Lohn, sondern die Größe einer That soll es darstellen (eben dadurch, durch freies Gefallen am Großen reinigt sie das Gemüth *). Gerecht ist der Mann, der für Besseres sich wagt. Daß die

*) Eigentlich kann man sagen, indem die Tragödie das mögliche Große am Menschen aufweist, sei sie zugleich ein Spiegel, in welchem jene höhere Gerechtigkeit sich darstelle — die Kraft nämlich für das Erhabene im menschlichen Geiste, die Höhe der

Ungerechtigkeit der Menschheit, die sich ihm widersetzt, die ihn nicht versteht, die sich selbst um den Gewinn seiner That bringt, die in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit dem Schlechtern den Sieg läßt oder bereitet, auf der andern Seite und im Gegensatze an's Licht tritt — ist ja eben das höhere Sittliche — die strenge Lehre des Tragischen und seine Versöhnung mit der Gerechtigkeit... Das Gute fruchtet nicht, siegt nicht, herrscht nicht, weil die Menschen es nicht zu verdienen wissen, weil des Erbärmlichen, Schlechten und Halben zu viel ist. Daß es so ist — zeigt das Trauerspiel, die in der Fülle ihrer innersten Durchschauung aufgefaßte Weltanschauung. Daß es nicht so sein sollte, mögen die Menschen sich sagen, und hierdurch zur Frage gelangen, wie es anders zu machen.

Komposition. Der Gegensatz der bestimmtesten Individualitäten und des Allgemeinen, die Manchfaltigkeit ihrer Aeusserung bei demselben für alle vorhandenen und alle jede in ihrer Art berührenden Objekte, bringt sie hervor und wird in ihr und zu ihrer Hervorbringung vorausgesetzt. Ihr anerkanntes Haupterforde rniß, »daß nämlich viele bedeutende Charaktere sich um einen Mittelpunkt vereinigen müssen, der wirksam genug sie anrege, bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen» ... liegt in der Natur der Sache und unseres Geistes, um sie als einen Vorgang zu fassen.

That und der Anlage dafür von einer Seite; von der andern, die durch eigene Versäumniß, Erbärmlichkeit und Unverstand sich selbst um die Frucht großer Thaten, um die Macht des Beispieles und der Nacheiferung verkümmernde Menschheit. Ihr geht verloren, was sie zu fassen vermöchte, aber zu vermögen vernachlässigt hat.

Seine Darstellung muß also sein eigener Abdruck, seiner Auffassungs- und Erkenntnißgesetze Befolgung sein.

»Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschlichen. — Theomorphism nicht Anthropomorphism. Nicht das Thierische am Menschen soll geadelt, sondern das Menschliche am Thiere hervorgehoben werden, damit wir uns im höhern Kunstsinne daran ergötzen.»

»Nicht das Natürliche suchten sie zu gemeiner Täuschung, sondern den Sinn der Natur, ihre höhere allgemeinere Bedeutung, aufzufassen und auszudrücken. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner (dem Dichter wohl schon nicht*) ist zu verzeihen, wenn er das, was im Bilde die höchste, absichtliche Kunst ist... nämlich den harmonischen Effekt, welcher Seele und Geist des Beschauers auf einen Punkt konzentrirt, als rein natürlich empfindet, weil er sich als höchste Natur mittheilt. Aber der Künstler kann nur das Seelenvolle suchen und wollen; z. B. Myrons ihr Kalb säugende Kuh. — (Mütterlicher Affekt — hohes Naturgesetz im Thiere.) Darum lassen die Griechen untergeordnete Wesen in untergeordneten Sorgen, z. B. Kinder-Säugen, erscheinen, oder selbst nur Thiere das verrichten, z. B. Jupiters Säugeziege, nie die höhern Götter. Ueberall haben sie die Natur (das Sein) auf jeder ihrer Stufen zu schätzen gewußt, da, wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel, da, wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.»

*) Das eben ist ja des dichterischen Sinnes Eigenschaft, daß er überall ungehindert das Verwandte in Kunst und Natur auf verwandte Weise zu fühlen vermag und nicht wie die Menge.

Dichterisch will erkannt sein (durch Gefühl und einen tiefern Sinn der allgemeinen Wesens- und Lebenskette — Natur), was dichterisch gedacht — plastisch ausgeführt und verkörpert (jede Idee fordert zu ihrer Mittheilung eine Verkörperung, ein Sinnenzeichen) vor uns steht. Haben wir das wahre Attribut vom eingebildeten, das plastische Beiwerk vom Poetischen abzusondern gewußt, — Myrons Kuh — die Mutter, stramm auf den Füßen, mit ihrem Körper dem Säugling ein Obdach bereitend, wie in einer Zelle, einem Heiligthume des nahrungsbedürftigen Geschöpfs, in den organisch umgebenen Raum eingefaßt und mit Zierlichkeit ausfüllend, die halbknieende Stellung gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, das Mutterhaupt nach innen gewendet — so schließt sich auf die vollkommenste Weise die Gruppe selbst ab. Sie konzentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts darneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll. Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz im Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen (kurz das wichtige Gefühl der einfach und unmittelbar erkannten Wahrheit, der Grundlage, auf welche jede und diese Sache in der Natur steht) und was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der Künstler. Wir äussern ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivität der Konception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat. Man kann

als ausgemacht annehmen, daß im Alterthume kein Werk berühmt worden (ein großer Beweis für ein allgemein wahres Gefühl und richtigen Lebenssinn geistiger Art jener Zeit), das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen wäre; denn diese ist's doch, die am Ende Kenner und Menge entzückt. Bis zur Verwechslung mit der Natur, Natürlichkeit darzustellen (wie die zwanzig vorhandenen Epigramme, mehr ein spielender Wetteifer der Dichter untereinander, als mit dem Kunstwerke, rühmen), war gewiß nicht Myrons, Phidias und Polyklet's Nachfolgers, Bestreben, der als ein Bildner des Herkules u. a. gewiß seinen Werken Styl zu geben, sie von der Natur abzusondern wußte."*)

Wie sonderbar (und wie beinahe überall von einem entgegengesetzten, bloß subjektiv entworfenen Ansichtspunkte aus) geht der Mensch mit der Geschichte um, die er aus einem objektiven Stoff zur Belehrung, Erfahrung und Spiegel der Menschheit und Natur, in eine für seine subjektive Bedeutung vorhandene, in eine aus seinen Zwecken und Ansichten, aus ihm erschaffene Wissenschaft und zu Verein gelangende Sammlung von Bruchstücken, und gar nicht aus einer in ihr selbst enthaltenen Individualität und Leben zu Betrachtendes, verwandelt; darum auch immer nur seinen Geist und seine Ergebnisse, nicht den ihrigen in ihr findet, und nur sich übt, aber nicht wächst (logisch übt, aber nicht an wirklichen Erkenntnissen wächst). Z. B. Phidias Zeitalter gilt, und mit Recht als das glänzendste Zeitalter griechischer Kunst, und der

---

*) S. Goethe's Werke. 39. Bd. Es ist interessant, diese Stelle bei Goethe und in M.'s ganz freier und mit eignen Worten durchflochtener, zusammengedrängter Darstellung zu vergleichen. D. H.

großen, der kühnen, der erhabenen, der mächtigsten Kraft und Ideen; Alexander's und Praxitele's, Apelle's ꝛc. Zeit als ein Gleiches (wenigstens ist nicht ersichtlich, daß die höhern, wesentlichen, das Große ergreifenden Theile der Kunst bis dahin auch nur den kleinsten Zuwachs erhalten), aber ausgezeichnet durch das Verdienst der Eleganz, die geendeten, ausgeführten, geründeten (de la recherche) und Geschmackes-Formen, vielleicht nur in so weit der Schimmer der politischen Entwicklung auch in der Kunst zu gleicher Artung wiederstrahlte (sich reflektirte). Phidias Zeit hat jenes Verdienst der Ursprungseigenthümlichkeit (originalité), welches nicht in der Gewalt der Menschen steht, sich willkührlich zu geben, weil es Folge des Zustandes ist, in welchen die Kunst sich vor ihnen befand, was sie als Fortgeschrittenes, als eben erreichten Punkt in Wissen und Formen empfangen. »Der Augenblick der Originalität ist der, wo die ersten Beschwernisse überwunden, der freie Geist (le genie) weder aus Mangel an Vorbildern und Gelungenem und Errungenem aufgehalten, noch scheu wird durch zu viele Vorbilder« sagt Quatremere de Quincy:*) Ob beide Angaben die ganze Erscheinung historisch und philosophisch erschöpfen, zweifle ich. Rafael und M. Angelo hatten unübertreffliche Antiken vor sich, spiegelten sich, lernten, statt scheu einzuschrumpfen und blieben original, wie ihre Nachfolger mit Angelo, Rafael und den Antiken vor Augen, aus ganz andern Gründen, die eigentlich das Innerste ihres

---

*) Le Jupiter olympien ou l'art de la Sculpture antique, Sculpture polychrome, Statuaire en or et ivoire, p. Quatremere de Quincy. Paris 1815 fol.

persönlichen oder des Zeitcharakters bestimmten, nicht wurden. Warum Künste, wie jedes andere Menschliche, jetzt blühen, jetzt vertrocknen, ist eine nicht bloß historische, noch anthropologische, noch spekulative, sondern eine zusammengesetzte und engvereinte historische Frage. — Dem im günstigsten Augenblicke einer Kunst erschienenen Genie blüht oft hierdurch eine solche Fülle des Ruhmes zu, daß ihm allein ein Name, und alles vor ihm Hergehende vergessen wird. So ergings nicht durch seine, sondern der spätern Jahrhunderte engsichtige Art und Schuld. Von ihm*) aus datirt Plinius nach griechischen Schriften den Umfang der Kunst, als ob sie, wie Minerva, aus ihm auf einmal hervorgegangen wäre. Alles vor ihm wird vorhistorische fabelhafte Zeit, gegen die man weder gerecht ist, noch wissenschaftlich gegen sich selbst, indem man der Dinge Entstehung und Fortschritte nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit und der Belehrung, die daraus quillt, zu umfassen bemüht ist. So konzentrirt sich aller Glanz und Herrlichkeit und Ruhm eines Schöpfers und Erfinders auf den mythisch gewordenen Heros-Namen Phidias. (Wie die Geschichte, so wollen auch die Meisten das, was aus ihr hervorgeht — die Kunst, nicht als fortschreitendes Erzeugniß der Menschheit, sondern als ein in ihrer Empfindung, Auffassung und Denkart mit einmal erklärtes und angeschautes — ein mythisches Leben des eigenen Traumes, nicht ein Leben in der Geschichte betrachten). Lange haben wir uns mit Plinius unhistorischer Bahn begnügt (unerachtet Andere seiner Angaben den Kunstanfang mit dem der Olympiaden gleichstellen, also 332jährige Entwicklung bis zu

---

*) Phidias. D. H.

Phidias): und fast dasselbe in den Geschichten unserer wiederkehrenden Kunst mit M. Angelo wiederholt: weil er der Zeichnung und der Nachahmung des Körpers höchste Richtigkeit, Kenntniß, Entwicklung und Schwung gab, wie nie in seinen Vorgängern. So verengte sich die Geschichte (aber nicht bloß sie, sondern selbst die Ansicht dessen, was Kunst sei) auf ihn. Vergessen wurde über das Technische, was er mit großem Geiste und gewaltsamen Kräften technischer Erhebungen, was seine Vorgänger besser als er an Tiefe, reiner Idee, poetischer Erhebung und reinempfänglichem Gefühle und Gemüthe geleistet; denn, was auch Engeres, Verzagteres, Trockneres, mehr ein Nachbilden nach vorhandenen Formen ohne völlig eigene Freiheit Bezeichnendes, durch seine Macht erst Entbundenes und der freien Gewalt der Hand Gewonnenes und Zurückgegebenes in ihren Werken liegen mag, — ihr Weg war der bessere, und ihre Namen konnten nur durch Einseitigkeit des Jahrhunderts zu großer Verirrung und Verkleinerung der Kunst selbst, im Schatten des seinigen dem Auge unsichtbar gemacht werden. So gilt Phidias noch dem Plinius, wie einst Adam unsern Geschichten, für den Erfinder und schaffenden Meister der Malerei, Bildhauerei, Erzbildnerei, Skulptur, Toreutik, Gießerei, Erzschneiderei, Elfenbeinarbeit. (Da doch ..... *) des Holzes und Elfenbeins oder keines Marmors noch gedenkt.) Das Primusque artem toreuticen (Erztreib-, Gieß-, Dreh-, Schneid- und Meiselkunst) aperuisse atque demonstrasse merito indicatur Phidias, des Plinius will also nicht sagen angefangen, sondern was durch eine stete und wachsende

*) Der Name fehlt. D. H.

Uebung vor drei Jahrhunderten schon zu einem hohen Grad — der kühnen Unternehmung — der Manchfaltigkeit der Mittel und Ausführung — der vervollkommten Handhabung und Behandlung im Technischen gelangt war, zum Höchsten gebracht zu haben.

Indem die Baukunst ihre Werke erweiterte, nahm sie die Bildhauerei in ihre Maße mit auf und ward der vorzüglichste Anlaß ihrer Entwicklung ins Große: ihrer Verwendung an Stoffe, zu denen die erste überging; von Holz auf Stein.

Vier Namen und Abtheilungen umfaßten bei den Alten das Ganze der Bildnerei: a) Plastik (Plinius XXXV) Arbeiten in Thon bis zum Töpfer hinab. Und wenn gleich die eigentliche Bedeutung von πλασσω, fingere, formare, façonner, so hat sich's doch näher auf Bildnerwerk in Thon beschränkt. Daher entsprang der Gebrauch in Ziegelthon gebrannter Bauzierrathen und Basreliefs und selbst Statuen für die Frontons der Tempel, Friesen. Die Malerei gab ihnen Farbe. Der Töpfer wurde Künstler in seiner Art; daher das Symbol dieser Kunst mit dem Minervenvogel Eule auf athen. Münzen. Die Plastiker oder Thonbildhauer, die Former, πλασματίοι und Töpfer κεραμενοι bildeten eine eigene Gilde, gaben dem Keramikus ihren Namen seit Chalkosthenes dem Plastiker. Plastik war also Gewerb an sich, es war die Vorarbeit des Modells zu andern Bildhauerstoffen. Lysistrates, Lysipps Stiefbruder, aber führte erst diesen vorher unbefolgten oder nicht allgemeinen Gebrauch allgemein forthin ein. Plinius rühmt Pasiteles deswegen; früher hatte Wachs dazu gedient. So wurde Plastik endlich selbst den Al-

ten, (Luzian, Plutarch,) schon ein Gesammtname der ganzen Bildnerei.

b) **Statuaria**, Gußbildnerei, **artifices in aere** Plinius **XXXIV**. Mit ihnen wurden nicht vermengt die, welche Geräthschaften von Bronce verfertigten, und darum hat Plinius nach den Begriffen seiner Zeit sehr richtig abgetheilt und spricht von Werken desselben Künstlers unter den verschiedenen Stoffen und Gattungen ihrer Verfertigungen. Griechenland hatte, nach Pausanias und Plinius Register, mehrere und mehr große und vortreffliche Werke in Bronce als Marmor. Nur einige, z. B. Praxiteles waren glücklicher im Marmor als Erz. Der Konsul Muzianus zählte zu Athen, Rhodos, Olympia und selbst nach allen geraubten noch in Delphi überall dreitausend. Aedil Skaurus stellte dreitausend in seinem Theater aus Korinth, Beute des Mummius, auf. Volsinium zerstört, führten die Römer zweitausend weg. Diese Vorliebe zu Bronce zog mehr Künstler zu diesem Zweig, — **Statuaria ad infinitum effloruit.**

c) **Sculptura**, Marmorbildnerei γλυφή. Plinius will sie sogar älter als Erzbildnerei und Malerei machen. Sonderbar, daß er in Erz und Marmor Phidias als Meister und gleichsam als ersten Erfinder aufführt, und doch keine Werke von ihm in beiden, nur bei Toreutik angibt.

d) Nach allen Vorigen bleiben in den unendlichen Ausbildungen griechischer Meisterschaft noch übrig — Statuen, Basreliefs von allen Arten Metall und andern Stoffen. Werke ohne Zahl, die schönsten und berühmtesten, der größten Künstler Beschäftigungen, älter als Erzbildgießerei und mit ihr zugleich bis in die letzten Zeiten der Kunst. — Toreutik, später oft ein allgemeiner Name für alle Arten Bild-

nerei bis zum Figuren- verzierenden Goldschmidt. Die Vielartigkeit der Arbeiten bringt Plinius im Klassifiziren aus der Fassung: sein 33. und 34. Buch spricht von den Einzelnen, ohne den Gesammtnahmen Torevtik an die Spitze zu stellen. Was er coelatores, coelatura, nennen die Griechen torevtoi, torevtike; und so citirt auch Plinius seine griechischen Originalschriften, z. B. Menaechmo, qui de toreutice scripsit. Und an vier Stellen braucht er das Wort selbst so, wo er von Phidias und Polyklet und griechischen Chronologisten spricht. XXXIV. 8. 2. XXXIV. 8. 10.

»Uns scheint Anwendung des Elfenbeins und Goldes in der Kunst übel und geschmackwidrig: den Alten nicht. Wie oft ergeben sich, in Gegenständen abhängig von Geschmack, Meinungen, welchen man einen aufgeklärten Sinn des Schönen unterlegt, da sie doch nur auf blinde Gewöhnung sich stützen. Oder wie oft scheint ein Gebrauch auf Geschmack sich zu gründen, da doch derselbe Geschmack auf keinem andern Grunde als jener Gewöhnung sich erbaut.

»Wir vermeiden Gold: nicht als ob es den Alten wohlfeiler gekommen wäre,*) sondern weil die Ursachen, welche zu großem Aufwande im Stoffe und Ausführung der Statüen bewegen können, nicht mehr dieselben und gleich stark sind ... die religiösen Bewegtriebe so entscheidend für die Kunst; dem christlichen Kirchendienste sind Statüen nur luxe toleré, erlaubt als Zierart, weil der Zuschauer sie wenig achtet, weniger, weil sie nöthig, als gerade weil sie es nicht sind. Im Heidenthume waren sie erstes Bedürfen, sie mach-

---

*) Bei den Griechen Gold: Silber, 1: 13. bei uns 1: 16. das Silber scheint also seltner gewesen zu sein.

ten die Religion aus, die in mehr als einer Rücksicht abhängig war von der Kunst, deren Erzeugniß sie gleichsam war." So Quatremere, in Manchem viel zu allgemein. Denn Religion war kaum für einige Formen Erzeugniß der Kunst, daß vielmehr diese aus jener — aus ihren Begriffen, ihren Bedürfnissen und ihr zum dienstbaren Hilfsmittel sich entwickelte: in den höhern Künstlern aber etwas, von allen Begriffen entfernt, in eigner Freiheit und Erhebung Erzeugtes, eine Philosophie seltner Geister, die dem Herrschenden weder dient, noch widerstreitet, sondern sich nur als etwas eigner Gattung abgesondert, darstellt. Was aber den röm. christlichen Kultus anbetrifft, so macht wohl manch wunderthätig Standbild den Mittelpunkt für Religion, für seinen Wallfahrtsaltar: weit entfernt, accessoires étrangers ou indifferens de la croyance, zu sein.

Darum, weil Gold selten und nichts zu kostbar schien, gerade darum verschwendete man in der alten Welt das Gold an Götter, als Sprache ihrer Macht, als Stolz der Völker oder der Bilder-Stifter. Der reiche Gott schmeichelte, wie der prächtige Ludwig XIV. der Eitelkeit der Franzosen. So ist der Mensch; der Gegenstand der Leidenschaften, nicht ihr Grundtrieb ändert. Das Bild des Reichthums, nur der Neid trübt das Vergnügen seines Anblicks. Steht aber dieser Reichthum in einer allen Begierden unzugängigen Höhe, wird er kein demüthigender Vergleich, wird er in seinen Erscheinungen eine Art gemeinsamen Besitzthumes — weit davon die Ausgabe zu beklagen, und was das Gemeinwesen ehrt, als Verschwendung zu tadeln, wird er eine Hoffart für Alle und Genuß für Jeden. Man würde zürnen, durch eine unzeitige Sparsamkeit den Glanz eines Nationaldenkmals

der allgemeinen Ehre und Geschmackes zu verringern. Noch bereicherten viele Nebenursachen die Tempel der Alten.

Gold war wahrscheinlich, schon durch sein Finden in Flüssen, leichteres Schmelzen und Hammern, der Menschen allbearbeitet Metall. Und nach der Ordnung ihrer Entdeckung gaben Gold, Silber, Erz den ersten Zeitaltern ihren Namen. Wie Athenäus zur Meinung (eines Meiners) über die edel-metallische Armuth Griechenlands den Anlaß gab, beweist er gerade das Gegentheil; vor Delpho's Plünderung durch die Phokäer waren Gold und Silber rare Dinge in Griechenland. Gerade daß der Geräthe so viele waren, die nun als Geld in Umlauf traten, beweist die Menge. Was auch in der 16ten Olympiade selten sein mochte, war's in der 75. nicht mehr. Nach dem Sieg über die Karthager gab Hieron von zweitausend Talent Beute Gold eine goldene Viktoria und Dreifuß nach Delphi. Von aller Beute kam ein Zehntel an die Tempel. In Aegypten war der Gottesdienst auf Landeigenthum fundirt. In Griechenland, wo nur, etliche Tempel ausgenommen, milde, freie Beisteuern, würde die Pracht des Tempeldienstes sehr gering gewesen sein, wenn die herrschende Meinung nicht die Anläße, wo es der Anstand und das religiöse Herkommen forderte zu geben, vervielfältigt hätte. Es kam mehr ein als durch liegende, feste Verpfründung; denn die Religion, einfließend auf die Gebräuche, und Herrin der Meinung, vergrößerte durch sich selbst die Quellen, aus denen sie schöpfen sollte — Quellen, die immer fließen — die menschlichen Leidenschaften. Alle die kleinen goldenen Opfer in den Tempeln wurden selbst für bessere Bewahrung und als sichtbarere Gegenstände in goldene massive Bilder verwandelt; das war er-

laubt. Uebrigens war der Klerus nicht zahlreich und kostete wenig. Weniger Gold ward wahrscheinlich vermünzt. Bei allen Geldstrafen, Konfiskationen, kam Etwas an die Tempel.

Darum, weil die griechischen Künstler in und für den Charakter jedes einzelnen Gottes nicht bloß das körperliche, sondern auch das moralische Ideal, oder vielmehr erstes durch letztes fanden und erkannten (d. h. das Gemäßeste und Vortrefflichste für den Umfang dieses aus der Gesammtheit des Göttlichen hervortretenden Individuellen) und hierin mehr der tiefern Idee eines Göttlichen in dieser oder jener Beziehung zu besondern Ausübungen, Funktionen seines Wesens nachforschten, als bloß dem Historischen wie die Dichter (welche sich bloß in diesem liegenden Kreis eines Geschehenen und Erreichten ausbildend, erzählend und ammenhaft umtrieben), gelangten auch sie in ihrem Geiste, wie in dessen und ihren Werken zu einer weit höhern und freiern Erkenntniß des Göttlichen überhaupt; zu einer Theologie, die, wenn das Jahrhundert sie nach ihrem Sinne hätte fassen und darin fortschreiten wollen oder können, unstreitig der Menschheit einen größern Umfang gewährt und die Vielgötterei selbst auf eine einfache, erhabene und wieder freigewordene Grundlage — die Idee eines Höchsten zurückgeführt hätte. Ihre Bilder waren offene Mysterien, aber Niemand verstand sie und Niemand wollte sie erklären. So schlug sich zu Sinnlichem nieder und ging im Sinnlichen unter, was durch Sinnliches zu Höherm hätte führen können.

Das reingedachte Vermögen, die vollste Aneignung der Beschaffenheiten, welche ein in dieser Art und zu dieser Bestimmung höheres Wesen ausmachen konnten, getrennt, soviel, ohne die bezeichnende, emblematische und hieroglyphische

Deutlichkeit und das Herkömmliche, Unentbehrliche derselben ganz auf die Seite zu setzen, geschehen konnte, vom historischen Schnak der Sagenlegende, setzten die griechischen Künstler sich auf die Höhe, von der aus sie, bei einigem Willen der Menschen, wenn nicht zu höherer Rückkehr ins Göttliche, doch wenigstens zum moralischen Ideal dessen, was ein Mann sein kann, zum Bild der edelsten Vollendung in der Würde aller Kräfte und ihres Gebrauches führen konnten. Ihre Stellung gibt ein Maß für die Empfänglichkeit ihrer Zeit, die sich in keinem Verstande dem zu nähern geneigt fühlte, was sie zeigten, die religiös versteinert, oder in bloßer Kunstkennerschaft eitel, für das Bessere, was zwischen beiden stand... für den Weg zu Wahrheit und Liebe keinen Reiz in sich fand. Ihre Ideale... das reinsittlich Theologische — blieben bloße Bilder ohne Sprache für die, welche kein Ohr hatten zu hören. Sie verurtheilen eine Zeit, die sich ihnen gleich zu stellen nicht erweckt werden konnte.

Was ist Sprache? Und was ist nicht Sprache? Was durch keine ausgesprochen werden kann, spricht sich selbst aus. —Was in ihr, als Spiegel menschlichen Wesens, menschlicher Fähigkeit, menschlicher Erforderniße, als eines Geistes innerstes Abbild und Bedürfen, als Geschichte seines Werdens und Seins, sich ausspricht, liegt in ihrer Bezeichnung der Art und der Schranken, wie weit alle Dinge für ihn da sind, wie weit er für sie, wie er sich Alles aneignet und wie er sich selbst etwas wird, wie Alles zu ihm spricht und er sein eigener Vertrauter und in dieser Vertrautheit mit der Entwicklung eigener Natur auch in das Verhältniß mit andern Naturen eintritt. Sprache (man verlasse nur den engen Begriff, daß es nur Worte sein können)

ist alles, wodurch andere Dinge dem Geiste sich kund geben, wodurch er in ihren Merkmalen sie ergreift und sich aneignet, eben so sehr zu ihrer, als zu seines eigenen Wesens näherem Verstande und Entwicklung. So werden ihm Thätigkeiten zur Sprache dessen, was als Anlage und Möglichkeit in ihm enthalten, dessen, was er in Zukunft noch weiteres von sich fordern kann. So ist Kunst, indem sie eben so sehr erforscht als darstellt, was Höheres in jedem Leben enthalten liegt, Sprache der Menschheit zum Menschen.

Sprache (wie alles) ist nicht bloß als Mittel sich mitzutheilen, als Mittel eines Gebrauches außer sich (der Erfordernisse, die außer uns stehen), sondern auch als Mittel, sich selbst zu verstehen, als etwas, woran der Mensch lernen mußte, sich alles nach Qualifikationen, nach Raum und Zeit und bestimmten Verhältnissen im Sein und im Werden zu verdeutlichen und sein inneres philosophisches Auffassungsvermögen zu entwickeln, als Faden, an dem sich unser Inneres aus sich selbst zu entwickeln und zu gestalten ermächtigt (getrieben) wurde, zu betrachten. Und in so weit wäre eine wahrhaft erschöpfende Sprachlehre (Grammatik) nicht nur die vollständigste Geschichte des Denkens, sondern auch eine Lehre des Denkens in seinen einfachsten und ersten Elementen.

Sprache ist Mathematik; sie ist in concreto, und bis zum Einzelnsten hinab, was jene in abstracto der allgemeinsten Größen und Formen. Aller Dinge, die man für einander arten und in einander verbinden will — Maß, Verhältniß, Analyse und Reduktion auf ein Bestimmtes und Gemeinsames in ihren Grundlagen — des eigenen Seins, der fremden Eindrücke, Gleichung in diesen Grundlagen. Was Zahl und Grundform für Messung, ist sie durch ihrer acht

Grundtheile Kategorien, durch das, was sie durch ihre Stellung (das Gelten jedes Wortes durch Stellung) für Zeit, Beziehung und Wechsellicht (Wechselerklärung) für Bedeutung wird, eine durch die Natur und Forderung unseres Geistes in ihnen bis auf menschliche Weite gegebene Spiegelung der Natur und des Weltalls in seinen innersten Verhältnissen. Wie jene (als Grundtypen aller Größen, aller Richtungen und Begegnungen zu einem Abgeschlossenen und Erkennbaren der Entfernung und Fortschreitung) aus einfachen Zahlen und Formen bis in der Sterne Lauf und der Welt Bewegung hinaufdringt, und im kleinsten Meßbaren das Gesetz seiner Erweiterungen und Reihen festhält: so hilft die Sprache als des Geistes eigenes inneres Maß für das, was er zu seinem eigenen Streben nach Klarheit und Haltung der Gegenstände sich nothwendig findet, und so erhält er durch das, was ihm hierbei zur Forderung wird, den Schlüssel für das Denkbare, für die elementaren Gesetze in allem Uebrigen, zugleich aber auch das, wodurch an den unendlichen Gestaltungen, die ihm immer zunehmender begegnen, sein eigenes Inneres sich immer mehr öffnet, wodurch er Verbindungen klassifizirt, durch Räume fortschreitet und Verwandtes im Verwandten, Qualifikationen im Wesen, Beständiges und Zufälliges, festhält.

Wenn nicht Musik allein ihren Rhytmus,*) ihre Tonleiter, ihre Melodie und Harmonie (Gesangsweise und Einklang) hat, wenn Gesetze des Herganges, ohne welche es keinen gibt — wenn ein analoger Grundbau allen Dingen gemein ist, aber, nach eines Jeden Beschaffenheiten anders geoffen-

*) s. Seite 10.

bart, dem menschlichen Geiste unter verschiedene Benennungen sich versteckt und eben hierdurch ein jeder Sache ganz Besonderes erscheint: so erhellt, warum vieler Dinge Wirksamkeiten sich so wenig, als die der Musik erklären lassen; warum Farbe, Farbengebung und Behandlung des Lichtes nach den Gesetzen der Musik in das Gemüth eindringe und eine eigne, von der Form unabhängige Macht ihnen nicht abgesprochen werden kann. Warum es überhaupt gut wäre, jene doch nur durch Namen (daß in dem Einen Rhytmus heißt, was im Andern Verhältnisse, Eurimethie hier, was Harmonie dort) unkennbar gewordene Gemeinsamkeit des Analogen, auf die Einheit eines gemeinsamen Nenners, alle Radien auf ihren eigentlichen Mittelpunkt zurückzuführen: und auf diesen vielleicht einzigen, unsern Fähigkeiten offenen Weg unsere ganze Philosophie zu beschränken. *)

Ist der Ton das Gesetz, unter welchem die Anklänge eines Wesens bei dieser Spannung und Stärke gerade so und nicht anders unabweichlich sich aussprechen: hat jeder Nächste immer etwas von seinem Vorhergehenden, dasselbe Gesetz nur unter einem andern Verhältnisse und einen Schritt näher zu einem der beiden Endpunkte der Linie: ist Melodie

*) Dieses Allgemeine, dieses durch alle Dinge verwandt Hinlaufende, diese gleichsam am Mittelpunkt aller Entstehungen, ehe sie noch in weitern Entwicklungen sich als Geschiedenes durch ihre objektivirenden Richtungen zeigen — beginnende Erscheinung in ihrer größten Einfachheit aufzufinden und hierdurch der Verwirrung des unter mancherlei Bewegungen Geschiedenen, Identischen zu entweichen — ist Philosophie, und die einzige vielleicht, die uns zu wahrer, ersprießlicher und anwendbarer Gestaltung unserer Thätigkeiten, zu einem mit unsern Kräften übereinkom-

die Verwendung dieser fortschreitenden Verhältnisse (dieser Fraktionen einer unendlichen Linie) für **etwas**, das im Wechsel — im Hin- und Zurückschreiten dieser — für jedesmal in eine eigene Folge gesetzten einzelnen Verhältnisse (Fraktionen) (in diesem Fortschreitungswechsel) sich **bezeichnet** und einen bestimmbar hiermit verknüpften Zustand im menschlichen Gemüthe hervorbringt (— denselben durch ein bloß Hörbares, den ein Sichtbares — der Verein und die Fortschreitung von Linien zu Formen, von Farben zu einer lebendigern Verschmelzung der Formen, oder ein Denkbares — der Verein von Worten zu Gedanken und Bildern, hervorbringen): so ist diese **Bezeichnung** die Frage, und die Art, wie das Alles sich durch sie bewirkt, das Geheimniß: wenn gleich als Erfahrung und Ausübung im Besitze des Menschen. So bleibt, in der Musik, wie in Farben, die Bewegung, welche aus allen diesen Dingen den Menschen nach demselben Gesetze (...Fortschritt, Verhältniß und Stellung) zuströmt, das Unerklärbare. Nur der Verstand allein läßt in den Beweggründen und dem logischen Rhytmus ihrer Stellungen, mit welchen er Menschen da oder dorthin lenkt, sich (wenn gleich auch nicht in allen) erklären.

---

menden Gebrauch derselben führen kann. Alle andern am Wesen der Dinge selbst unternommenen Wagstücke, und Versprechungen sie zu lösen, sollten, wenn wir uns selbst nur verstehen wollen, als X und Y mit bescheidner Verzichtleistung vor uns stehen bleiben. Hinaufleiten zu einem Höhern können wir das Manchfaltige, aber dieses Höhere, weil uns die zwei Standpunkte der Durchschneidung zur Feststellung des dritten, der Boden, von dem aus wir unsere Messung anstellen können, mangelt, bleibt ein Letztes und eine Grenze.

Freilich wird in Erklärungen wie folgende: »Schönheit ist die Melodie einer reinern Fortschreitung aller Linien für eine Form, an welcher der menschliche Geist sich für den Sinn und die Idee eines Höhern im Dasein bewegt fühlt: und die Gewalt einer solchen Form alles, was sich mit ihr berührt, in den Gang und die Uebereinkunft ihrer Bedeutung, in das Maß und die Verhältnisse, die sie gibt, hineinzuziehen, in einem Ganzen, zu welchem sie der hervortretende Halt bleibt, zu vereinen« — nichts, aber doch in der Beziehung und Gleichstellung zu dem, was als Unerklärliches an einer andern schon anerkannt ist, die Ueberzeugung gewonnen, daß auch hier jede Mühe weiterer Erklärung vergeblich sei.

Verhältnisse lassen wohl sich nachzählen; aber wie sie wirken und durch ihre Verknüpfung sich als Bild einer Idee und als bestimmte Erregung für sie aussprechen — wie sie eindringen und in sich hineinziehen, ist darum nicht gesagt.

Daß Fertigkeit und Ausbildung in einem Zweige der Kunst eben so wenig Ansprüche auf gleiche Vollkommnung in allen übrigen, z. B. große Bildhauer, nicht auf große Landschaftsmaler oder reinen Natur- und Gartensinn geben, als der Italiener darum, weil er jedes berühmten Mannes Geburtsort zeigt und Anekdoten seines Lebens mit Feuer erzählt, ein großer Künstler, ein guter Soldat, ein in allen bürgerlichen Dingen, vorzüglich zur Tugend entwickeltes Volk ist; führt in der Anthropologie sowohl, als in der Geschichte der Kunst und menschlichen Kultur überhaupt zu der Behutsamkeit gründlicher und nicht einseitig sich hingebender Untersuchung ... jede Sache einzeln nach ihren einzelnen und eigenen Abstammungen, nach den Bedingungen, unter wel-

chen sie abgesondert und ohne alle Folge für andere ihr verwandt scheinende Dinge sich entwickelt, und nach den besondern Beschaffenheiten des menschlichen Geistes oder der Ereignisse, welche ausschließlicher auf sie führten, zu erwägen. Schon daß jeder Zweig eigene Stoffe, eigene Hilfsmittel, eigene Erkenntnisse, eine besondere Stellung der Zeit und der Begebenheiten, eine andere Achtung oder Geringachtung der Gegenstände voraussetzt, wäre hinreichend, Vieles zu erklären. Aber es gibt der Ursachen noch so viele, zum Theil allgemeine, meistens aber jedem Volke oder Zeit besonders zukommende.

Man betrachte Goethe's Faust, man betrachte Byrons Manfred — die Verschiedenheit des Eindrucks, die Verschiedenheit des Antheiles, den sie erregen. Den Ersten sehen wir entstehen. Wir durchlaufen mit ihm die Stufen seines Werdens; wir fassen, wie er dahin kommt (entstehen muß); wir wachsen mit ihm auf; wir sind eingebürgert in sein Leben. Der Andere tritt fertig, ganz, eine wilde, in Zerstörungen schon überreife Gestalt, vor uns hin, wir wissen nicht, wie er's geworden, wir kennen nicht seine Geschichte; durch Reflexionen müssen wir sie uns schaffen, wir müssen uns rückwärts auflösen in sein vergangenes Leben. Er erstaunt, aber ergreift nicht (weil wir ihn nicht dichterisch genetisch, nur erst, in Nachdenken zersetzt, nicht als Eindruck, sondern nur logisch genetisch begreifen); weil er nur ein Gewordenes, kein Werden zeigt. (Man begreift zwar auch nicht Alles, aber doch so viel, daß beides, das Begriffene und Unbegriffene sich wechselseitig dadurch steigern — bei Göthes Faust.) Nur in das, was wir entstehen (werden) sehen, können wir uns hineinleben. Der Schlüssel zum poetischen Gefühl ist der

historische Sinn; der Eingang, Vorhof zu den eleus. Mysterien der Poesie, — die historische Ansicht.

Der Hang des Menschen zum Historischen, als dem einzig festen Boden, auf welchem, wenn nicht die Gewißheit, doch die Möglichkeit — die Konsequenz und die poetische Wahrheit — des Seins und des Lebens einer Sache ihm aufblüht — ist so unentbehrlich, so natürlich geboten und so vorherrschend, daß sein meister Antheil für Werke der Kunst (wie selbst für Wissen und Leben) nur auf diesem Boden erwächst. Werden steht ihm näher als Sein; weil dort die Wahrheit sich schneller und umfassender eröffnet als hier. Denn eben Wahrheit — nur das höhere, ideellere — sucht er in der Poesie, und er schätzt die letzte, weil er die erste von ihr hofft. Glauben will er, aber nicht getäuscht werden. Er glaubt, wo er die Fortschritte eines Werdens, wenn gleich nicht ihre Ursachen sieht.*) Darum, weil er auf historischem Grunde ruht, ist ihm der Roman so willkommen. Darum hat ein Volk keine Kunst, welches keine Geschichte: Was soll man ihm vorbilden, wenn es keine Erinnerung, keine Erhebung, kein ihm Bekanntes, keine Personen und Ereignisse kennt (und daß es keine hat, ist schon ein Beweis gegen die poet. Kraft seines herkömmlichen Lebens**), an deren Beziehung das Leben nach vielseitig innigern Verhältnissen sich aufschlöße: Es hat nie übers Leben gedacht und

---

*) Der Fortschritt ist doch wenigstens eine Gewißheit — weil eine That. Und Thatsachen will er, durch die er sich selbst frei belehrt; nicht Belehrung, die ihm ein Anderer gibt, zu dem er erst Vertrauen gewinnen muß.

**) Das Geschichtliche macht nicht poetisch: aber die tiefere Lebensauffassung und Achtung, durch welche eine Geschichte geschieht,

den Augenblick über den Augenblick vergessen. Darum, und nicht weil ein religiöser Stoff der unentbehrlichste für Kunst, wurden, in eines Andern Ermanglung oder durch Allgemeinheiten, Mythen, Sagen, religiöse Bildlichkeiten, als das geschichtlich Bekanntere — ihre Stoffe, Gegenstände. — Das Bild eines Mannes ist der Inbegriff seiner Geschichte, oder ohne solche — bloße Zeichnung. Wie können wir Theil an ihm nehmen, wenn sein Inneres, seine Eigenschaften uns nicht an dem, was er gethan — was ihm begegnet — in welchem Weltzusammenhang er stand — wie er wurde, was er war, hervortreten? wenn er uns nur ein einzelner Punkt ohne Umfang der Bedeutung, und keine Reihe von Beziehung auf ein Höheres, Entfernteres, Umfassenderes ist? Jede Sache ist schon dadurch, daß sie in einem Weltzusammenhange, daß sie als Glied und als Fortschritt einer Reihe dasteht, daß sie uns kaum anders erscheinen und erkannt werden kann — eine historische. Das Historische — der Lebenshergang, das einzige, wodurch wir in eine Sache hinein — und gleichsam mit ihr leben können, ist — vielleicht oder höchst wahrscheinlich — der Grund jeder Kunstempfindung. Ich will nicht sagen, jedes Poetische habe einen historischen Grund: aber so viel ist gewiß, jedes wahrhaft historische Gefühl kann ein poetisches werden, und jede lebendige Anschauung der Geschichte wird unserm Innern ein poetischer Zustand. Sie verhalten, sie fordern oder ergänzen sich wie Stoff und Form. Unser Geist kann das

---

ist der Uebergang zur Poesie oder vielmehr der vorausgehende Gebrauch einer Anlage, deren späterer Poesie wird. Die letzte ist der Gipfel der ersten.

fremde Sein und Erscheinen, Thun und Begeben, diese Mischung von Bekanntem und Unbekanntem, von Kommen und Verschwinden, von Licht und Dämmerung, diesen immer mit verdeckten Stellen durchbrochenen Zusammenhang, den er sich ausfüllen muß, mit gar keiner andern Kraft, als der selbstschaffenden, dichtenden, — ergreifen: oder wenigstens wird keine so thätig aufgeregt: am meisten aber da, wo der stärkste Wechsel zwischen einzelnen Lichtern und breiter Dämmerung.

Ist denn nicht jeder Akt unseres Erkennens ein historischer ... ein Eingehen in die Stammfolge (in die Genesis) einer Sache?! Unser eigenes Leben — der stete Rückblick auf Vergehen und Werden, ein historischer? Und sollte nicht die poetische Kraft, die schaffende, hervorbringende, die in ihr selbst etwas entstehen, eine Geschichte in sich selbst vorgehen läßt, — auch die am meisten historische und die am meisten Historisches fordernde sein? Jede Sache, die wir werden sehen, ist eine verwandtere, durchschautere, an vielen Erinnerungen reichere, in vielen Beziehungen nähere, jede andere ein Gespenst oder ein Räthsel, eine Frage, aber kein Wesen. Zu übersehen ist aber nicht das geschichtlich doppelte Element ... Werden (Genesis, Stammfolge, Entwicklungsgang) und Ereignen ... was zwischen Anderes eintritt, was heraufsteigt aus der Nacht, was plötzlich oder nach weniger Vorhelle erscheint, wie die Machtboten verborgener Gewalten! oder wie ein Meteor auffliegt und verschwindet, von dem weder das Woher noch Wohin uns ganz klar — Zusammenhang und Entstehung ein Verborgenes ist. Allerdings kann es, je entschiedener sein Wundergang auf ein Verborgenes, auf eine Welt unbekannter Mög-

lichkeiten hinweist, um so mehr eine Erregung, in seine Tiefen einzudringen, aus dem Theile sein Ganzes zu bilden — ein Reiz unserer schaffenden, dichtenden, aber auch ein Gegenstand unserer, in die Analyse nach Ursachen und Wesen, forschenden logischen Kraft werden. Die erste schafft einen Hergang und erräth ihn oft: die zweite will ihn finden; die erste will Wahrheit des Möglichen; die zweite Wahrhaftes der Wirklichkeit.

Die meisten Dinge nach ihren verschiedenen Seiten sind beide Elemente vereint; hier—dunkles Hereintreten, Strahlen weit hinaus in die Nacht ohne Gegenstand sich verdämmernd; dort — klarer Zusammenhang, Werden und Stammfolge oder der Gegenwart strahlende Beziehung, höhere Menschenkraft in Einigem, des Gemeinsten, Verächtlichen, Ueberfülle in Anderm. Poetischer Stoff und jenes Erhebendere, dem aber der Geist, zu seiner eigenen Konsequenz und Befriedigung, der niedrigen Verknüpfung aufgeschwemmten Schlamm abstreifen und einen darunter hinlaufenden Goldfaden des Edlern voraussetzen und hineinlegen, gleichsam das Fremde aus eigenem Leben ergänzen muß. Wer das nicht kann, wer nicht poetisch historischen Sinn hat, macht Gedichte, wie sie zahllos der Vergessenheit zueilen.

Einen Stoff poetischer zu machen, reichen nicht die mächtigern Beziehungen auf das Loos der Menschen allein hin: sonst wären die westphälischen Friedensverhandlungen ein vollkommenes Epos. Es fordert der dichtende Geist das Eingreifen höherer Menschen, höherer Zwecke, ein Erheben der Zeit, und ein Geschlecht, welches durch eignen Werth zu verdienen weiß, was ihm zukommt. Es liegt ein Werth- und Rechtssinn in der Menschenbrust — den man mit dem sonderbaren,

in sich verengten, aber sonst sehr wahren Namen »poetische Gerechtigkeit" zuweilen ausgedrückt hat, der aber nichts anderes ist als das mächtige ideelle Bewußtsein, die Stimme der alten ewigen Offenbarung, die sich zuweilen auch als Gewissen, immer aber als episch historische Forderung ausspricht: der Mensch, um etwas zu gelten, um Antheil und Achtung zu verdienen, müsse menschliche Würde wenigstens zum Theil in sich bewährt, müsse groß oder stark oder kühn, unter höhern Ansichten oder mächtigern Regungen — zu irgend einem Ziel edlerer oder doch gewaltigerer Natur gelebt haben. Unsere poetische Kraft ist unter allen übrigen die gerechteste und unbestechlichste; sie zwingt uns, Kleines als Staub, aus dem nichts zu machen, zu verwerfen, und Großes, auch wenn es für uns selbst das Gegenbild unserer Nichtigkeit ist, zu bewundern.

Und darum ist das Walten und Wirken dieser Kraft so wichtig für das Menschliche, das sie nie ganz sinken ließ und aus der traurigsten Verödung wieder emporzog.

Der Mensch muß nicht unternehmen, was er nie ausführen kann...das ist eigentlich der Grundgedanke des Verstandes, der ihm aus der Geschichte erwuchs, dem die Fantasie ein mystischeres Gewand gibt. Die Ursache, welche beitrug, die Schuld, welche waltete das, was der Mensch, das, was er nicht voraussehen konnte, was er aus Thorheit, was er wagte, weil er mußte, weil der Sturm über den See herzog — das alles, was als historisches Bild immer höher heranwuchs, als Urtheil immer weniger sich abschloß, fügte sich ihm zusammen in die Gedanken eines Weltgangs, in dem sich jede Zeit, jedes Volk seine eigne Gestalt und Gehalt gab. Weltregierung, Schicksal, ewige Vergeltung ꝛc.

Mehr unternehmen, als man kann — ist verletztes Maß und Verhältniß, dem die strafende Nemesis folgt... Sünde gegen sich, gegen Andere, für die man unternimmt. Im ersten Falle, wo sie als Bescheidenheit, als unerläßliche, undispensable Erkenntniß unserer Kräfte erscheint... Verletzung der Selbst-Gerechtigkeit. Im zweiten Falle leichtsinnige oder hoffärtige Verletzung der Pflicht. Aus diesem, sei es auch nicht immer klarem Gefühle des Rechten — der strengen Verbindlichkeit, über sich zu wachen, und eben so genau zu erforschen, was man vermag, als zu erfüllen, was sich daraus ergibt — aus Maß und Verhältniß in allem, entstand dem Menschen der ganze Kreis tragischer Dichtung — nach seinem bildlichen Sinne konzentrirt in die Form einer Nemesis: Tragisch und Nemesis sind derselbe Begriff unter zwei Darstellungen — übertretene Schranken, mehr unternommen als man kann (sei's in Bösem oder Gutem), versäumte Sach- oder Selbstkenntniß: eigne und fremde Loose auf ein blindkühnes, leidenschaftstolzes Wagespiel gesetzt. Beide Darstellungen später im falsch genommenen Worte Schicksal vergröbert, das früher nichts als die ewige Gerechtigkeit — den auf sich selbst zurückfallenden Irrthum bezeichnete. Ich sage Irrthum, weil jedes Verbrechen ein Irrthum, eine verkannte Gerechtigkeit... sei es sinnlos gewagter, sei es in fremdem Nachtheil gesuchter Dinge, sei es übertretener Normen des Verstandes, sei es übertretener Normen der Moral, ist.

Und so könnte man jeder Dichtungsart einen eignen Grundbegriff in unserm Verstande und Gemüthe anweisen, aus dem sie bei dem, was sie werden und geschehen sieht, entsteht.

Man könnte, wie das Leben überhaupt, so den Gang und Umfang, das Leben der Poesie als ein Göttliches zwischen Natur und Menschheit Fortschreitendes und beide in ihrem eigenen oder wechselseitigen Sein, Verweben, Werden und Entwickeln historisch Auffassendes an dem Sarkophag im Kapitole dargestellt erblicken*), oder vielmehr: wie das Leben dort, so ist alles, was aus solchem hervorgeht und mit dessen Auffassung sich beschäftigt, jenes als ein beständiges Geschehen, letztes als eine stete Betrachtung des Geschehenen und Geschehenes zu betrachten (begreifen). Jede besondere Art der Poesie hat ihr Auge nur ausschließlicher auf eine besondere Art und besondern Charakter dieses Geschehens gerichtet. Die Tragische auf Maß und Verhältniß, auf die ewige Gerechtigkeit, auf das im (Janus) Doppelbild der Nemesis dargestellte ... Maß und Recht und des Gesetzes Strahlenschrift vor der That, das in eigenen Folgen ihr Zufallende, von Ohnmacht, Irrthum und Unrecht Untrennliche nach der That ... des Menschen Größe, Schwäche, Umfang und Schranke durch beides. Das Epische — auf das Unberechenbare, immer Miteinwirkende einer verborgenern Macht in alles Menschliche ... jene eigenthümliche Kraft im Gemüthe, die weder erkannt noch beherrscht,

---

*) Die Gesammtgeschichte der Menschheit ... das Epische, Tragische und Lyrische ihres Inhalts und ihrer Betrachtung, vereinigt sich auf jenem Sarkophag.

Der Anfang: die aus dem Himmel verstoßene, dem Leibe zugetheilte, im langen Laufe des Jammers und der Prüfung, den Qualen der Reinigung und des strengen Gerichts überantwortete Seele, und das, was nur durch höhere Liebe möglich wird ... das trauernd Weibliche, das brütend Männliche.

keiner Willkühr unterworfen, bei großen Erfordernissen, wie ein Göttliches in heldenmüthiger Begeisterung, in Treue, Muth und Hingebung für das Größte und Schönste hervorbricht; wo durch Anläße zu handeln der Mensch sich offenbart, ohne sie sich wieder verbirgt, schließt; wo sich ein uns Eigenes (Inwohnendes) verkündet, aber als ein zu Hohes nicht nach Laune besessen und gehandhabt, sondern nur durch Anstrengung verdient, wodurch eine höhere Hand die Erziehung des Menschengeschlechts und seine höhern Entwicklungen leitet. Zu werden Mögliches, das bleibt Lyrik... beider voriger Begegnungspunkt des Augenblicks Erhebung zu jenen in beiden vorigen erscheinenden Mächten, zugleich ein Dank- oder Bethopfer vor beider vereintem Altare, — ein Geschehendes im Geschehenen; dessen, was der Geist rings um sich her vorgehen sieht, oder mit vielfacher Erinnerung Flammenschrift in sich trägt, rückwirkende Ergreifung des Geistes; so daß er in das Hervorbrechen eines jener begeistert betrachtenden oder fühlenden Augenblicke versetzt wird, wie bei thätigen Anläßen in jene begeistert handelnden. Diese drei Arten möchte ich die schaffenden oder im Schaffen erzeug-

---

Das Ende: Herkules... die Kraft, der Muth, der hohe feste Wille, der reine treue Heldensinn, den keine Gewalt zurückhält, Recht zu schaffen, das verkannte Große und die Wahrheit zu entbinden — der Prometheus befreit... Endlich kommt eine Zeit der Erlösung, der Versöhnung, wo alle Leiden aufhören, wo Unrecht und Gewalt ihre Aussprüche, ihre Verhältnisse zurücknehmen müssen.

Dazwischen der Mensch, von Prometheus gebildet, von Pallas geleitet, von der Nemesis gerichtet, von Hermes hinübergeführt, geläutert.

ten Gattungen der Dichtung nennen: die, welche aus einer freien Kraft unsers Innern sich selbst bilden und hervorbringen. Alle andern die lehrenden — die aus Reflexion, Wissen und Ergebniß, als höhere Summirung derselben, entstandenen, z. B. Fabel, vielleicht größtentheils Komödie.

Ich will damit nicht so sehr sagen, rein geschieden in vorhandenen Werken der Dichtkunst, als in den verschiedenartigen Momenten dichterischer Stimmung. So kann es im Epos — in der begeisterten Geschichtsanschauung durch vorherrschend belehrende Stimmungen belehrende Stellen und v. v. epische in Lehrgedichten geben.

Der ist ein guter Lehrer, der streng, richtig und fest lehrt, was zu lehren ist — das Handwerk. Nicht zu lehren, aber zu lernen (und diesem Lernen durch richtige Leitung die Bahn zu sichern und zu beschleunigen) ist, was Jeder nur durch eigenes Sehen, Auffassen und Ausbilden erwerben und üben kann, des innern und äußern Sinnes für das mehr oder minder Schöne, Bedeutende, Handlung, Stimmung und Geist Bezeichnende, Reinigung, Schärfung und Steigerung in aufmerksamer, steter Betrachtung (nicht aber Nachahmung) der Natur und des durch große Meister Erreichten. Das, was, wenn man immer unter dem Vortrefflichen wandelt und mit Vorzüglichem sich beschäftigt, durch ein berichtigtes Auge und ein erhöhtes Gefühl, die Seele erfüllt mit solchen Bildern des Besten, mit einem solchen Maße des Erreichbaren, mit einem solchen Scharfblicke für Wahres und Unwahres, für Sein oder Schein, daß ihr Minderes weder an eigenen noch fremden Werken mehr täuscht, genügt. So ist Kolorit viel-

leicht nur Sache des körperlichen Auges, aber in glücklich Organisirten und richtig Geübten. Den schwachen Koloristen führt vielleicht nur die natürliche Beschaffenheit seines Auges, das eben so grau auffaßt, als es wiedergibt, irre. Ihm erscheint vielleicht nur eins, wo dem Andern ein Spiel vielfacher Brechung. Das Talent zu sehen, und Gesehenes mit der reinsten Bestimmtheit des Bedeutenden, des Großen, des Trefflichen, des Grundgebenden, des Entscheidenden, kurz nach dem Charakter seiner Abstufungen, Verhältnisse und Beziehungen sich zu einer eigenen Welt und Sicherheit des Geistes in Erkennen und Wollen, in Ergreifen und Ausüben zu machen.

Das Dritte, was weder gelehrt noch gelernt, wenn gleich auf eine Weise, an der wir keine Hand anlegen können, durch alles Vorhergehende im Stillen genährt und geleitet werden mag — ist die eigentliche Kunst... die dichtende, schaffende, keiner Willkühr zugängige Kraft in uns, die erweckt, aber nicht gegeben, geübt, aber uns selbst nicht zum Bewußtsein, wie sie wirke, gebracht, also auch nicht unter Regeln und einen gradus ad parnassum gestellt werden kann. Vermöge jenes in unsern innersten, verborgenen Anlagen vorgehenden Aktes durchschauender Ahnung dessen, was jeder Sache eigenster Geist, ihre Bedeutung in einer höhern Beziehung, ihr Sinn in einer höhern Idee, ihres Charakters Elemente und ihres Lebens innerstes Drama — entsteht beglücktern Menschen das Vermögen, alles, was sich ihnen aus jener der Natur und der Kunst Anschauung als Bezeichnendes, als bezeichnender Formen Gesammeltes, Reinstes, Gemäßestes ausspricht, mit eben der Freiheit als Darstellendes in den Werken zu gebrauchen, durch welche sie,

was in ihnen vorgeht, der Dinge Werth, der Dinge Verhältniß zu andern, des Menschen That, Begeisterung und Kraft zu Gutem und Bösem unter den Beziehungen auszusprechen suchen, zufolge welcher an den Tag treten möge was in Jedem das Höchste sein sollte, was hievon erreicht oder warum und wie weit es verfehlt wurde, der allgemeine reine Typus der Natur und Idee, wie weit er als Maß und Gesetz über alles Einzelnen Würdigung richtet.

Der Künstler bildet sich also aus Handwerk (technisch) — reinem Sinn und Auffassung des überall Schönen und Bezeichnenden und jener höhern Kraft der Durchschauung und Welterkenntniß in ihm selbst, die sich nach seinen innersten Gefühlen für Andere darzustellen vermag ... je höher hierin, je höher als Dichter.

Er stückelt also nicht, wie jene Apellesfabel, aus Einzelnem, vor Augen Stehendem zusammen, sondern was aus allem Gesehenen ihm als Totalerinnerung — ein fest eingeprägtes, in sein ganzes Wesen aufgenommenes Richtmaß des Schönsten, Untadlichsten oder Entscheidendsten jeder Art geworden, so daß, wo er sieht, wo er zeichnet; was vom reinsten sich noch entfernt, sein innerstes Gefühl widerstreitet; was keinen klaren Sinn, keine feste Auffassung, keine wahre und richtige Bezeichnung, kein Höheres ausspricht — in eigenem oder fremden Werke, was es auch durch mancherlei Nebenvorzeige scheine, nicht täuscht und nicht genügt. Er bildet sich ... nicht indem er bei Betrachtungen, z. B. fremder trefflicher Färbung — kleinlich fragt, wie ist das gemacht? sich von fremden Handgriffen einen Katalogus macht und Recepte erfrägt, sondern ergriffen durch das Erreichte, den Punkt sieht, wohin auch

er muß, und aus sich selbst die Bestrebung zieht, durch welche er Gleiches auf Wegen, die er findet, erreicht. Jede wahre Kunst ist ein beständiges Erfinden, — ein Selbstschaffen des Weges, wenn einmal der Punkt ersehen ist, »wohin«. Oder indem er sieht, was Andere erreichten und zu erreichen ist, frägt er eben wenig, wie er die Natur über das, was sie hervorbringt, fragen kann — wie, sondern nur was möglich? und bildet mit eigenem Auge und Sinn dem zu, was endlich ihm selbst genügt als Gleichstellung mit dem Besten. Nur für das Handwerk gehört die Frage und Ablernung fremder Mechanismen, weil es mechanisch.

Eben so entsteht und bildet sich ihm das Schöne, das Charakteristische jedes einzelnen Satzes, Zustandes oder einer vereinigten Handlung und der verschiedenen Theilnahme an ihr, an den bleibenden Eindrücken und dessen, was ihm hierin bei tiefer, aufmerksamer Betrachtung der Natur, ihrer verschiedenen Gestalten und Thätigkeiten, und des mit jedem verbundenen Ausdruckes, zu einem innern Bilde, an welchem sich ihm das Vollkommene und Unvollkommene, Gemäße oder Ungemäße in Allem bezeichnet, Abstufung zu einem Summum und Ganzen geworden. Er flickt nicht Gesichter aus allerlei Gesichtern zusammen, sondern da ein Schönstes jeden Charakters in ihm lebt, weiß er an dem, was er sieht oder macht, den kleinsten Abstand eines Theiles und dessen Uebereinstimmung mit dem Uebrigen sogleich zu fühlen und zu verbessern. Das ist's, was man so oft die Natur übertreffen oder verschönern nennt. Aber was er hat, hat er aus ihr, und seine Kunst besteht nur in dem, daß, wo an einer ihrer Erscheinungen durch Macht der Hindernisse nicht Alles gelungen, er aus ihren eigenen Modellen

das Gelungene durch seinen richtigen Sinn und Uebung sogleich zu errathen und zu geben weiß. Das ist's, was man Ideale nennt, deren es eigentlich zwei Arten gibt... das der Formen — das des Charakters und innersten Geistes einer Sache.

Das Erste ist eben dieses (in allem Vorbesagten) durch aufmerksame Betrachtung und Uebung zur höchsten Richtigkeit und Vollkommenheit, Gemäßheit und Harmonie erworbene innere Bild: das: was ihn überall als höchste und entscheidende Form aus seinem Gefühle beherrscht, leitet und begeistert. (Rafaels certo idolo).

Das Zweite jenes nur den vortrefflichsten Geistern eigene, in der Schule der griechischen Bildhauer vorzüglich bemerkbare Ideale des Charakters... die Summe dessen, was nach genauester Erforschung und Durchschauung des Geistigen jedem in einem bestimmten Vereine von Eigenschaften und Kräften gedachten Wesen, als Uebereinstimmendes, Höchstes, nach ewigen Gesetzen sich wechselseitig Bedingendes zu Gestalt, Ausdruck und Bedeutung werden muß, und wodurch es Jedem als das Entschiedenste und Klarste für das, was dadurch ausgesprochen werden soll, als des Künstlers aus dem Reiche der Geister selbst herabgeholte Form und Gedanke in die Seele tritt.

An*) beiden Idealen — an dem, was für jede Auffassung das Bestimmbarste und für jede Ausführung als die

---

*) An besser als aus — und der Sache gemäßer; denn Styl war nur die Art, wie man zwischen Idee und Gestalt den sichersten Uebergangsweg und den sichersten Halt für das, was mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen werden sollte, suchte.

Grundlinie erschien, wovon alle Nebenbildungen ausgehen und für alle Gewißheit und Halt zu erlangen sein möchte... entstand (nach den verschiedenen Zeiten und Künstlern) der Styl — gleichsam die Sprechart und ihre (vorzüglich gewählte) logische Basis für der Theile Fortschreitung zum Ganzen (in Farbe oder Form), zum Typus des Ausdrucks oder zum Umfange der Idee.

Das, was vom höhern erfunden, nur der kräftigere Geist in diesem Verstande zum Styl aneignen konnte, ward bei Mindern immer Manier. Wie denn auch nur Mindere zu Erfindern eigner Manieren, d. h. Behelfe statt Sachen, und Ausfluchtsmitteln statt Wahrheit (allen Sinnverwandten aber gefällig bewundert und nachgeahmt) werden konnten*).

Manier — ist schwer zu definiren... da sie immer die Folge eines Bestrebens ist, das, was man nicht gründlich besitzt durch Schein, und ein nicht fest Ergriffenes durch schwankende Annäherung zu ersetzen; das Werk eines weichern Geistes, der nicht Strenge und Selbsttrieb hatte, die Natur zu durchdringen, oder nicht reinen Sinn und Gefühl genug; ein Spiel, mit Leichtigkeiten das Mangelnde unter Etwas,

---

*) Eben so mit Leben — Staat — Wissenschaft 2c. Es gibt einen Styl oder eine Manier für Alles: Menschen, deren ganzes Leben einen Styl (ein inneres Ringen nach Wahrheit, das selbst im Irrthum sich noch als Tüchtigkeit ausspricht) hat, und Andere, deren ganzes Leben eine Manier ist. Styl bleibt immer eine gewisse Wahl der Grundlinien, durch welche man im unendlichen Reiche der Formen für jede weitere Ausbildung sich sicher zu stellen hofft — ein Ringen nach Princip; Manier — ein Hingeben an's Bequemende und Bequemen.

dessen Nachahmung Andern schwer scheint, zu verstecken — und die Fertigkeit hinwegzuschlüpfen über Großes als ein Sicheres seiner Behandlung erscheinen zu lassen. So sind der Arten derselben so viele, als es Gegenstände und Möglichkeiten über den Gehalt ihres Wesens durch einen Typus von Einseitigkeiten hinzuschleichen gibt: so ist leichter von den Gebrechen, aus welchen sie entstehen und der Halbheit des Geistes, der sie sich zur Hilfe erfindet und ausübt, als den vielfachen Artungen, unter denen sie erscheinen, zu reden, oder sie unter einem andern Gesammtbrief als dem eines Beharrens bei denselben Behelfen, durch welche man sich gewöhnt hat, die wahre Natur durch eine eigene, ein höheres und ernsteres Studium durch eine selbstgefällige und flache Erfindung zu ersetzen, zusammenzufassen. Den Meisten aber ist damit gedient.

Die Art, wie unsere meisten Romane enden, gibt ein gerechtes Mißtrauen gegen die Kraft der meisten Dichter, das Leben selbst als ein Ganzes in einem vollständigen Ideale zu umfassen. Alles neigt sich zu einem Ziele hin, das man wohl auf einem idealen Wege und unter leicht hintanzenden Idealen einiger einzelnen Vorfälle (Stunden) sucht, das aber ein an sich sehr Gewöhnliches und ohne Ideal Aufgefaßtes ist: ein Bild, das man in der Jugend, die immer in einem Idealern durch sich selbst und ihre Natur steht, auf die jugendlich handelnden Personen des Romanes leicht überträgt: aber wo dieses Vorbild uns verläßt, am spätern, anders erscheinenden, hierin versteckteren Alter weder aus sich selbst weiter zu verschaffen, noch in Andern darzustellen vermag. Daher endet, alles Witzes und aller Tugenden Summe, die im Empireum ihrer strahlenden Erhebung angeschaute

Heldin, immer im Heimgange zur Erde ... als Mama. Also war entweder alles Vorhergehende nur ein über Gebühr hinausgerühmtes Talent zu träumen: oder den meisten Dichtern ist das Leben selbst nur das Abbild eines Traumes und kein wahrhafter Aufschluß seiner innersten und ewigen Kräfte.

Man hat Recht zu sagen, das höchste Princip der Kunst sei ein religiöses. Aber von welcher menschlichen Sache ist nicht dasselbe zu sagen? dies ist der Punkt, worin alle sich begegnen. Das Menschenwesen ist ein religiöses ... darum, wie er sich selbst nur durch Beziehung auf ein Höchstes versteht, so wird auch alles, was er unternimmt, nur unter derselben Richtung, zur Wahrheit in sich und für ihn: und wie es von ihm ausgeht, so wirkt es durch denselben Geist auf ihn zurück. Darum ist nur der der größere Künstler, wer freier von engen, einzelnen und verschobenen Beziehungen, das Höchste im Gemüthe, durch solches zum reinern Ideale der Fähigere wird. Wie er das Leben anschaut, so wird er dichten, mit reinerer Erhebung, erhabner. Es gibt eine Religion durch freie Artung des Gemüthes, eine für alles Großen und Schönen unmittelbarste Auffassung ungeschwächte Seele. Es gibt eine Religion des Eigennutzes, der man gehorcht, weil man begehrt; welche Formeln zu Verheißungen macht und Formeln unterwirft, weil sie für Verheißungen, für des kranken Herzens Beschwörungsmacht über der Schätze Geisterwache gelten: die Empfehlung aller gewissenssiechen Aengstigen, welche das Lager ihrer Lust mit Götzen umstellen, um desto sicherer im Schrecken Anderer zu genießen. — Nicht diese, nur die erste kann zur Kunst führen. Je reiner, unsinnlicher die Religion, so freier, erhebender für's Gemüth,

also für Dichtung. Nichts steht sich schroffer entgegen, als ächte Kunst und Sinnlichkeit. Man müßte denn einen Mann, der die Schönheit einer Gegend aufzufassen — der Augen bedarf — der im Geiste sie fühlt und durch Erhebung sie versteht — einen sinnlichen nennen wollen.

Der Mensch leidet und verartet mehr durch einen unrechten Gebrauch, ein irriges Suchen und Festhalten des Guten, als einen eigentlichen Trieb nach Schlechtem. Moses hat die täglich erneute, ewige Geschichte ... durch Streben nach Lichte, im Lichte Verirrung — mit einem einzigen Striche umfaßt und erschöpft. Und wie wir die Menschheit vor Gott und der Natur auf Abwegen erblicken, so weichen auch alle einzelnen Unternehmungen derselben — Wissenschaft und Kunst, Leben und Treiben, Gesellschaft und Geselligkeit vom Wahren zu tausenderlei Umbildungen, zu Unwahrem ab. Durch dieselben Triebe, durch welche der Mensch sich falsche Religionen schafft, schafft er sich falsche Oekonomien. Alles Irrige, gleichgültig an welchem Gegenstande, hat gleichen Ursprung in Geist und Neigung. Nur auf diesen, bis jetzt und vorher beschriebenen Gründen einer immer trägen, argwohnischen, furchtsamen Hoffart, — zu der sich der Mensch so leicht hinwendet — läßt sich erklären, warum der fruchtbarste Satz der Wahrheit auf Thorheit, die versprechendste Höhe der Wissenschaft auf Entartungen, die großartigste Kunst auf ihre heilloseste Verschnörkelung, die taugsamste Lebenssitte auf alles Uebermuthes Verjämmerlichung, kurz, warum der Mensch mitten unter allen Mitteln des besten, auch so plötzlich zu allem Wahnsinn des lächerlichsten oder verderblichsten Gebrauches — immer, indem er Gutes, Heil und Glück suchte und wünschte, übergehen konnte.

Man wende alles Vorhergesagte auf folgende Fragen an: Was ist die Macht des Großen, des Schönen über die Menschen? — sie konnten die gothische Baukunst verlassen! Sie konnten in die kalten, nichtigen, hohlen Schnörkel, in die aufeinander gestappelten Verkropfungen der Zuvaras und Bernini's übergehen! Man sage nicht, der Haufe weiß nie durch sich selbst zu wählen: warum erfanden denn die, welche sich an seine Spitze stellten, die mächtigern, kunstgeübten Geister nichts Besseres, oder vielmehr warum verließen und mißkannten sie das Bessere? Warum ist gerade in Rom, wo doch noch einiges Alte bestand, so wenig schöne Baukunst, so wenig größerer, reinerer Art? Warum mehr in Venedig, Florenz? Warum blieb der Grieche Jahrhunderte mit geringen Abänderungen bei seinen festen Formen? Warum kam selbst das alte Rom nie (in seiner Rivalität des Reichthums und des Eitelprunks — und vielleicht eben deswegen) zu einem richtigen Sinn griechischer Kunst? Man kann ein guter Mann, ein ehrenvoller Held und von schlechtem Kunstsinne sein. Aber immer ist Eitelkeit die Ursache, wenn ein edlerer Styl der Kunst in einen verzerrten übergeht. So kann man sagen, es gebe Tugenden ohne Einfluß für die Kunst, und eine Kunst ohne sie. Aber es gebe Untugenden, neben denen höhere Kunst nicht aufkommt, jede bessere vergeht*).

Daß dem Menschen Jämmerliches wie Vortreffliches zum

*) Oder man hat nicht Kunst, weil man diese oder jene Tugenden hat. Aber es gibt Untugenden oder einen Mangel an Tugenden, mit welchen das Entstehen und Bestehen einer höhern Kunst (so wenig als einer höhern Bürgerlichkeit oder Philosophie oder Religion) sich nie vereinigt läßt — die alle Möglichkeiten aufheben.

Vorbild, zum Gesetz, zum Wetteifer werden, daß er in Allem sich gefallen und das sichtbare Schöne der Kunst fast zur unleidlichen Entstellung verlassen kann: daß er, was er erreichte, wieder aufgibt — wäre schwer zu erklären, — wenn der Mensch, auch wo er dem Vortrefflichen nachstrebt, nicht dieses selbst, weniger seiner reinen Herrlichkeit als eines Andern wegen suchte.... Er will gepriesen, bestaunt, den Uebrigen in seinen Werken ein Erfinder sein, der sie beherrscht, dem sie sich unterwerfen, weil er Neues, das einzige, dessen Reiz die Meisten empfinden, weil er noch Ungesehenes den Modellen seiner Vorgänger beifügen kann ... ein Schnurrbart, wie Phidias ihn nicht gab, oder eine Seiltänzer-Stellung, um die keiner vorher sich die unnütze Mühe gab. Aus demselben Grunde und vermöge desselben Hanges, durch welchen jeder Gaukler Zuschauer um sich sammelt, siegt oft in allen Dingen das handwerkerisch Mühsamere über das künstlerisch Schöne. Nicht was in der Sache selbst das Höhere oder für eine höhere Menschheit dadurch gewonnen sei, sondern wie viel mehr Schwierigkeiten ein Rechen-Exempel zu lösen gekostet, das schwer Verworrene mehr, als das tief und groß Gefühlte fällt den Meisten ... den natürlichen Fremdlingen im Reiche des Schönen und Erhabenen, der Dichtungen und Gestalten — in den Sinn. Hierdurch am häufigsten ist der Verfall der Künste, der Sitten, der Zeiten, des Glaubens und der Meinung zu erklären: kurz warum der Mensch — das Wesen der Vernunft und mit dem Schönheitssinn begabt, beides nur als Ausnahmen, das Verstummen beider als Regel zeigt.

Beide werden nur durch ein inneres Streben nach der Idee (Erkenntniß jeder Sache in ihrem reinsten, dem göttlichen

Urbilde nahenden Sinne) entwickelt. — Ideal ist Betrachtung jedes Gegenstandes unter dem Lichte jenes höhern Weltsinnes je nach dem Grade, dessen Jeder fähig; das aus dem heiligenden Gefühle ihres Werthes und ihrer Bestimmung in einem Höhern, durch sich Gültigen, abgezogene Bild derselben — also ein religiöser Akt*) durch einen Geist, der nur in ihr Beruhigung findet, der die Natur der Dinge, frei von allem Zufälligen, in ihrer höchsten Beziehung durchdringen will — zur Entwicklung gebracht durch des Menschen ausübenden Charakter.

Was ein großer Staat, ein großes Volk gibt, ohne welches beide nicht entstehen können, gibt auch eine große Kunst, — alles Große stammt aus Einer Quelle — wenn gleich darum beide nicht immer unzertrennlich sich begleiten, weil jede noch außerdem ihre eigenen fördernden oder hindernden Bedingungen, ihre Anläße und eine besondere Stellung von Ereignissen — einen andern eigenern Gang des Objektiven voraussetzt.

Es gibt poetische Physiognomien ... solche, die, wenn

*) Und in so ferne wäre die wahre Ausübung und der eigentliche ächte Sinn jeder Kunst eine religiöse Handlung — Haltung des Geistes: nur in einem andern Sinne, als man jetzt hineinerklärt: die Kunst keine Beschäftigung mit vorhandenen äußern Gebilden eines in Formen übergangenen Systemes: keine Dienerin ... jene im Systeme schon gegebenen Gestalten durch ihre Mittel in sichtbare zu verwandeln, und auszuführen, wozu Andere Umriß und Regel geben, sondern das eigne, ahnende, anschauende, schaffende Vermögen, die geniale Kraft, in jedem Gegenstande durchzudringen bis zu der reinern Quelle seines Ursprungs, bis zu der Vollendung seines Gebildes in die Bestimmung, welche ein göttlicher Wille ihm zusagte. Frei ist die Kunst, wie das

sie einmal einen Geist ergriffen, seine Fantasie in eine fortdauernde Beschäftigung mit dem, was sie bedeuten, in einer so unablässigen Erwartung und Dichtung dessen, was in ihrem Innern vorgeht, was im nächsten Augenblicke hervorleuchten wird, hineinziehen; die, wie der Schauer-Schwindel einer immer nahen Tiefe, wie das Weite, weit hin Verklingende einer Dämmerung, aus der uns das Unbekannte, ein besonderer Schreck, ein besonderes Gut, eine Entdeckung oder eine Ueberraschung besonderer Gestalten — ein Räthsel des Lebens, das uns anzieht und hält — immerwährend erregen. Oft bleiche, stille Gesichter, die eben dadurch wie etwas Gespenstiges dastehen, oder solche, unter deren scheinbarer Ruhe ein Feuer innerer, leidenschaftlicher und der mächtigsten Gefühle sich verbirgt. Das Bedeutende liegt in den Zügen, das Sprechende im Auge und dem Gegensatze zwischen beiden; das letzte, das wie ein Feuerzeichen Gluthen aufdeckt, die ersten, die wie der Kampf und die Macht, oder wie die stolze Geringhaltung einer Welt und der Gegenstände aussehen, die es nicht werth ist,

Wissen, wenn sie zur Gottheit aufsteigt und an des Höhern, Verborgenen Lichtstrahle sich eine Ahnung des Höchsten erschließt. Sklave — wenn sie des Menschen erbärmliche Götzen zum Stoff ihrer Dienstbarkeit wählt, wo sie nicht über Menschliches aufsteigend, Menschen mit sich erhebt, sondern unter Menschliches gebeugt, sich selbst durch Willkühr — eigne Freiheit und in der Freiheit ihre wahre Macht und angeborne Bahn nehmen läßt. Nur der selbstschaffend entdeckende Sinn eines Höhern, nicht der, welcher in fremden Banden sich bewegt, macht die Kunst ihrer Quelle und Ausübung nach zu einem Religiösen, und darum ist sie so selten, weil solche Menschen die seltensten.

solche Flammen, die für ein höheres Vorbild des Daseins bestimmt sind, an sie zu verschwenden. Sie geben ein Ideal, weil sie eines in sich zu tragen scheinen. Sie greifen tief ein, weil eigentlich jeder Gegenstand nur, so weit er poetisch zu beschäftigen vermag (freilich nur den, der als Seher einer solchen Beschäftigung fähig ist) — tief eingreift.

Lange nicht so tief ergreifen Physiognomien, die nur ein rasches Leben, eine freudige Gegenwart, eine Bewegung nach Außen ohne tiefe Grundlage nach Innen aussprechen. Es gibt andere von einem Eindruck, als ob sie schön wären, wenn gleich bei näherm Betrachte kein Theil eine richtige oder voll schöne Form zeigt.

Der rechte, der geborne Künstler ist der, welcher, selbst dichterisch, das dichterische — das auf verborgenere, höhere und reinere Kräfte und ihre selbstständige Fülle deutende — in den Gegenständen der Natur aufzufassen und wieder zu geben weiß nach der natürlichen Bestimmung, für welche es in seinem Werke sich aussprechen soll.

Eine Kuh, — was sagt sie? Aber eine Kuh auf grüner Matte im Glühen des Abendhimmels still vor sich hinsehend — ein Bild der Ruhe, der seligen Ländlichkeit und ihrer Erinnerung ... oder im nächtlichen Treiben des Windes und der Wellen fest gelagert auf fester Erde, ein Bild der Ausdauer in den Stürmen des Lebens, — dessen, was immer droht, und dessen, was schützt in eigner Kraft — sind beide, weil Bilder zweier Mahnungen und Erinnerungen, weil bedeutend durch beides und dem Geiste ein ahnender Aufschluß seiner selbst und des Daseins, ein Antrieb in beiden zu lesen und ein Höheres zu denken — poetisch. Man sollte glauben, hier stehe die Malerei vor der Bildhauerei: wenn nicht Myrons Kuh ... ihre Stel-

lung zum Kalbe, das allen Geschöpfen der Natur Eigene der Neigung, der Sorge, der Liebe, der Geist der Natur in seiner freundlichsten Gestalt, bewiese, daß einem dichterischen, d. h. das Innere, Höhere, all überall fühlenden und erkennenden, Sinne alles unter solcher Form erscheine, und jede Kunst ihm zu dessen Darstellung ein Mittel werden könne.

Ein hübsch Gesicht, aber wenn es der Maler in seine Werke aufnähme, eines von denen, wobei man sprechen würde, kein poetisches (keines von denen, in welchen des Geistes Leben und Weben von Jugend an sich mit Formen überbaut hat, an denen, wie an leichten Hüllen jede innere Bewegung eine äußere wird) — der Maler, was kann er sich dabei gedacht haben? (er hat sich nichts dabei gesagt.) In seiner Wahl verurtheilt er zugleich sich selbst und sein Werk — er erscheint tüchtiger als Handwerker, als Künstler nur wenig, weil er Vorzug und Mühe dem, welchem keine oder keine solche Stelle in einem solchen Kunstwerke zukam, zuwenden konnte. (Es zeigt sich, da ihm der Körper nie zu einer Sprache des Geistes geworden, die Stufe seines eigenen.)

Wir suchen in jedem Kunstwerke ein Geschichtliches (das innere höhere Leben, des ideellen Wissens und Wirkens Hergänge in der Entwicklung seines Werdens oder Könnens) — in jeder Figur und deren Bildung ihre Geschichte, die Spuren der Thätigkeiten, unter welchen der Gang eines hierin verwandten Lebens vorzüglich sich ausdrückte. (Was sollen Geschichten in einem Bilde, an denen das Dasein so vorüberging, daß von den Bewegungen des Geistes und seiner Meisterschaft über das Leben kein Abdruck in ihnen zurückblieb?) Ueber vieles, was uns im Leben besticht oder nicht fixirt oder nur durch

einen kleinen Farbenwechsel als Lebendes genügt, soll und kann uns die Kunst fixiren (berichtigen, nachdenkend machen), in deren stillem Werke uns nicht des Lebens bewegliche Gegenwart, sondern nur die hinterlassenen Eindrücke seiner höhern und mächtigern Bewegungen, der unter ihnen entstandene Charakter — das bleibend Innige und wesentlich Entschiedene — das, worüber wir gewiß sein können, anspricht. Ueber Leben und Geist, über Kraft und Werth in beiden, was sich an jedem als dessen Höchstes andeutet, soll die Kunst uns nachdenken, soll sie unsere Auffassung reger und bestimmter machen: Wenn sie das nicht leistet — wozu wäre sie denn?

Jeder Künstler verräth sich, gibt sein Geistesmaß durch sich selbst in dem, was er wählt, was ihm Gehalt und Bedeutung und ein für seine Zwecke Zureichendes wird. Das Ideelle der Kunst ist. in den Hüllen jeder Sache die Spur eines höhern Geistes, seiner Wirkung und Beziehung zu erkennen ... die Theologie des Daseins.

Was ist romantisch? was ein Verborgenes, Kommendes, Höheres, Geahntes, weniger verheißt, als darauf hinweist, ohne einen Grund eigentlich zu geben, ob und warum wir es zu erwarten haben. — Da das ganze Leben ein Dämmerndes, Verschlossenes, Kommendes, Unbekanntes mit manchem Bekanntern in allerlei Wechsellichtern verschmelzendes ist, ... woraus uns, was wir wünschen, dichten und wissen wollen — philosophische Poesie und die meisten Thätigkeiten oder Erhebungen erwachen — so ist Romantisches nur (in Furcht, Erwartung oder Idee) gesteigertes Lebensgefühl ... ein weiter Umfassendes, das aus der Gegenwart sich in die Zukunft, aus einem Habhaften in ein Mög-

liches vordrängt. Ein Leben und Vermögen des Lebens in beiden zugleich und des Erhebens, Erbauens, Durchschauens des Einen durch das Andere. Es gibt also ein Romantisches so verschiedener Stärke und Art, als die Personen, welche es in sich tragen.

Darum haben die alten Künstler das, was man Ruhe nennt — gewählt, jenes Maß von Ausdruck, welches Empfindung andeutet, ohne sie zu bestimmen, ohne eine Stufe, bis zu welcher sie steige, bestimmen, und hierdurch in der allzu ausgesprochenen Absicht des Künstlers mehr an ihn, als die Person und den Charakter des Dargestellten erinnern zu wollen. Sie wußten — einmal, wie nöthig überhaupt, am meisten im historischen Styl, daß der Darsteller sich vergesse und verberge, um nicht durch stete Doppelerscheinung seiner selbst und des Dargestellten alle historische Gegenwart für die Beschauer zu vernichten: dies Schwanken zwischen Erzähler und Person, dem Einen zu entfernen, ohne dem Andern zu nähern, zwischen dem Geschichtlichen und dem Style der Erzählung, zwischen dem mit Absicht gezeigten Wissen des Künstlers und dem eigentlichen Wesen des Helden, zwischen so ungleichartigen Beschäftigungen und Aufgaben des Geistes, wodurch dem Hörer die Ruhe genommen wird, die er, um rein zu fühlen, bedarf. Es ist also eben so sehr die Ruhe — d. h. das Anspruchlose und Absichtlose, das sie als Grund eines höhern Charakters, mit klugem Sinne ihren Bildern verliehen, als die Ruhe, welche sie dem Beschauer erhalten wollten, die Achtung und Kenntniß des menschlichen Geistes, die sie vermöge der Ruhe, d. h. anspruchslosen Kraft und Höhe ihres eigenen künstlerischen Charakters, die sie dabei bewiesen — kurz die dreifache Ruhe, die sie ga-

ben, erhielten und in sich selbst trugen, was wir an ihrem Style und Werken zu bewundern haben.

Sie wußten zweitens — wie verschiedenartig die Menschen, und daß gerade, indem sie Charaktere auf einer gewissen Höhe, auf einem Punkt innerer Haltung und Freiheit zeigten, die eigentlich in keine Empfindungsweise ausschließend hinüberschweift, die sich keiner so entscheidend hingibt, daß sie allen Uebrigen zu heftig und zu flach, etwas, das ihnen widrig, oder ein Tadel ihrer selbst, oder ein Unbegriffnes, ein Fremdes oder ein Verhaßtes würden ... sie allen einen Lichtstrahl vorhielten, der rein, klar und ungestört, wie er war, indem er sie zugleich erhob, ihnen auch frei ließ, in dem Bilde vor ihnen das Menschliche, so sie suchten, und die Empfindungsweise, die ihnen die angemessenste deuchte, aus ihrem eignen freien Gemüthe zu erblicken. Dem Stürmendsten, wie dem Sanftesten, wenn er vor eines dieser Werke des Alterthums hintritt, erklingt eine innere Stimme ... dieses Wesen fühlt, wie ich, so glühend, so mild, nur höher und in den reinern Akkorden einer Seele, die alles Gewöhnliche übersteigt. In einigen der allervollkommensten aber ... der Juno Ludovisi, z. B. fühlt Jeder — es gebe keinen Vergleich, keine Forderung, keine Stufen-Reihe der Aehnlichkeit mehr — hier ende jedes menschliche Maß, und er müsse entweder sich selbst in ein Höheres versetzen und ein Höheres in sich ahnen oder an ein Höheres glauben, das geistig über allem Menschlichen, selbst wenn es dessen Formen annehme, stehe — oder er müsse aufhören, es zu betrachten, als etwas, das für ihn gar keine Sprache mehr habe. Was man Ruhe nennt, ist also jenes hohe Allgemeine, Ideelle der Natur, das individueller Bande und vereinzelnder Bewegung ent-

bunden, auch jedes Wesen der engern Individualität mehr entbindet und über sich selbst hinauszogen, ermächtigt, dem an sich Höhern der geistigen Kraft mit geöffnetem Sinne zu nahen. Ich komme also wieder darauf zurück ... Erstens: das Höchste, Reinste im menschlichen Vermögen sowohl, als im Universum ist das eigentliche Princip, der Trieb und das Ziel aller Kunst und Dichteranregung im menschlichen Wesen.

Zweitens: das Kunsttalent beruht am meisten auf der Fülle, Kraft und Erhebung des Charakters — theils aus dem Menschen selbst und seinen innersten Anlagen, theils durch das, was die Umgebung — die Zeit und das Land — unstörend oder erweckend, sympathetisch oder antagonistisch zu seinen Gestaltungen beiträgt. Auf gleiche Weise aber ist dem Künstler, wie dem Erzieher, Regenten, kurz Jedem, der auf Andere wirken will, nothwendig, neben der manchfaltigen Gattung menschlichen Charakters (d. h. Denk- und Empfindungsantriebe und einer daraus mit der Umgebung sich entwickelnden Gestaltung der Grundformen und Mittelpunktsvorstellungen, um die sich alle Thätigkeiten, Vorbildungen, Mahnungen, Bestrebungen und Empfänglichkeiten des Lebens drehen) — doch ohne in ein zu kleinlich ängstigendes Detail derselben bis zu Individuen sich zu verlieren — vorzüglich die allgemeine menschliche Natur, ihre Beschaffenheiten, Anlagen und möglichen Erreichungen zu erwerben, und von dieser Stellung aus, die ihm sowohl, als seinen Werken jene Ruhe antiker Kunst verschafft, was er hervorbringen soll, zu beginnen: denn indem das Menschliche keinem Vereinzeltern sich besonders hingibt, keines überhaupt oder keines ausschließt, nichts allein stellt und nichts erniedrigt, sondern was alle können und sollen, das allgemeinste Vermögen, ein

Wahres und Unbefangenes in seiner Höhe und Schönheit darstellt... dem gebundenen Scheine nirgend und der freien Wesenheit überall Vertrauen erweckend aneignet, gibt es dadurch, daß es allen gerecht, wohlwollend und in gleicher Hinweisung auf ein Höheres in ihnen selbst sich zeigt — den Muth und den Reiz, selbst es zu werden und als eine Bahn, die keinen ausschließt und Jeden zu Liebe und Ehre in sich aufnimmt, darauf zu wandeln.

Das allgemeine Hohe ist auch das allgemeine Schöne, und so gibt es durch Höhe und Schönheitssinn, durch die ideelle Hinweisung auf das, was dem Menschen als Menschen außer aller Beziehung auf enge einzelne Verhältnisse zukommt — allerdings eine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes; nicht sowohl durch das, was man im ausschließlichen Sinn Kunst benannt hat, als durch jene allumfassenden Kunstfähigkeiten des freien Geistes, alle Dinge nur ihrer reinsten und der höchsten Beziehung gemäße Stellung zu betrachten — hierdurch dem Menschensinne ein Ziel zu geben, das über das Gemeine zum Allgemeinen erhebt.

Jede Sache hat ihre I d e e (eine höchste Form) und ihre I n d i v i d u a l i t ä t, d. h. durch Vereinigung der Umstände zu Stande gekommene, mehr oder minder der Idee nahe Wesenheit; hierdurch ihren S t y l (Richtung zur Idee durch Verminderung des zufällig Absonderlichen und dessen Erhebung zu einem immer Allgemeinern und Vollkommenen, nach den Kräften der doch immer individuellen Konceptionen des Meisters; und ihre M a n i e r (individuelle Herabziehung alles Allgemeinen in ein Individuelleres) ein Unvermögen, ein Allgemeines und Objektives anders, als durch eine vorherrschend individuelle Fertigkeit, eine Gewöh-

nung zu fassen und zu geben). Manier entsteht auch oft durch Mischung des nicht ganz sich Gleichartigen; z. B. eine Vorneigung zu dramatischer Form in einem Erzähler; er gibt dann zu vieles Gesprächsweise, und vergegenwärtigt das Geschehene in einzelnen Auftritten so, als ob ein wirkliches Lustspiel vor uns erscheinen sollte; hieraus entsteht ein Mißverhältniß in der Form, indem Einzelnes zu ausführlich und der Wirklichkeit ähnlich wird (aus subjektiverer Dichtart das Objektivste von allen, das Dramatische); wogegen Uebergang und Folge den Schein der Unterbrechung und ein zerstückeltes Ansehen bekömmt. Eine Erzählung (ihr Styl) verlangt mehr Gedrängtheit, mehr Hintergrund, mehr Andeutung des Verborgenen, mehr Umfassung einer geschichtlichen Thätigkeit, und die Kunst besteht gerade darin, diese in den rechten Momenten mit einer dramatischen Darstellung zu verschmelzen, die sich nur nach Anleitung des eigenen Gefühls und Uebung erlernen läßt. Dann aber muß das Gespräch von Bedeutung, besonders anziehender Kraft, und das einzige Mittel sein, das Innerste der Personen statt in erzählender, immer langweiliger Analyse, durch deren eigne Aeusserung zu rascher Anschauung zu bringen.

Ferner vermeidet ein geschickter Erzähler immer die gewaltsamen, eigenmächtig scheinenden Entscheidungen durch Personen (deus ex Machina), von denen man vorher nichts wußte: er führt das später Entscheidende lieber durch kleine Zufälligkeiten, die auf Entwicklung des schon Vorhandenen Einfluß haben, als durch gewaltsame Eingriffe in dieses herbei.

„Es findet sich wohl zuweilen, daß Dichter beim ersten Auftreten in Ideen schwärmen (Glauben und Streben nach

einem Höchsten, als ob es auch im Wirklichen hervorgebracht oder zu finden sein möge), ohne sogleich die rechte Verkörperung erstreben zu können, Andere aus Materiellem auftauchend — nicht sobald die freie geistige Sphäre erringen. Es ist aber gewöhnlich, daß, wer im Komischen zu sehr auf die sinnliche Seite sich neigt, auch im Ernsten der Prosa zu nahe bleibt. Dabei darf man aber das angeborne Talent und das dadurch entstehende Eigenthümliche der Dichtung, das auch in der Theorie seine Klasse findet, nicht verkennen: Ja durch dieses Hin- und Herneigen entspringt sogar in der Kunst, die wie das Leben sich gerne manchfach gestaltet, mit Arten und Abarten eine große Abwechslung und Verschiedenheit der Produkte, die auf diesem Wege eigne Reize bekommen und sich nicht bloß nach dem Grade der Voll- und Unvollkommenheit messen lassen. Deshalb darf man Eigenthümlichkeit eines Dichters nicht geradezu mit Beschränktheit verwechseln: muß bei sichtbarem Talente vielmehr die Zeit der Entwicklung und Läuterung abwarten.» Eben so ist Eigenthümlichkeit (die im Geiste enthaltenen Auffassungsbedingnisse) und Manier, die aus Trägheit oder schwächlichem Selbstgefühle entspringende Einerleiheit alles unter dieselbe Form zu beschränken, in der Darstellung nicht zu verwechseln. Warum aber Dichter der Sprache öfter und leichter ideell schwärmen, oder bloß musikalisch ihre Gestaltungen bilden, als Künstler in Farbe und Marmor — ist zu fragen. Macht die Nothwendigkeit, durch streng sichtbare Formen darzustellen, der Stoff selbst, in dem sie arbeiten, die letzten etwas kühler: oder gibt die Erziehung der Meisten ein mit weniger Erweiterung übernährtes Gemüth? bildet sich auf der Bahn der Studien, die beide verschiedentlich wandeln, die ideale Ueber-

wärme der Einen und der größere Prosaismus und die gemäßigte Weise der Letzten? Nichts aber liegt den meisten Menschen entfernter, als die Idee und das Ideelle.

Es gibt solche, die ohne alle Gunst der Natur Künstler sein wollen. Sie sind's, die durch ihre der größten Menge faßlichen technischen Kunststücke und Urtheile, vielleicht den Fall der Künste (besonders bei kleinlichen, erniedrigten, verkümmerten und schlaffen, weichlichen und vornehm flachen Zeiten) am meisten herbeiführen helfen. So wie von einer andern Seite, sie, denen die Natur alles Eigne, freieres Dichten und Wirken und Kunstgaben verweigerte, dadurch, daß sie durch die äußerste Anstrengung sich bloß im Technischen verarbeiten, und durch Begriff und Urtheil vieles Logische sich aufschließen (gleichsam die Kunst aus ihrem eigenen Boden auf logischen verpflanzen), oft die besten und schnellsten Lehrmethoden für das Technische erfinden, und so weit Kunst des Handwerks und der Fertigkeit bedarf, neben Andern sehr wohl als Führer gebraucht werden, Manches beschleunigen und sichern helfen können. Dies beweist aber auch, daß Talent und Lust zu einer Sache nicht dasselbe sind im Menschen und Jene leicht sich betrügen, welche aus dem Treiben und Wollen der Kindheit die unmittelbare Anlage, aus einem von mancherlei Ursachen abstammbaren Zeichen auf das Dasein gerade dieser Talente schließen wollen. Gefallen an einer Sache ist oft nur Werk der Umgebung, Aefferei, leeres Spiel mit der Gegenwart oder Hingezogensein zu einem einzelnen, oft zufälligen Punkte in einer Sache, deren übrige Theile und Erfordernisse weit außer dem Bereiche des Gemüthes liegen. So wirft ein Kind Figuren auf's Papier, oder sammelt Blumen, Kä-

ser, weil man's einmal darum gelobt, weil gerade nichts anders da ist. So beschäftigt Wissenschaft aus Mangel anderer Dinge und bis durch veränderte Lage, die heißern Tage des Genusses, der Sinnlichkeit, des geselligen Aufschwellens in Nichts und Etwas, allen Halt und Neigung derselben, das, was in einer hohlen Seele bisher bloß Eitelkeit und Zeitvertreib war, für andere Hohlheit abstreift *). Darum, daß man die Jugend so selten durchschaut und so oft verengt und schief deutet — wundere man sich nicht, wenn Erziehung in Spätern so wenig Früchte und das Wissen nur selten ächt treue Freunde aufzeigt. Nicht die Wissenschaft, nicht die Sitte, nicht die Gewöhnung, sondern der Trieb, der an sie knüpft, entscheidet über ihre weitere Stelle im Leben — oder hat schon entschieden, ehe die kurzsichtige Weisheit der Lehrer es bemerkte. Und darum gibts auch so wenig Kunst. Darum kann das Köstlichste, was nur durch den übereinstimmenden oder eignen, gleich reinen Geist angeeignet und ausgeübt wird, nicht bloß wie Soldatsein durch äußere Zucht (Disciplin) oder wie Handwerk durch bloß sinnliche Fertigkeit aufrecht erhalten werden mag, so selten in der Welt zu rechter Ausbreitung oder durch Anstalten nach Willkühr erweitert und hervorgebracht werden. Das sind die unerzieh-, unlehr-, unbeherrschbaren, der Willkühr nicht unterworfenen Dinge, die Jeder nur durch

*) Ob durch Mangel in ihrem Wesen, oder häufiger nur durch Hindernisse und Lähmung der Erziehung oder der Lebensbetreibungsweisen — ist die Frage. Wenigstens offenbart sich doch nur Fantasie und Hang zum Ideellen an der ersten Jugend und bis weiter hinauf in ihre spätere Zeit.

sich, an sich hervorbringen oder zu rechter Eigenthümlichkeit bilden kann.

Diese Bildung wird Styl: in Mindern, die nur den Behelf und nicht seine tiefern Elemente vor sich sehen — Manier, fremde Buchstaben nachzuschreiben, ohne der Worte Sinn. Doch gibt es auch eine Manier, die eigene Erfindung ist: Folge eines trägen, übermüthigen oder erzwungenen (man will oder kann nicht weiter kommen) Stillstandes bei erleichternden Hilfs- und Abkunfsmitteln (expedients), durch die man endlich ganz unwillkührlich, vermöge beständiger Wiederholung (und mit einem völlig dafür verschobenen Auge) jede Aufgabe schnell abthut, statt in fortgesetzter Betrachtung der Natur nach strengerer Wahrheit mühvoll zu trachten. Das kann auch trefflichen Geistern durch eine gewisse Schwäche in ihrem Charakter wiederfahren.

Rafael, dessen Darstellungen durch seine Auffassungen gegeben sind — Rafaels Werke enthalten, bei der ihm vor Allen von der Natur verliehenen (nur an wenigen Griechen und dem Tone ihrer Kunst bemerkbaren) Macht der Auffassung, ihrer unmittelbaren Wahrheit, ihrem Takt für das Schöne, das Charakteristische, Bedeutende, das Menschliche jedes Handelnden in der ihm zugewiesenen Handlung (das ihn von allen Zwischenmitteln, Manier, Behelfen und Künsteln befreite) keine schöpferisch ideelle Anlage; ein ideell Gefühltes, aber kein Ideal-Selbstgebornes. Ueberall zeigt sich die richtigste Wahl, das, was er eben brauchte, mit höchster Vollkommenheit und entsprechender Uebereinkunft in der Natur selbst aufzufinden. Aber wo etwas in der Natur nicht zu Findendes und ganz aus der freien Welt des Dichters, in der Philosophie seiner Ideen und ihrer höchsten Erfordernisse Geschaf-

fenes nothwendig wird, z. B. seine Christus, meist hübsche Mädchen, beweisen sein Alleinleben im Auffassen und einen für Ideale, sei's durch eigne Artung oder nicht recht frühe Entwicklung, nicht urvermögenden Geist*).

Ein Kunstwerk ist sich selbst Zweck; sucht und bedarf und soll keines Aeußern bedürfen: Es strebt, seinen Gegenstand in seines Lebens, Wesens und Bedeutung voller Wahrheit zu durchdringen und zu vollenden. Es folgt keinem andern Gesetze, und kann keinem andern folgen, weil es frei in sich, außer der Kette der Bedürfnisse, außer dem Zusammenhange des Nothwendigen und Unentbehrlichen, in die Menschheit eintritt. Ein Volk kann leben ohne Gedicht, ohne Tragödie, ohne Gemälde. Wie es blos aus sich selbst seinen Antrieb (den Antrieb seiner Hervorbringung), seine Formen, Bedingungen und das Wohlgefallen an solchen findet, erzeugt und empfängt, mit keiner einzelnen Forderung und Bedürfniß der Menschheit zusammenhängt; so kann es von keinem einzelnen Bedürfnisse, wie von Absicht nach Beifall, Lohn und Erwerb abhängig gemacht werden. Es ist wie Frömmigkeit und Tugend und höheres Darbringen seiner selbst vor einem Höchsten. Der Zweck der Kunst ist gleichsam ein höhern Orts in uns gelegter, dessen wir uns nur durch die Ausführung selbst, und hier nicht als Zweck, sondern als Freudigkeit, als Erhebung und Ergriffenheit durch den Gegenstand, als eines uns inwohnenden Gefühles seiner Herrlichkeit, als eines Abzeichnens und Abspiegelns dessen, was wir wahrnehmen, und als eines in uns vorgehenden Zustandes bewußt werden ... als eines von

*) s. S. 16.



unsern übrigen Absichten, Haushaltung, Treiben und Leben ganz verschiedenen Gegensatzes in uns.

Streng zu unterscheiden (und keine Synonyme) sind Absicht und Zweck. Man kann einen Zweck erfüllen helfen, man kann Schritt um Schritt, wie einer innern Inspiration, seiner Bahn folgen, ohne sich dessen als Zweck, sondern wie eben gesagt, nur als Antrieb, Freudigkeit und Erfüllung durch einen Gegenstand bewußt zu sein. Man kann sogar, wenn man einen Zweck hineindenkt (eine gewisse theoretische Kunstform zu erreichen) sein Gedicht sowohl, als den eigentlichen verfehlen. Alle unlehrbaren, unerziel-, nicht ergreif- und beherrschbaren, alle blos aus der Eigenthümlichkeit des Geistes hervortreibenden Dinge gehören dahin. Der Genius läßt sich nicht geben, er ist das freie, eigenthümliche, höhere Element unseres Wesens. Man kann so wenig lehren, ein wahrer Held, als ein wahrer Dichter zu werden. So wenig man erzählen und biographisch darthun kann, wie die, welche solches sind, es geworden. Nur einige begünstigende Nebenumstände lassen sich angeben, aber sie sind, so sehr man auch damit alles aufgeschlossen, erklärt zu haben bedünkt — kein Schlüssel. Tausende treten in dieselben Umstände, und werden alltäglich.

Daher ist es so schädlich (um so mehr, da es immer ein Werk menschlicher Feigheit, Hoffart, Thorheit und Furcht sich der freien Kraft der Menschheit anzuvertrauen) der Kunst Schranken geben zu wollen... z. B. die Tragödie in eine Schicksalsidee, die weite Späre des Möglichen in ein Einzelnes abzuschließen. Es wirkt immer störend und verwirrend, da man spät, meist nach langer Verwöhnung, zu spät erst vom gutmüthigen Glauben der Jugend an fremde Weisheit und

Ansehen, an das, was Tausende preisen, was einer Wirkung auf sie gewiß ist, sich losreißt. Die freie Unschuld, Macht und Absichtlosigkeit der innern Auffassung ist meist schon getrübt.

Die wahre Kunst findet durch sich selbst ihre Schranken im Vermögen des Geistes, in der Form des Gegenstandes, die man nicht verlassen darf, um sein Bild zu bewahren und zu geben, in der Stufe der Erhebung, deren jeder fähig ist; in der ungemischten Reinheit und Klarheit des Innern, die ihm verblieb. Wer seinen Gegenstand wahrhaft erfaßt hat, hat auch durch ihn alle Vorschriften seiner Durchführung erhalten, ist gebunden und geregelt durch ihn.

Ein Anderes ist die Theorie, welche nichts weiter zu sein verlangt, als eine Geschichte dessen, was große Meister geleistet und wie, der Eigenthümlichkeit ihres Strebens und Erreichens, so weit solche an ihren Werken, und der Wirkung, die sie auf wohlgeartete Gemüther machen, darthun läßt. (Denn das Innerste bleibt, wie schon gesagt, ein Geheimniß; es läßt sich nicht schrittweise erzählen, wie man zum Dichter oder Helden geworden.)

Absicht ist alles, was durch ein Bedürfen, durch eine engere, einzelnere Bedingung des Daseins, durch die Gewalt einer einzelnen Neigung oder eines besondern augenblicklichen Wunsches uns zur Aufgabe oder Nothwendigkeit... zu einer Befriedigung wird, welche die Stunde weckt, und die mit der Stunde vergeht. Absichten gehören ins Leben, weil das Leben bedarf. Aber Absichten gehören nicht mehr dahin, wo das Leben sich selbst als ein höheres begreift, wo es nicht bedarf, sondern nur die Forderungen, welche das Höhere macht, vorzüglich alles Gemeine von sich abzuhalten, zu erfüllen sind.

Und so beruht die Kunst in ihrem Ganzen (Weltdasein) auf einem Zweck, der in ihr selbst und ihrer Ausübung liegt — durch den Aufschluß des Höhern und Einigen auch Andere Mindere zu erheben. Aber auf keiner, in des Alltäglichen Tiefe, dem Erhebenden entgegenwirkend, herabziehende Absicht. Jenen Zweck als Antrieb, Schwung und Durchdringung seines Wesens fühlt jeder mehr, als er ihn denkt. Er folgt seinem innern Gesetze (dessen Dasein man erst an seiner Aeußerung erkennt, wenn es gleich an sich eines der Geheimnisse unseres Geistes, und bloßes Merkmal seiner höhern Bestimmung ist. Wie auch nur auf den ein Kunstwerk einwirkt, der durch dasselbe Gesetz und Empfindung, ohne Zwischentritt und Absicht eines gedachten Zweckes, in freier Ergriffenheit sich fortziehen läßt, und würdig empfangen kann. Er steht ungefähr auf derselben Stufenleiter, nur einer etwas tiefern Stufe, als der Dichter. — Dieser, dem großen Gegenstande der Natur unmittelbar, er diesem Gegenstande durch Vermittlung des Kunstwerkes oder der Natur, wo er ihre Größe unmittelbarer selbst auffaßt, gegenüber.

Die Musik kann nicht individualisiren, darum auch nicht erzählen; nichts sprechen, nur ansprechen, Eindrücke erregen, die dann erst durch Verknüpfung in unserm Innern (Assoziation) ein Bestimmtes, und Hinweisung auf ein Bild in uns, und einen Zustand, der mit seinem Anblicke verbunden ist, werden. Sie, die nur ein sehr Allgemeines in sich trägt, verkennt sich selbst, wenn sie bestimmte Zustände, Verhältnisse und Formen des Seins aufzufassen, zu übertragen wähnt und strebt. Sie kann so etwas wie Löwengebrüll, Nachtigallenschlag — Töne durch Töne, nachahmen, und an Löwe und Nachtigall erinnern — aber ist sie dann

— Musik, Kunst? Ist Nachhallen und Nachlallen — Kunst? Da sie nur Töne durch Töne, nicht aber Farbe, Gestalt, das einzelnst Bezeichnende, nicht Wesen, und das einzelne jeder menschlichen Neigung (nur höchstens einige Stimmungen und Zustände in ihrer allgemeinsten Erinnerung oder Anmahnung), wieder geben, bezeichnen, festhalten, und nur abschatten kann; so bleibt die Frage, wodurch, und wie weit spricht sie? wirkt sie? ist sie Kunst? Was ist ihr Stoff, ihre Mittel und ihr Bedingungskreis?

Die Kunst überhaupt — als Dichtung, als etwas aus dem Menschen entspringendes und auf dasselbe Element in ihn zurück (aus Andern hierdurch auf ihn) wirkendes betrachtet — ist nicht eigentliche Nachahmung, nicht Darstellung der Natur, sondern nur Auffassung der Dinge in ihr, nach ihrer Verwandtschaft mit dem Geiste und ihrer Bedeutung durch ihn; das assimilirende Princip im Menschen Hieroglyphe, Emblem, Sinnbild einer Bedeutung, an die sich die Erinnerungen knüpfen, durch das sie erhalten, erweckt, überliefert, gleichsam in eine und ihr eigene Sprache übersetzt werden. Was wäre sonst ein Drama und der Hergang einer Begebenheit vor Jahren in drei Stunden, seine Erzählung in sichtbarer Individualisirung der Gestalten, durch welche er geschah? Die Kunst steht in der Zeit nur als (Succession) Folge von Ursache auf Wirkung — außer der Zeit nur als schwacher Traum zwischen jenen Folgen. Lear im Zwiste mit seinen Töchtern, und Lear im Wahnsinne sind nur die bezeichnenden geschichtlichen Endpuncte, die Hieroglyphen, durch welche uns alles, was dazwischen vorgegangen sein mochte, aus eigenem Bewußtsein mit einmal anschaulich wird. Unser Bewußtsein... (Erkenntniß menschlicher

Dinge und Gefühle) ersetzt durch seinen eigenen Zauber den ganzen dazwischen verflossenen Zeitraum und seine einzelnen Fortschreitungen. Es ist, als ob wir ihn selbst mit durchlebt hätten; das in uns schaffende Wissen, die überblickende Anschauung menschlicher Natur, die einzelnen, entscheidenden Momente, die uns der Dichter zeigte, treten an die Stelle der Zeit ... die in uns und historisch doch nichts anders ist, als die Reihe bedeutender Lichtpuncte, an die sich der Hergang und die Erinnerungen im weiten Traume der Vergangenheit knüpfen. Wie König Alexander und Friedrich und die Reihen ihrer Thaten uns — als Erinnerung, als Empfindung einer ehemaligen Größe gleich nahe stehen. Wie die Geschichte in einer kleinen Anzahl von Blättern Jahrhunderte zusammenfaßt, nicht nach ihrer Zeitlänge, sondern nach der Menge in ihr enthaltener Begebenheiten und Erkenntnisse. So stehen auch Lear, der beleidigte, und Lear, der wahnwitzige, als zwei unmittelbar in Ursache und Folge sich verknüpfende Zustände sich nahe, durch eine Verknüpfung, durch das Historische ihrer Auseinanderfolge ohne Bedürfen oder Nothwendigkeit, das Zeitmaß zwischen beiden in Händen zu haben. Die Kunst ist frei — des freien Geistes freies Erzeugniß. Sie geht nicht so sehr aus dem äußern Leben hervor, als sie in solches eingeht (sich mit ihm berührt, mischt); denn sie ist Kind eines höhern Stammes — des höhern Ichs. Daher wo, wie in Aegypten, sie ein gewissen Zwecken eng Verbundenes — gleichsam Hilfshandwerk derselben wird, sie, in diese hineingezogen, für ihr eigenes, selbstständiges Dasein (und Wesen) untergeht. Die Freiheit, und mit ihr die Selbstständigkeit, die wahrhaft vergliedernde Consequenz ihrer Entwicklung ist verloren. Freiheit ist nichts anders, als Hinde-

rungslosigkeit, daß jedes Ding durch sich selbst werde, was es nur durch sich selbst, und in der Sicherstellung gegen fremden Einfluß (Absicht, Willkür und Mißverstand) werden kann. In so ferne kann man auch Dingen die Freiheit — eine passive — eine Hinderungslosigkeit, das Fernehalten ungemäßen Einflußes, entfremdender, zerstückelnder Absicht — so wenig als Bestimmung absprechen, und kann fest behaupten, alles Gute beruhe auf Freiheit, auf Selbstständigkeit, Wandel auf der Bahn des von höherer Hand gesteckten Zieles; — weil mit diesem Ziele auch zugleich eine feste, ewige Bestimmung über Alles ausgesprochen (und in es gelegt) ist. Und nur in so weit der Mensch seine eigene, erkenne er hierdurch auch die in jede Sache gelegten Bestimmungen, und mache sie der seinigen hilfreich. Gebunden ist der Mensch im Bedürfen — e r m u ß. Frei steht er nur über dem Leben durch Fantasie, Vernunft und Gemüth (und Durchdringung der Einheit beider). Was er an ein Bedürfen knüpft, wird gebunden, und bindend, wie das Bedürfen selbst. (Das Bedürfen unterwirft ihn der Nothwendigkeit. Je weniger er blindlings in ihr untergehet, je mehr er die Unterscheidung des wahrhaft vom irrig Nothwendigen, Unentbehrlichen, und das erste mit eigener Freiheit und Wahl der Mittel vollführt — so viel freier und selbstständiger ist er.) Was er mit jenen freien Kräften unternimmt, bleibt frei und macht frei; — in seinem höhern Inhalt liegt, quillt die Freiheit: und wie die Kunst dort entspringt, so wird auch nur dort ihre Freiheit behauptet, die unter äußern, vereinzelnden Absichten verloren wird.

Als die Kunst sich von bloßer Dienstbarkeit und Zeichenschrift zur S c h ö n h e i t wandte — hatte sie auch mit diesem aus dem höhern Ich stammenden, freien Gefallen an Vollkom-

menem — einen Rückschritt zu ihrer Urquelle gewonnen, und die Bahn zum Mittelpuncte menschlicher und ihrer Bestimmung — die Bedeutung des Erhabensten in allen zu schauen und zu suchen, geöffnet.

»Die Hieroglyphe," sagt Heeren, entlehnte ihre Charaktere von der Natur, und brauchte die Kunst (oder besser, das Technische der Kunst, das sie eben dadurch oben an und allein stellte, und das Geistige, Eigene zurückhielt) zur Nachbildung. Hierbei kam es nur auf Deutlichkeit an. Man mußte die Gegenstände erkennen. Tüchtigkeit und Bestimmtheit der Umrisse, die mechanische Fertigkeit ihrer Ausführung reichten hin, und darauf beschränkte sich auch die Kunst der Aegypter, selbst da, wo ihre Bilder keine Hieroglyphen mehr waren. Handlung stellte sie nur selten, und immer nur sehr unvollkommen dar (weil selbst das Bild nur im Geiste einer Hieroglyphe, dem einmal herrschenden, gedacht wurde). Ausdruck der Leidenschaft (ein Uebergang zum Ideellen) blieb außer ihrer Sphäre. Wenn Ruhe mehr als Bewegung das Ziel der Skulptur ist, so blieb der Aegypter diesem Charakter mehr als getreu, (beschränkte, was beschränkt war, noch mehr), aber um so minder an Vollkommenheit, als er sich, trotz seiner mechanischen Vollendung, so wenig um Schönheit (das freiere Element) und den Ausdruck kümmerte.

Die Kunst der Aegypter (welche abhing, und wieder von sich abhängig machte durch historische Gelehrsamkeit der Priesterkaste, die an öffentliche Denkmäler sich knüpfte, und die Kunst hierbei bedurfte, aber auch ganz zu ihrem Bedürfen gestaltete und umschränkte) war für sie etwas Anderes, als für andere Völker (zu vergleichen mit Kaste), stand in enge-

rer Beziehung mit (religiösem, politischem und ökonomischem) praktischen Leben und Lebenserfordernissen: so daß, wenn sie auch oft den Charakter von Größe und Majestät annahm, durch Darstellung des Schönen nicht ihr Zweck erreicht werden konnte (sie stand im Dienste, und war nicht frei und sie selbst). Es konnte nicht anders sein bei einem Volke, dem sie von ihrem Ursprunge bis zu ihrer letzten Ausbildung ein Fundament der Politik und Gelehrsamkeit (ein Bilderbuch) blieb. So hoch war ihre Wichtigkeit, daß mit ihrer für uns verlornen Geschichte, wir auch die der höhern Kultur der Nation geben könnten, welche größtentheils auf sie gegründet war (in ihr sich aussprach und ihr Lehrbuch in ihr fand; aber eben deßwegen war auch ihr Zweck ein anderer, als bei Völkern, unter denen sie die vollkommenste Selbstständigkeit und Freiheit genoß, weil sie um ihrer Selbst willen, wenigstens für minder beschränkende Zwecke da war.) Bau- und Bildhauerkunst bedurften und ergänzten sich wechselseitig: die blos an Hieroglyphen hängende Bildkunst brauchte Wände, Tempel, Gräber, (in denen freilich auch gemalte Nachbildungen der Lebensbeschäftigungen, wie in Tempeln historische Gegenstände Statt fanden), die Wand, das Gebäude, eine Hand, die ihr durch Bildschrift Leben einhauchte, und ihre Bestimmung erfüllen half.» So kommt es überall weniger auf den Grad, als die Art der Wichtigkeit — des Geistes Ansicht, aus der sie entspringt, an, was eine Sache werde oder erreichen helfe.

Die Kunst ist ein Act (That) der Freiheit einer höhern Kraft: Nothwendig und wichtig für die Menschheit um so mehr, als sie diese Kraft übt, über alles Mindere sich erhebend (die höhere Bedeutung darin findend und hinzufügend) ver-

breitet, und dem Menschen selbst im Bedürfen der Freiheit eine Stellung gewährt, durch die er nie untergeht im Gemeinen. (Wenn ich hier von Kunst rede, so meine ich nicht damit blos einige äußere Werke, sondern überhaupt den Sinn, der sie schafft, der künstlerisch das Leben empfindet, der das Höhere ahnend und dichtend, jedem bessern Gemüthe die Kraft gibt, dem Leben seine ideale Seite abzugewinnen.)

Nur der Ausdruck der Empfindung, welche Gegenstände, Denkmale, dem Beschauer einflößen, kann der Fantasie Anderer (die sie nicht selbst sehen, oder wenn sie sie endlich zu sehen bekommen, ihren Vorstellungen einen bestimmtern und schnellern Schwung geben) die Vorstellung geben, welche die bloße Aufführung todter Massen, die Aufzählung ihrer Maaße, selbst ihre Abzeichnung nie zu geben vermag. Wer kann, was doch eigentlich das Sprechende und Bewegende ist — das, was in Oertlichkeit, Form oder Höhe, in den Abstufungen der Nähe und Entfernung, der Lichter und Schatten, der Tinten und Dämmerungen, welche Luft und Tageszeit darauf werfen, ein Wehen der Gesträuche, ein Sausen des Windes, auf eine Weise, wie sie nur aus den innersten Beschaffenheiten des Gemüthes entspringt, also weder in ihrer Grundlage, noch Dasein erklärt, sondern nur in dem Gefühle, das sie erregte, angedeutet werden konnte, als die Kraft, welche solche Gefühle zu geben vermag, Andern mittheilen — als durch ein bekanntes und vergleichbares — die Schilderung von dem, was ihn umgab und ergriffen? Hierauf scheint nur das Wesen der Poesie und ihre Gesetze und Mittel größtentheils zu beruhen. Alles Gesagte der nächstvorigen Blätter ist hiermit in Beziehung zu setzen, vorzüglich das über das Drama Gesagte. Daß es nicht

Nachahmung, nicht versuchte Darstellung der Natur, sondern ein Schlag an die klingenden Pforten unsers Innern — Reminiscenzen, Ahnungen zu wecken — sein kann oder sein soll. Die Welt der Reminiscenzen ist an sich schon eine magische Welt, da sie ohne äußere Wirklichkeit aus unserm eigenen Innern, als Wesen unsers Wesens, in seine Empfindung gekleidet, in seine Erhebung und idealen Gebilde mit ihr eingehend — hervortritt. Ahnungen sind größtentheils nur der Schatten unserer Reminiscenzen, und die Farben-Spiele ihrer Wolken, am Lichtstrahle der Ideen erzeugte Gebilde eines Seins, einer Zukunft, eines innern Glaubens der Erwartung ... das Treiben im Verborgenen, unseres sich selbst fühlend bewußten, aber nicht erkennenden und ergründenden Geistes; so daß Plato sie Erinnerungen von vergangenen höhern Zuständen der Seele nennen konnte.

Künstlerische Idee ist — was des Beschauers innere Poesie — Bilder, Gedanken, Gefühle, Ahnungen, die ihn an ein Höheres erinnern und verweisen — erreget. Es muß das künstlerische, schaffende Sein im menschlichen Sinn durch ein ihm verwandtes, aus ihm hervorgegangenes berühren. Der Dom in Mailand thuts; die römische Peterskirche nicht. Sie ist blos technisches Machwerk, nicht erzeugt aus der Erinnerung und Idee eines Höhern im Menschen. Sie häuft Massen, aber Massen sprechen erst als Großes sich aus, nicht durch ihre Zahlen und Dimensionen, sondern durch den Geist, der aus ihnen spricht; sonst müßte ein großer Haufe wogender, drängender Menschen uns mehr rühren, als das begeisterte Antlitz eines edlen Mannes. Der Mensch sucht durch einen inneren Trieb seiner Natur Höheres; sonst gäbe es weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft, noch ein Gefallen an Schönheit und

Würde, am Aufgang der Sonne und an dem erhabenen Schweigen der Nacht. Das, was uns Bedeutung und Entzücken in diesen Dingen finden läßt, heißt sie uns überall suchen und finden.

Eine Frage muß hier eingeschaltet werden. Was heißt das so oft wiederholte: aus dem Leben hervorgehen? (bei den Meisten eine eben so triviale Phrase, als — aus historischem Grunde hervorgehen, und in beiden auch ungefähr derselbe Sinn. Es heißt: seinen unmittelbarsten Anlaß und Ursprung in ihm — eigentlich in der Stellung, die es genommen, in der Umgebung, die es auf sich gezogen hat — finden: theils indem es aus dessen innerstem und dringenden Bedürfen, Wünschen und Vorstellungen sich erzeugt, theils indem es als Abhülfe gegen ein Drückendes, und in der Noth großer Bedrohungen, ersehnt, erfunden und aufgefaßt wird. Auch erscheint Manches in das Leben eingehende als ein aus ihm hervorgehendes — nämlich was Menschen und Massen, die weder klar hoffen, noch denken können, durch Umstände und von Andern, als ein in ihnen klarer liegendes Denken und Hoffen aufgedeckt, aufgeschwatzt, aufgetäuscht wird. Da aber im Menschen mancherlei Richtungen des Lebens Statt finden, so ist allerdings besonders zu betrachten, was aus dem poetischen Leben, was aus dem politischen, nationellen, gewerblichen u. s. w. darauf eingeht — wie und wodurch. Zu unterscheiden ist überall: was aus dem Leben hervorgeht (erzeugt), zum Leben kommt, was ein Leben empfangen, in solches eingedrungen, und mit ihm nun Ein Leben, Eine Lebensform, wird*).

*) Man könnte vielleicht sagen — es gebe a) ein aus dem Leben hervor-, b) ein in solches eingehen — und c) ein sich

Eigentlich lebt der Mensch ein vierfaches (viergetheiltes) Leben — ein ökonomisches, politisches, moralisches — ästhetisch ideelles. Umstände, Lage, Geschäfte, Ereignisse... Bedürfen, Vergnügen, Ideen erziehen ihn, entwickeln die in ihm enthaltenen Anlagen für Jedes oft in schönem Verhältnisse, oft so, daß eines das andere verschiebt oder unterdrückt, fast feindlich als Hindernisse, als einengende Mitzehrer, als solche, die seine Wünsche verspotten und tadeln. Es wird Hoffart, das Eine ganz von sich auszuschließen durch das Andere. Jenes schöne Verhältniß, wo es nicht selbst entsteht, herbeiführen, eine Ausgleichung aller in dem Einen, was der Mensch als voller Mensch sein soll — ist Aufgabe der allgemeinen Erziehung — des Staates. Der Mensch als Mensch (— als Ganzes, und um nicht Geschäftswesen zu bleiben) bedarf einer allgemeinen Erziehung (humaniora). Keine Verrichtung soll ihn abhalten (hindern) können, es ganz zu werden.

Ausleben. Hierzu noch ein d) ins Leben einführen, z. B. das Leben hervorgehen machen. Ist die wahre Gleichheit des Menschen nicht nach Werth und Kraft, sondern blos nach Maß und Zahl, so daß das größere geistige Vermögen nicht über das von der Mittelmäßigkeit, oder aus den meistens nöthigen Schranken an einen besonderen, abschließenden Zweck (wie in Sparta) herausschreiten darf und herauszuschreiten verhindert und verpönt ist, so ist sie nur scheinbar. Denn wahre Gleichheit (d. h. gleiches Recht und Billigkeit) besteht allein in der Freiheit, mit welcher Jeder sein eigenthümliches Leben ausleben kann. Luden 232. Und wie nur hieraus ein wahrhaftes Leben, so auch nur aus solchem überall Wahres und Vortreffliches. Ausleben heißt — den ganzen Cyklus seiner Anlagen und ihrer vollen Ausbildung durchlaufen und durchleben.

Es muß eine Idee und ihre Darstellung den Schöpfer jedes Werkes belebt haben, damit Verwandtes durch Verwandtes, das Ideelle in mir angeregt, damit ich dichterisch, wenn nicht schaffe, doch empfinde. Ein bloßes angenehmes Geklingel mit Tönen ist Tonwerk, aber nicht Kunst... Das Jägerlied aus dem »Freischützen« als Grenadiermarsch — hat etwas Träumendes, Weiches, Klagendes, und doch, fast möchte ich sagen, eben hierin Reflectirendes, daß mitten unter dem heitern, freien Leben, Empfindung mit anklingt, wie die Stimmung aller in einem raschen und nicht gefahrlosen Leben befangenen, einfachen, starken, geradsinnigen Leute zu sein pflegt. Da sich in ihren Verrichtungen zwei Extreme freudigen und bedrohten Daseins stets begegnen, so wird auch ihr ganzer Charakter, und Alles, was er zu seinen Ausdruck macht, so. Durch Aehnlichkeit der Lebenslage spricht sich als Marsch mit seinen weichen, klagenden, und doch wieder entschlossenen Tönen die Stimmung eines ziehenden Soldatenhaufens, das Wesen desselben vollkommen aus. Er versetzet in jenen Stand, er wird gleichsam ein Bild (ein jenes Bild in unserm Geiste weckendes), und das ist's, in was die Musik kann, und wodurch sie wirkt. Selbst der Dichter kann nur wirken, indem er sich an schon vorhandene Gefühle und Bilder in Andern knüpft, sie erweitert, verstärkt, erhebt, und dadurch mit andern in Verbindung setzt.

Die Kunst muß im Geiste des Menschen leben (einen verwandten Punkt finden, durch welches ihre Gebilde in ihn übergehen, ihm sich aufschließen können für Gefühl und Verstand... er muß etwas von dem, was er liebt und faßt, in ihnen finden, daß hierdurch auch das übrige in ihnen seine Bahn in sein Inneres finde), um etwas für ihn zu sein. Darum

sagt die herrlichste Antike dem Samojiden nichts, und selbst denen, die sich Künstler nennen, nur das, was nach ihrem wahren oder verfälschten Kunstsinn sich ihnen darthut, als großes, als wichtiges, nachzuahmendes. Leben spricht nur zum Leben, zum gleichartigen. Das Pferd scheut vor dem Kameele. Sonst bleibt sie nur Beiwerk oder Zierrath, den man trägt, weil es so herkömmt.

Was sagt Musik, Baukunst, Malerei, Bildhauerei, Rede- und Gedichtkunst? Was kann Jede — Jeder vor der andern, oder ihr zur Seite sagen, oder nicht sagen? Wo ist jede selbstständig ausreichend? Wo nur als Helferin oder in der Beihülfe einer andern? Alle sollen dasselbe, nicht alle können, die Mittel machen den Unterschied. Im Menschen empfangen alle ihren Ursprung und Ziel, ihr Wirken und wirken können, Vermittler zwischen seinem Sinn nach Außen und Innen — ein Ermessenes und Unendliches.

Musik hat ein Zeitmaß, aber wie sie in nichts der Zeit oder dem Raume angehört, so kann sie auch nichts, das sich durch die Zeit bestimmt oder am Raume sich bezeichnet, wieder geben (hat in beiden keinen term. ad q. und a. q.). Kann nichts erzählen, nichts als Gestalt zeigen, nichts individualisiren, nichts dem Begriffe nähern. Kann nur einen allgemeinen Zustand oder Stimmung, ein Etwas geben, das an sich ohne Umriß und ohne Begriff, ohne festgenommenes Maß und Richtung ist. Erst die Poesie kann eine mehr dem Besondern zuweisende Haltung in sie legen. Sie ist die Kunst, die von allen am wenigsten Kenntnisse anderer Dinge vorsetzt, fordert und gibt, den Menschen ganz aus seinem Ich heraus in das Formlose eines unendlichen Raums hineinleben läßt, in dem ihm nur die Gestalten, die er selbst hineinträgt, begegnen.

Eine Theorie ihres natürlichen, mechanischen Theils, der Tonfolge läßt sich geben, aber keine weitere, nicht einmal eine geschichtliche. Sprechen kann sie, in soweit sie die Modulationen der wahren Deklamation, die in ihn sich ausdrückt, zu ihren Typus erwählt. Hier liegen die Gesetze ihrer Wirksamkeit und ihres Sinnes. Das Ballet verhält sich zur historischen, wie Gartenkunst zur Landschaftmalerei*). Es ist eine fortgesetzte Reihe Gemälde, die, aus einer Begebenheit gezogen, in ihrer Entwicklung und zu ihrer Darstellung sich folgend, dem Sukzessionsgesetze, der Oekonomie und dem Zwecke des Drama gehorcht, aber nur so weit eines ist, als seine niedern Mittel, die bloßen Umrisse der Handlung, des Affects, der Situationen, ohne das Band der Sprache und ihrer nähern Mittheilung — erlauben. — Das Ballet ist ein Drama in Bildern — ein Cyklus bis zum Schlusse des Ereignisses durch ihre Motive verbundener Gemälde, die aus solchen, durch welche Reihe von Handlungen und Affecten dieser Schluß herbeigeführt, geschehen konnte, was geschah — ein Drama, das durch Rede, Ausführung und Darstellung innerer Gedankenfolge das Handelnde uns zeigt, wie geschehen mußte, was geschah.

Im Drama wird gezeigt, wie der Mensch durch innere Anlagen, äußere Vorgänge, Begegnungen mit Andern und deren Wirkungsweisen zu einer That gelangt, zu einem über sein Leben und Sein entscheidenden Hergang. Die Motive erscheinen in der stufenweisen Entwicklung der Cha-

---

*) Es steht zwischen Drama und Malerei, das Uebergangsglied beider, die Natur eines jeden theilend, ist aber keines von beiden ganz, sondern ein drittes.

raktere, die Ursachen in der Entstehung jedes Wollens, Strebens und Thuns aus seinem Vorhergehenden, die Möglichkeiten des Her- und Ausganges aus dem wechselseitigen Zusammenstoße jener Motive und Ursachen. Im Ballet können nur Wirkungen, d. h. was als solches hervorgebracht wird, und als solches nach Außen tritt*), und Ursachen nur so weit gezeigt werden, als frühere Wirkungen sich als Ursachen der folgenden erkennen lassen. (Daß, wenn der erste den Degen zieht, auch der zweite ihn ziehe, steht klar da, als Ursache und Wirkung. Daß zwei unfreundlich sich begegnende Menschen, deren Gesinnungen schon aus früheren Handlungen uns ersichtlich sind, zu Thätlichkeiten kommen, oder wenn ein Dritter dazwischen kommt, in der äußern Einwirkung sich versöhnen; spricht durch sich selbst — diesen Dritten als Ursache, als Vermittler aus; wir können einen Dialog hineindenken.) Der Mensch erscheint in Handlungen und Lage wie im Gemälde. Es spricht Vergangenheit und Zukunft aus, insofern eine Handlung die nachfolgende nothwendig in sich schließt, eine Geberde das Resultat vorhergegangener Ueberlegung oder Empfindung (also mehr als bloße Folge augenblicklichen Eindrucks) sein, und die Entscheidung des Gemüthes für einen gewissen Entschluß andeuten kann, oder so weit im Gegensatze jenes mehr anthropologischen, eine mehr historische — die Kenntniß der Geschichte, welche den Grund des Ballets oder Gemäldes gab, uns jene Vergangenheit und Zukunft aufschließt. Beide Hilfsmittel, das in der Zeit vorgehende, durch die Gegenwart auszu-

*) Aeußere Wirkung, und — in so ferne Geberde, Phisiognomie, Pathognomie auf ein Inneres zu schließen erlauben — Innere.

sprechen — die Ursache durch ein früheres, erkennbares, für die Wirkung, nach Voraussicht hinzuleiten, kommen im Ballete und Gemälde zur Anwendung, und sind die Grundlage, die dramatische Kraft in beiden. Daher sind die Uebergänge des Ballets schneller (weil ihm die Mittel des Details fehlen), zuweilen aber auch wirksamer (weil es nicht auf dem längern Reflex wie durch erörternde Gespräche, sondern plötzlich von Anschauung zu Anschauung führt, und unserer eigenen Poesie überläßt, den psychologischen Mittelweg auszufüllen; unsere eigene schaffende Thätigkeit mehr in Anspruch nimmt, und aus der Anschauung zur Reflexion, nicht v. v. führet, die materielle Zeit gleichsam aufhebt, und blos als Geistiges im Geiste spiegelt). Es sind Momente, die durch ihre Beziehung und Ursprung aus der Handlung, in den Menschen selbst auf einmal hineinführen und mit wenigen, aber scharf fassenden Strichen uns die Summe seines Charakters durchsehen lassen. Alles Subjective zeichnet sich hier auf die Grundlage eines Objects, und als dessen in uns selbst vorgehende Folgerung. Im Drama stehen Subjectives und Objectives neben einander: Der Zuschauer bleibt mehr in einem Zustande der Empfindungen eines ausführlichen, vor ihm sich entwickelnden Hergangs, als einer subjectiven Reflexion; er thut selbst hinzu, was die engere Sprache des Balletdichters ihm nicht detailliren kann. Es ist dieß nicht der einzige Fall, wo Sachen am meisten gerade auf das in uns wirken, was in gewöhnlicher Meinung ihnen das entferntere scheint, und hierdurch unsern Antheil beleben und erregen. Gemeiniglich bringt jedes Aeußere seinen eigenen Gegensatz am häufigsten in uns hervor, weil es uns zwingt, die Lücke in ihm auszufüllen, und der Mensch ein Ganzes ist, in dem jede

einzelne Thätigkeit alle übrigen anregt; am kältesten lassen uns oft die Dinge, die, indem sie alles in uns auf gleiche Weise ergreifen, uns keinen Anlaß zu schaffender Thätigkeit, zur Ausfüllung dessen, was dunkel und abgerissen erscheint — geben; das Ballet, blos für Anschauen und Empfinden gemacht, erregt die schaffende Reflexion, das redende Drama mit mehr Richtung zur Reflexion das schaffende Gefühl. (Vielleicht beruht hierauf die Wirkung der Musik, indem sie nur ein höchst Allgemeines ausspricht, was je nach unserer Stimmung so viel besonders sagt). Im Ballete sahen wir die Menschen aus der Handlung. Im Drama die Handlung aus dem Menschen. Hieraus entscheidet sich, welche Stoffe und Handlungen sich für's Ballet eignen. Gleiche Gesetze binden den Maler und Balletmeister, die Mittel nur bahnen jedem wieder seinen eigenen Kreis. Der erste zeigt, was ward, jedes Bild hat nur Einen Moment. Der zweite, was wird — er gibt uns die ganze Begebenheit nach Zeit und Folge in einer Reihe von Bildern; hier theilt er mit dem Dramatiker und kann manches was dieser. Der erste kann auch eine Reihe Bilder geben, aber wir müssen von einem zum andern gehen, der andere läßt sie an uns vorübergehen; dem ersten aber fehlt das schnell bewegliche Leben, durch welches er auf einmal oder in kurzer Zeit durch den ganzen Cyklus aus einer Begebenheit entsprungener, und ihren Hergang darstellender Bilder, freilich vergänglich, hindurchführt: während der erste mit langer Arbeit nur einen Augenblick, aber diesen mit unvergänglichen Mitteln aufweist. Der Dichter schildert den Menschen in dem, wodurch er sein Innerstes darthut — in Wort und Rede. Aber für die Stellung des handelnden, für den Vorgang der Handlung hat er auch nur

Worte, und muß es, wie das Aeußere und Persönliche, dem Lebensausdrucke der Gestalt und Geberde, unserer Fantasie überlassen. Der Maler, Bildhauer hat für das Innere nur Gestalt, That und Geberde, Farbe und Form. So enthält jede Kunst gerade durch das, was sie kann, durch die Art ihrer Mittel zur Darstellung, die Schranken dessen, was sie nicht kann, und alle zusammen nur bilden ein Ganzes, und umfassen die Natur, von deren jede eine einzelne Seite in sich faßt*).

Dem Dichter im Worte ist es (es muß seinen Mitteln nach so sein) weniger um Sachen nnd Erscheinungen, als eine uns bekannte Handelsweise, Empfindung oder Antrieb zu thun, aus deren innersten Gründen im Geiste uns das Unbekannte —die Summe eines Gegenstandes, einer That sich aufschließt, das geistige, das ewig begründende, das unendliche. Jedes Dichterbild ist eine Art algebraischer Gleichung, die aber in Fantasie und Anschauung vorgeht, und durch ihre Hülfsmittel integrirt, in den Formen vollzogen wird. (Man sehe Klopstocks Jüngling, der plötzlich zum andern Leben erwacht.) Jede andere wahre Kunst will dasselbe.... in der Idee sind alle gleich. Nur in den Mitteln liegen die Verschiedenheiten und die Schranken des Erreichbaren; dessen, was und wie es sich offenbaren läßt, durch diese Stoffe der Darstellung. Der Maler hat Farben des Lebens, Licht und Schatten, der Bildhauer nur Formen und Gestalten, das Ballet beides, die Musik nur Töne. Alle handeln nach demselben Gesetze, und alle führen durch ein

---

*) Am meisten vereinigen sich alle im Drama — Rede, sichtbare Gestalt, Geberde, die Musik der effectvollen Sprache, der gemalte Schauplatz.

Bekanntes zum Unbekannten. Alle offenbaren Inneres durch Aeußeres, Geistiges durch Körperliches. (Auch das Wort ist ein verkörperter Geist ... an Lauthauch, Buchstabe und Zahl gebundener, dargestellter). Sie wecken, vermöge dessen, was durch Gedanken hervorgebracht wird — den Ausdruck, die Stellung, die That, wecken verwandte, bedeutende Empfindungen oder Gedanken in uns; durch pathognomische Phisiognomie den Schluß auf innere Charaktere, durch ein Bedeutendes die Deutung*). (Eben darum aber spricht auch jede Kunst nur zu reichen Seelen, und findet dort das Leben wieder, aus dem sie entsprang.) Der Verein einer Andeutung mit andern bezeichnet die Richtung und Stärke, mit welcher die erregende wirkte, die übrigen gehorchten, die Summe des Lebens, und wie es im Menschen zur Ausübung gelangte. (Das Leben soll gezeigt werden; das Gefäß, in dem es enthalten, nur so weit es der äußere Buchstabe ist jenes Lebens; das ist der Grund des Ideales und der Höhe griechischer Kunst.) Den Zweck, wofür sie wirken sollen, finden sie da, woraus sie auch eigentlich entstanden (wodurch sie ins Leben gerufen wurden): in der vereinigten Bedeutung aller Züge für eine bestimmte Handlung, für einen bestimmten Charakter, für die erreichte und verlorne Höhe des Menschen in solchem.

Auch das Ballet will dasselbe. Es spricht durch Bilder (außer der Zeit, insofern es noch Bild ist, in der Zeit, so weit jeder Vorgang und Zeit ... Umfang und chronologischen Zeitpunct voraussetzt), und führt in deren aufeinanderfolgenden Beziehungen wie das Drama in wenig Stunden durch eine Geschichte von Jahren. Nur die Zeitfolge des

*) Darin liegt eigentlich das Grundgesetz aller bildenden Künste.

Geschehens (und der Zeitcharakter), nicht die Dauer der Zeit gehört in das Gebiet des Dramatischen. Das Ballet ist noch rascher als das Drama, weil es nur Resultate, jenes ausführliche Motive vorträgt. Vielleicht sollte jedes Drama zuerst als Ballet, — als Reihe von Ergebnissen und sichtbaren Handlungen entworfen werden.

Der Satz, daß Kunst durch Religion hervorgebracht, getragen, genährt und erhoben worden — ist ein doppelt falscher, in hohler und schiefer, unhistorischer und absichtlich entstandener Parteisatz. Schief einmal, weil, was zuweilen sich zur Seite tritt, für ein unzertrennliches Sich verbinden und erzeugen erklärt, zweitens aber Religion und Kultur, das, was die erste aus dem Menschen macht und machen soll, und das — was der Mensch aus ihr, verwechselt wurden. Unhistorisch, weil in Indien, Aegypten, Europa Kultus... Bilderdienst und Bildmacherei sich Jahrhunderte die Hand gaben, ohne je eine eigentliche Kunst zu erzeugen; weil bei der Fortdauer desselben Kultus die emporgestiegene Kunst wieder verfallen konnte; weil die christliche Religion erst zum Bilddienst sich wandte nach längerer Dauer. Aechte Religiösität will Bilder so wenig, daß sie unmittelbar das Losreißen von allem Sinnlichen, irdischen und materiellen, der freie Aufschwung in das Reich des Sittlichen und Ideellen, der höhern Vernunft und des Göttlichen ist. Der Kultus aber hat durch sein eigenstes Sein, durch Symbole, Hieroglyphen, eine Zeitlang sich mit ihr verbunden, bis als die eigentliche Ursache ihrer Blüte nachließ, sie ihren unveränderten Weg fortschritt, ohne daß er durch sie anders oder ihrer bedürftiger (vertrauter) geworden wäre. Er, der auf seiner eigenen Grundlage steht, wird so

lange wie sie dauern, und hatte der Kunst so wenig geachtet, als er ihrer bedurfte oder zu bedürfen glaubte. Ob eine Dienerin ihn begleitete oder verließ, ob sie geschmückt oder in der gemeinsten Kleidung ihm nachfolgte, dünkte ihm ein für sein Dasein sehr gleichgültiger Zufall. Die Höhern im Geiste haben auch ihre Religion im Geiste; die Schwächern nehmen mit jedem Zeichen, mit dem gesudeltsten Abbilde, das ihnen doch immer nur Hieroglyphe ist, vorlieb, und fordern das Bessere, die Kunst, eben so wenig, als sie's achten und verstehen. Auf folgende Frage kommt es an:

Was ist, was will jeder Kultus? was Kunst? Welches Princip trägt sie in sich, eines beide erhebenden Vereines mit ihm, oder eines sie dienstbar machenden und ihn selbst verschlechternden; kann er sie, sie ihn tragen, erheben, reinigen? oder sind — im Stamme ewig getrennt — beide nur fähig, durch ihre Mischung verfälscht zu werden?

Als zur Beantwortung führend folgendes: »Alle Kunst ist nur Eine. Immer ein und dasselbe... das Schöne wollen Alle, und der Mensch in ihnen aussprechen, und dieses Schöne hat seinen Tempel eigentlich immer in ihm. Aus sich heraus, will er's auf andere verbreiten, mittheilen; die äußern Mittel sind nur für ein Aeußeres anzurechnen, Träger des Schönen, Diener seines Ausdrucks. Sprache wählt der Dichter, Ton der Musiker, Form der Bildner, Raumverhältniß der Architekt, Geberde und persönlichen Ausdruck der Mime; mag ein Mittel vortheilhafter, umfassender sein, im Wesentlichen bleibt doch die Kunst Eins — alle wollen ein Inneres, Geistiges aussprechen ... das Schöne. Darum, wer das Schöne eigentlich in sich trägt und kennt, der rechten Sinn für jede Kunst hat. Der Künstler darf vor uns nichts

als die Fähigkeit seine Mittel zu handhaben, vorausbehalten, im Sinne, im Wesentlichen müssen wir alle mit ihm zusammentreffen und wetteifern — und wie Lessings Conti sagt... Maler sein, ohne einen Umriß gezeichnet zu haben. Einen Träger des Schönen gibt es, der alle übrigen weit übertrifft, der das Schöne eigentlich in sich selbst aufnimmt und es ist, während oft nur dasselbe Abdrücke enthält... das Leben selbst. Unsere Seele, das beste Element für's Schöne, ein schönes Leben das höchste Kunstwerk, die Harmonie ausgebildeter Anlagen, die Melodie geläuterter Empfindungen, das Ebenmaß gebildeter Kräfte, die Perspective wohlgeordneter Lebensverhältnisse, das Formen- und Mienenspiel eines in der Ruhe immer regen Geistes, — sind das wahre Urbild aller Kunst, welche die äußern Stoffe handhabt. Nur wer das Schöne so in sich aufgenommen, in sich hinein und herausgebildet hat — besitzt es ganz — und ist Meister über alle Meister. Seine Erscheinung wirkt wie die Betrachtung einer ins Leben getretenen Antike, sein Gespräch wie eine seelenerhebende Musik, und wenn wir auf seine Verhältnisse sehen, so glaubt sich unser Auge in der herrlichsten Perspective, im stillen Hinausschauen auf ein Paradies zu befinden. Das ist, was alle Künstler (Meister) wenn nicht in sich vollendet haben, doch von Herzen anerkennen. Daß man viele eines ausgelassenen Lebens anklagen kann, daß sie in ihrem eigenen Leben das höchste Schöne auszuprägen nicht die Kraft hatten (der ewige Unterschied zwischen Denken und Sein), widerspricht nicht (und hierin überwiegt innere Nothwendigkeit alle Gegenreden der Erfahrung) — daß sie nichts desto weniger dies Ideale von Herzen anerkannten, ihre eigenen Verirrungen mißbilligten, und wohl

gerade dann ihre besten Arbeiten vollführten, wenn von Unmuth und Reue ergriffen, sie in unaussprechlicher Sehnsucht dem verläugneten Sittlichen wieder huldigten. Die mit sich oder ihren Arbeiten zufriedenen, ohne das höchste Kunstwerk in sich selbst vollendet als Idee zu erkennen, die ihre Schwächen rechtfertigen, und selbst Theile einer künstlichen Darstellung gelten machen wollen; die nicht den Besitz oder die sehnsuchtsvolle Anerkennung des höchsten Schönen deutlich aussprechen — sind mit allem Ruhm und technischer Meisterschaft nur außer dem Tempel: der Gott, der das Höchste, Schöne im Wesen ist, hat sie nicht erkannt. So nur verstehen sich die Antiken ... es ist das ruhige Haben, der Besitz des Schönen in sich selbst, was die alten Künstler im Charakter aufnahmen, was diese Bilder so göttlich erscheinen macht, so groß. Der Grieche, der selbst nicht zum vollen Besitze gelangen konnte, war weise genug, das höchste Kunstwerk, das schöne Leben, so lebendig und rein in seine Fantasie, in seine Gebilde aufzunehmen, als es die Schranken der Plastik erlaubten. Aber warum sollen wir muthlos auf die verschwundenen Griechen sehen? warum die ewig jugendliche, neugeborne Kunst von der Zeit abhängig wähnen? Wir werden nie von ihnen so viel lernen können, als von uns selber. Ist nicht ein schönes Leben immer, jetzt mehr als damal möglich? Wenn ein Apoll lebend unter uns einträte, könnte er anders, als nach der Gesetzlichkeit des Schönen leben, die auch in uns ausgesprochen liegt, und wir als Göttliches, als Anordnung unsers Wesens, mit liebendem Gehorsam ausführen können? Warum Abgötterei mit dem Reste einer versunkenen Zeit? warum uns nicht vielmehr zum wahren Gottesdienst in Geist und Wahrheit erheben?! Warum das Ideal

in irgend einem Kunstwerke, und nicht vielmehr in uns selbst anerkennen und entwickeln!

Der innige Zusammenhang der Poesie (der dichterischen Anlage zur Empfänglichkeit und Hervorbringung poetischer Lebensansichten) mit Religion, mit jedem höher Menschlichen (in Fantasie und Gefühl ahnend und ideell verschlossen) verursacht, daß in unserer Zeit des geschwächten Glaubens (das geschwächte Vertrauen, und Belebsamkeit für Geistiges und Uebermenschliches), das Geistige und Uebermenschliche anders behandelt wird und werden muß, als in Zeit der Glaubensstärke und Zuversichtsmacht. Und wenn beide nun schwach sind, wenn das Körperliche, das Habhafte, der Egoismus (der es am wenigsten verzeiht, wenn man ihn und sich selbst eine Zeitlang täuschend, ihn über seine eigene Späre erhob) siegt... wo liegen die Ursachen? und sind sie nicht durch's Historische, und auf keinem andern Grunde zu erforschen?

3. Einzelne Probleme*).

1. Gartenkunst und Malerkunst; die Zwecke dieselben — die Mittel verschieden.

Im Zwecke liegen die Gesetze jedes Wesens. In seinen Mitteln der Umfang seiner Kraft.

Das Verhältniß, zu dem der menschliche Geist sich mit einer Sache aufgefordert fühlt, ist ihr Charakter für den Menschen. In jeder Kunst ist also — dies Verhalten im besten Grade finden, der Meistergang.

Der Maler idealisirt sich Menschen, um in einer bestimm-

*) Dieser Abschnitt bringt Zusätze, Details, Erläuterungen, zu dem mehr Allgemeinen des vorigen. D. H.

ten Geschichte den menschlichen Geist für die Empfindung zu wecken, die er vermag. Idealisirt Menschen am Maß der Geschichte, weckt unsere Empfindung in seiner Darstellung. Der Gärtner zeigt den Schauplatz, und überläßt es uns, ihn mit Gestalten zu bevölkern; der Eine zeichnet durch Formen der Darstellung, und geht vom Bild zur Empfindung, der Andere von der Empfindung zum Bild.

Auch durch Wissen wirkt die Erste, die Zweite nur durch unmittelbares Empfangen reiner Gefühle, die einer reichen Seele die Deutung bestimmter Bilder gibt; wir sehen hier auf den verschiedenen Wegen zum Zweck, die Grenzen, den Umfang und die Artung der Seele, in der eine oder beide Empfänglichkeiten ruhen. Ein Gemälde fordert mehr Kenntniß und ein Garten mehr Charakter; das Erste wirkt durch Verstandenes, das Andere durch unmittelbares Eingreifen der Empfindung in das Gedächtniß und die nahen Bilder des Herzens. Der Gärtner ist nicht bloß Dekorateur zur Geschichte des Lebens: er ist Dichter und ist Pantomime. Wer Augen hat, der sieht.

Was ist das Wesen der Malerei? Darstellung vergangener oder künftiger Augenblicke zum dauernden, lebendigen Genuß unserer Seele.

Genuß ist alles, was als Zuwachs an einer Kraft — als Fülle eines Wesens eintritt, die Beziehung, mit der sich etwas zur erweiterten Vollendung unserer Seele setzt.

Alles, wodurch eine Sache sich sichtbar für ihren Zweck äußert, sind ihre Wirkungen.

Was ist der Zweck der Malerei? das, was sie vermag, zu erfüllen. Die Summe der in einer Sache enthaltenen Mittel ist ihr Vermögen.

Die Summe unserer Vermögen gibt unsere Pflichten. In unserer Bestimmung liegt das Maß.

2. Akademien können uns keine Kunst geben. Erstens schon darum nicht, weil durch ihre Einrichtung, die zu vielen Dingen nutz sein mag, nur zu dem nicht, was bloß durch Freiheit gelingt und nach eigenem Triebe sich entwickelt, alles wie ein Kanzleigeschäft ex offo geschieht... Präsident und Untergeordnete, für Jahrgehalt verkaufte Stunden*). (Schulen für das Technische, für die Wissenschaften, die man nebenbei haben kann oder muß, um als Künstler sich vielseitiger und durch einen zum Erwägen und Anschauen reichausgerüsteten Geist mit Welt und Geschichte zu berühren. Aber die Kunst muß Jeder erfinden durch sich selbst und im Anschauen dessen, was Andere leisteten — Sammlung, Umgang, alles, was den Geist durch sich selbst größer werden hilft.)

Das Erste und Vorzüglichste von Allem ist nicht die Erziehung zum Künstler, sondern zum Menschen; was diesem höher hilft, ist der rechte Weg zur eigenen Entwicklung in der Kunst. Wer groß fühlt, wird, wenn sonst die technische Fertigkeit nicht versäumt ist, groß malen. Wie will er denn, wenn er vom Menschen selbst nichts versteht, und zwölf Jahre

*) Es gibt Dinge, die durchaus auch nur durch sich selbst entstehen und wachsen können; durch menschliches Bestreben, aber nicht nach menschlichen Plänen; die, sobald sie Anstalten fordern, sich das rechte Sein absprechen; sobald man Anstalten macht, es verlieren; die nur etwas sind und wirklich existiren, so lange sie frei durch sich selbst ent- und bestehen. Als Mumie balsamirt kann ihre todte Hülle sich erhalten. Aber ihr Geist waltet nur, wo sie rein aus sich selbst erwachen und schreiten. Darum ist direkt nichts für sie zu thun. Indirekt für Nichtstörung und Achtung der Stoffe, aus denen sie entstehen können, vieles.

im Handwerke nur das Handwerk allein treiben lernte, menschliche Handlung und Wesen in Bilder auffassen? Das rohe, aber thätige Leben des 15ten Jahrhunderts war der Kunst günstiger als unseres.

Zweitens weil sie ein eingebildetes, aber kein wirkliches Ganze (ein Aggregat vieler Schulen ist noch kein Organismus ihres Vereines, ihres Wirkens zu Einem nach rechter Stunde und Stelle), ein moralischer Körper, aber ohne wirkliches Leben oder Leidenschaft, ohne Trieb oder Interesse, nur nach den Impulsionen einer Vorschrift bestehend, sich weder um das Ganze, noch den Einzelnen zu rechter Sorge vereinend: offene Thore, die Jeden aus- und eingehen lassen, so weit er die Regeln erfüllt, Jedem recht; wahres Sein, Geist kann da nicht in Erwägung kommen, wo nach der Stunde gegeben wird, was die Stunde vorschreibt. Schuhmacher auf diesem Wege bilden zu wollen, würde lächerlich scheinen. Für Kunst hat die Gewohnheit es so geheiligt.

Jede Kunst ist halb Handwerk, halb Wissen. Für beides muß gesorgt sein. Ihr höherer Theil beruht auf Dichtung und Charakter. Die Erste kann nicht gelehrt, aber doch entwickelt, genährt, gegen Störung gesichert werden. Dem Zweiten können nahe und ferne manche Hilfsmittel gegeben, er kann genährt, berichtigt, bewahrt, für Manches geübt werden. Verarbeiten muß er das alles selbst. Daß er hierin nicht geschwächt oder gehindert werde, ist zu sorgen.

Das Handwerk lehrt der Meister, dessen eignes Interesse mit guter Arbeit verknüpft ist, das Wandern von Meister zu Meister am besten. Der Vortheil treibt das Handwerk. Die frühern Künstler wollten nur Gehilfen ihrer Arbeiten: was

dahin führte, gaben sie durch das Interesse oder die Freudigkeit ihres Werkes.

Das Wissen läßt durch Unterricht sich mittheilen; das Rechte kommt freilich erst durch eigenes Streben. Unsere Universitäten, denen wir so Vieles verdanken, was macht ihre lebendige Kraft? — nicht allein Kollegien, sondern der freie, eigene Geist der Jugend, der sie zum Wissen, zur Ehre des Bessern treibt; gerade diese Freiheit der Berührung für alles durch eigene Lust, bei dem einige Müssiggänger untergehen, aber die meisten im Charakter selbst zum Leben des Wissens sich ausbilden. Akademische Freiheit dahin verstanden, erreichten oder erriethen unsere Vorfahren besser, als wir, was sie wollten.

Drittens weil Akademien die Menge der Kunstgenossen weit über Bedürfen vermehren, und die Qualität in der Quantität untergehend machen; da das Sein und das Leben der Einzelnen sie nicht kümmert, bleibt die Menge ihnen so gleichgültig als der Einzelne. Zehn oder hundert Schüler, — der Lehrer, der an keinem einen besondern Antheil nimmt, reicht gleich sehr für viele und wenige hin. Es ist ein Volk, das er beherrscht, dem sein Amt imponirt, deren Sein nicht in das seinige eingreift, dessen Zukunft ihm so fremd bleibt, als seine Gegenwart. Nicht eine Zahl ihm zugewandter Menschen, in deren Geist sich ihm ein Höheres spiegelt. Was sie werden, bleibt ihm fremd. Dem Handwerker ist sein Geselle vor der Hand ein Theil seines eigenen Wesens.

3. Auf Ironie*) beruht das Leben... der lächelnd be=

*) Ironie ist — das Kind der innern Freiheit, das bescheidene Mißtrauen an menschlicher Unfehlbarkeit in sich oder Andern. Vorzüglich sei sie gegen uns selbst wach.

dauernde Blick, wie Thalia auf die Thorheit (auf das Mißkennen), die neben der Vernunft im Vernünftigen steht, die in der Vernunft selbst endlich sich mit Waffen gegen sie ausrüstet auf das so oft von beiden gemeinschaftlich Betriebene, diese stete Umfassung zweier Seiten in jeder Erscheinung, ist nothwendig, das Leben bei frischem Muthe und Hoffnung, ruhig, gerecht und richtigen Urtheiles zu erhalten. — Nur die Ansicht, wie Gutes und Böses in einer und derselben Sache wurzeln, wie Untergangenes sich durch Anderes ersetzt, und klein und groß stets nebeneinander entstehen, kann dahin führen.

Alles gelingt, alles scheint vortrefflich und findet seine Sekte ... wenn nur Methode oder irgend eine Hoffnung vor Vielen dadurch zu glänzen darin ist. Malt schlecht, singt schlecht, lehrt schlecht! ist nur einmal die Norm des Vortrefflichen gegeben, und in der Norm die Reihe von Regeln, in denen es als erreicht angesehen werden muß und erreicht wird — wer wird noch zweifeln, zu folgen, oder noch über die Folgen und Gründe seines Folgens gewissensängstig sein?

Weil in recht ernsten Dingen die Ironie meistentheils (bei einem in sich selbst überwältigten, befangenen, nicht freien Geiste) schweigt oder schweigen muß — konnte, was auch Thörichtes eindrang — kein früher, bei später fortrasender Thorheit kein haltender Damm mehr entgegengesetzt werden. So bringen sich die Menschen immer selbst um die Güter und Heilmittel ihrer Natur. So wird der warnende Geist für einen boshaften und der rettende für einen Versucher zum Argen angesehen.

Ridiküle — Aumoniere — derselbe Sack, den man nicht im Kleide selbst tragen will, mit zwei so verschiedenen Namen

in kurzem Zwischenraume belegt — bezeichnet recht die Uebersprünge unserer Zeit (und warum nicht jeder?) von Standpunkt zu Standpunkt, ohne daß je einer recht festgehalten wurde, und mit eigner Gediegenheit bestanden hätte ... von Sache auf Sache, ohne daß im Grunde dabei mehr als ein leeres Spiel mit Worten entstünde, von Unglaube zu Aberglaube, von Spott über Alles (einer Lust, überall, auch im Größten nur das Lächerliche zu sehen), zu trockner Aengstigkeit des starren Wichtigen mit weinerlicher Reue, auch am Kleinsten einen Gegenstand besonderer Verehrung zu ahnen.

Das Gute mit dem Besten umringt, das Beste mit Schlechtem oder Schlechtes mit Gutem — gleichviel, wo der Geist die Kraft zu wählen verloren hat! Nur was durch Wahl und was das Wählen bedingt, also aus frei urtheilendem, nicht überwältigtem Geiste uns zukommt, kann uns wahrhaft zugeschrieben werden, und entfernt durch seine eigene einfache Natur von all den Künsten, wodurch bloß Angenommenes, Geschenktes oder Aufgedrungenes sich behaupten, verbreiten und Wege machen muß. »Gott hat die Menschen einfältig gemacht, aber sie machen sich viel Künste", in diesem Spruche liegen alle Ursachen konzentrirt, warum das göttlich Höhere und Wahre so selten, oder so selten durch seine selbsteigene Herrlichkeit gelte und herrsche. Wer die Quelle verläßt, kann auch alles, was aus ihr kommt, nicht mehr erkennen.

Bis auf die Sprache entsteht der beste, kräftigste, bestimmteste Ausdruck immer — wenn man die Sache vor sich sieht und wie man sie sieht. Was aus der Erinnerung gemalt, oder für einen künftigen Gebrauch zierlich in sie eingewickelt, für jetzigen Gebrauch aus ihr aufgerufen wird,

nimmt immer schon die Tinten unseres Geistes, den Pomp, in dem er sich selbst gerne sieht, den eigenen Zusatz für Vergessenes, oder den Wiederschein unserer Absichten an.

Hierin liegt einer der vielen Uebergänge zum Erkünsteltten, gegen den nur eine treue scharfe Auffassung, ein, fern von der Lust, uns selbst recht glänzend zu sehen, gehaltener Sinn — und eine hierdurch gesicherte Kraft zu strenger Wahrheit — Ironie sichert.

4. Die Geschichte ist ein ewiger Zusammenhang: das Ungleichartigste eine innere Folge desselben. Daß wir ihn nicht sehen, ist unser Fehler.

Die Römer sind ein Uebergangsglied zwischen Griechen und Modernität (die Griechen zwischen Asien und Europa für Vieles). Was auch die Griechen wurden, war dem Urstamme nach Fremdes; aber was sie fremd empfangen haben mochten, ausgebildet, in und aus ihrem Leben entwickelt, ward es ein ihnen Eigenthümliches*).

Was den Römer einseitig in sich, plötzlich und nicht durch eigene Entdeckung, durch Uebereinkommen (wie uns) in eine Welt neuer Ansichten versetzte, blieb ihm auch ein Angelerntes, ein Fremdes; mit seinem Leben sich nie recht durchdringend, stand es in mancherlei Gegensätzen als Widersprechendes sich gegenüber. Daher tiefere Kultur in Wenigen, bloßer Firniß an den Meisten, im Ganzen alles Wissen und Kunst mehr ein vornehmer Hausrath, als eine Erweiterung des Geistes: geschätzt wie die Kennerschaft es zum Ton machte, sonst ohne Werth oder Wirkung für das über-

*) Hierin stehen sie vor vielen andern Völkern, denen Fremdes immer ihr eigener Untergang wurde oder Fremdes blieb.

drüssige, stolze oder verliederlichte Gemüth... ein aufgetragener Schmuck zwischen ihrer Hoffart, Alles zu besitzen, und der Mode, die sich im Schimmer dessen gefällt, was die Hoffart zu besitzen gebietet. Verachtet, weil ein Dienstling es lehrte: wenigstens ohne eigentliche Würde, weil der Reichthum an seinem griechischen Abbate sich doch nur im Spiele mit einem Erwerbstrieb begegnete, der, zwischen Armuth und Eitelkeit, den Einen nicht erhob und dem Andern nur ein Nebenwerk schien.

Aus gleichen Gründen, als in der Zeit, da sie die Wissenschaft empfingen, das Leben selbst ihnen nicht mehr eigenthümlich, aus großen Resultaten hervorging, als es ihnen selbst nur ein schaales Dilemma zwischen Heuchelei oder Erbärmlichkeit, zwischen Uebermaß oder Ueberdruß, zwischen Verkehrtheit oder Nichtigkeit war: konnte ihnen auch das Wissen nur ein Gebrauch feiner Sofismen, ein freches Werkzeug, Besseres zu zersetzen oder zu zernichten, ein Spiel müssiger Streitkraft in leeren Subtilitäten, oder in trüber Abgeschlossenheit ein Leichentrost über die Verächtlichkeit ihrer Umgebung werden. Wissen gibt eine Stimmung und nimmt eine Stimmung.

Groß kann es werden, wohlthätig, edelwirkend, in so weit es sich mit großen, wohlwollenden, edlen Resultaten des Lebens begegnet, nicht groß machen. Es kann ein Volk nicht erheben: aber erhaben werden durch ein Volk, das es schon ist. Wissen, als bloße Stimme des Verstandes, bedarf eines starken Gemüthes, um Stärke zu erhalten. Nur wie das Leben sich bewegt, wird es aufgenommen in seine Bewegung. Nur in der Kraft, die es ergreift —

aus abgesondertem, vereinzeltem Besitze ... Kraft des Gebrauches für das thätig Edlere, worin sich Alles gestaltet.

Darum konnte es den Griechen, der so viel Herrliches hervorgebracht hatte, mit fünfhundertjährigem Philosophiren, mit dem, was jene schönere Zeit als Frucht ihres Daseins gegeben, aber eine schlechtere in sich aufgenommen hatte, nicht mehr zu alter Herrlichkeit zurückführen. Darum den Römer in der Macht seiner Schlechtheit nicht verbessern, nur vereinzeln. Es war beiden der Schwung des Gemüthes entgangen, der nur aus einem edlern Verhältnisse zum Ganzen und seiner Theilnahme sich entwickelt.

Das Handeln, der Ton der Seele, der aus einem, in große Angelegenheiten verwickelten und um höhere Idee kämpfenden Dasein sich erzeugt, kann Wissen zur Handlung bringen und zur Ansicht erheben, wie in ihm selbst schon der Grund dazu liegt: nicht aber das Wissen zu Handlungen, wenn alle edlern Stoffe derselben versiegt sind. Es kann Stoffe durchdringen und erweitern: aber es kann sie nicht schaffen. (Ueberhaupt kann der Mensch keine Stoffe schaffen, sondern nur, was in den Dingen als ein Ewiges selbst liegt, durch rechten Gebrauch sich dazu machen. Am Gebrauche liegt Alles.)

Was ist der peloponnesische Krieg im Vergleiche mit dem persischen? Als er anfing, war die Glorie Griechenlands schon vorüber. Er war ein Streit um kleine Dinge mit kleiner Absicht geführt, um Vorzug und Herrschaft, statt Freiheit und Recht. Er konnte, trotz der Bewegungen der Geister, nichts Großes erwecken, nur immer Kleineres erzeugen, weil nichts Großes mehr da war. Nur Haß in den Zwecken, um die er geführt wurde und Verkennen alles

Wahren, durch die Leidenschaften, in denen er sich entspann und bewegte. Darum ging Griechenland schwächer, als es in ihn eintrat, aus dem persischen stärker hervor. Das Große macht größer und das Kleine kleiner. Die Wirkungen liegen im Objekt, um das man kämpft*).

Wie vielem und scharf ausgesprochenem Eigenthümlichen im Römer, Fremdes zu desto unvereinbarlicherm Gegensatze mit stets geschiedenem Sein und desto üblerer Wirkung einer solchen Verdopplung sich zufügte: wie ihm hierdurch eine Modernität, d. h. eine aus früherm mit späterm streitende, Entwicklung einzelner Theile, eine so herbere Entzweiung (die eben darum nie in eine rechte Verbindung und Ergreifung des Ganzen übergehen mochte) entstand: hieraus ein stetes Schwanken und Vereinzeln, ein Wissen außer dem Handeln und ein Handeln ausser dem Wissen, eine Prunklust in Allem und ein Unzureichendes in Allem ... ein Ergreifen und Verwerfen, ein Achten und Verachten, ein Fordern und Verheißen, ein Träumen und Blenden, das ohne Halt oder Erfüllung wechselweis alles an sich riß und alles verstieß ... wie das alles Zuversicht, Meinen, Glauben, das Denken selbst in steter Verwirrung immer tiefer und matter zerstörte, so daß nirgend die Kraft eines Ernstes und überall nur Spiel eines eitlen, leeren, nichtigen, in der Aushöhlung aller Kräfte noch da war: So vergingen die letzten Jahrhundert Roms,

*) Der Sinn des Objektes in der noch freien oder schon zerbrochenen Kraft des Geistes. Der Mensch wäre überall zu heilen, wenn er kein Sofist, wenn er redlich gegen sich selbst wäre. Das ist eben des Uebels Kunst, das es erst zum Sofisten macht, und sich dadurch auf immer festsetzt. Für richtigen strengen Verstand ist zu kämpfen, mit ihm ist Alles gewonnen.

dem nichts galt, als was in seine eigene Ermattung nur immer ermattender eingriff! — ein Zirkel, aus dem kein Entkommen mehr war, dem der Krieg keine Stärkung, die Noth keine Erweckung, der Vergleich der Geschichte keine Scham, und kein Ereigniß ein neuer Standpunkt seines eigenen Daseins mehr werden konnte.

Nicht unter so ungünstigen Umständen, bei noch frischerer, unverdorbnerer und minder erstarrter Geisteskraft, aber auf gleichem Wege entwickelte sich uns das, was wir unsere Modernität nennen müssen. Durch Auswanderung und eine fremd eingeführte Religion unserm ältesten Stamme entzogen, gab es eigentlich kein Volk mehr. Roh durch die Noth einer unter Eroberung und Zerstörung entstandenen Vereinzelung, durch Institutionen, die eisern wie die Zeit, die sie gab, in ihrer Dauer sich fortsetzten, aber in ihrer Artung aus den stolzen oder peinlichen Gefühlen ihres Daseins zu Entwicklungen führten, die widersprechend und wieder vereinbar, streitend und doch wieder in das Alte aufnehmbar, im Kampf den frischern Geist, in der Ausgleichung die Milderung erzeugten — gebildet, — trat unter mancherlei hierdurch entstandenen Thätigkeiten, in einem Werden ohne noch festem Sein, plötzlich und ohne daß wir nach unsern Verhältnissen in den rechten Sinn eingehen konnten, ein Fremdes in uns über. Anfänglich ein bloßes Spiel seiner Anwendung, ein unter mancherlei Hoffnung seines Erfolges sich abtreibender Wechsel von Formen ohne Erreichung, ein blindes Bewundern ohne Erforschung des Objekts und der Bedingungen, an welchen sein Besseres und Großes zur Entstehung sich vermöglichte. Später unter mancherlei Versuchen ein verworrenes Streben seiner nähern Aneignung. Jetzt erst,

nach jahrhundertlanger Köexistenz und Bewerbung, fangen wir an, uns selbst etwas eigenes darin zu werden: in dem Maße, als das Gestalten aller Völker zu einem höhern Gemeinwesen sich immer sichtbarer zum Gegenstand aller Anwendung darstellt, im Kampfe der an wahrern oder irrsamern Erkenntnissen und Gefühlen durch Jahrhunderte angehäuften Menge sich läutert, vielleicht auch zerstört.

Wie Physik — die nähere Betrachtung der Natur in den Umgebungen den ersten Schritt gab: so Staatsphysik... die menschliche in näherer Betrachtung ihrer selbst den zweiten.

5. Es ist schwer im Allgemeinen zu sagen, was Form sei. Es ist eines jener Worte, jener Anschauungen, in denen wir durch einen innern Takt uns mehr verstehen, was wir meinen, als daß wir mit bestimmten Zügen uns aussprechen könnten, über das, was wir meinen: und dennoch versteht im Allgemeinen uns Jeder, sobald wir das Wort nennen, dadurch, daß wir auf sein Inneres ihn verweisen auf Etwas, was in Allen auf eine ähnliche Art vorhanden ist.

Es geschieht dieses (dieses Verweisen auf das Innere) bei mehr als einer Sache, und sie ist klar in der Welt, und Jeder versteht sich selbst und den Andern, bis eine unglückliche Begierde sie noch klarer zu machen, sie recht eigentlich in Worte zu fassen und zu verkörpern, den allgemeinen Sinn durch einen beschränkten verwirrt und verengt.

Sind nicht gerade die großen Worte, die, welche ein Regen und Walten unseres Innersten und seiner Thätigkeiten, seiner seltnern oder höhern Ausstralungen bezeichnen, meist von dieser Art? Kann man Jemand begreiflicher machen, was höherer Glaube oder Liebe oder das Schöne &c.

sei, der es nicht empfindet, und reicht nicht, sobald er es in sich trägt, das bloße Wort, das bloße Zeichen hin, die Aussicht auf alles Große, so dahinter steht, zu eröffnen? Etwas weniger Klarmachung, kann man oft sagen, wäre so viel mehr Licht. Kann man nicht fast sagen, daß der, welcher eine Sache beschreiben, definiren, festhalten will, welche sich nicht dafür eignet, oder besser, für welche unsere Kräfte, der Standpunkt, aus dem wir sie erblicken, sich nicht eignen, — den Zweifel errege, ob er sie wahrhaft in sich trage? denn in ihrer Wahrheit müßte er fühlen, was er nicht vermag. Es sind bloße Schlagworte, die Jeden an das, was er in sich trägt, erinnern. Dafür reichen sie zu. Mehr können sie nicht.

Nirgend sind sie häufiger, als in Dingen, welche das Innerste unseres Geistes oder des Geistes jeder Sache angehen. Darum läßt sich z. B. in der Kunst so vieles nicht lehren: nur daran mahnen. Sie werden durch Lehrenwollen nur gestört, wie Schätze, welche Geister bewachen, beim mindesten Laute eines Wortes verschwinden: eine Sage, die ganz zu diesem Sinne erdacht ist. Der Geist will allein sein, um zu wirken. Hierin offenbart er seine Freiheit.

Beschreibt Gefühle, zerlegt das Erhabene in die Breite und Länge seiner einzelnen Theile, — und nichts wird erregt, höchstens der Geist verschwindelt im Drehkreis der Worte, daß er jagt und tappt und Erhitzungen für Erhebungen nimmt. Aber das stille einzelne Wort öffnet dem Geiste die eigenen Tiefen, und in seinem eigenen Wirken empfindet er die ganze Größe der bezeichneten Sache. Darum liegt im Einfachen (im bloßen Hindeuten auf ein Großes, das in

Jedem, kraft seiner Menschheit, als eine schon fertige Gestalt enthalten liegt) die Macht aller Dichtung*).

Darum konnte die bloße Geberde eines Redners, der auf die Siegeshalle von Marathon hindeutete, dies bloße Wort Marathon alle Athener erschüttern. Darum wird uns das ganze Leben eines Menschen höher, von dem man sagt: er fiel bei Leipzig. Wohl dem Volke, in welchem, durch große Erinnerungen solcher Gestaltung, die ein einziges Wort erregen kann, viele liegen. Dicht- und Redekunst wird dadurch zu einfacher Großheit gelangen.

Ein anderes ist — den Begriff, den eine Sache in uns erregt, die Ursachen, warum sie als Form dieses oder jenes Charakters uns erscheint, entwickeln. Ein anderes, unser Gefühl in Worten abmalen wollen. Die Handlung, das Drama möchte ich sagen, in welche ich mir Apoll als mitwirkende Person denke, kann ich nach allen Gründen darlegen, es ist ein Gegenstand der Erörterung; der Gedanke des Künstlers ist die Aufgabe, der Akt meines Geistes ist eine Lösung, die nach und nach im Nachdenken entsteht oder sich bestätigt. Für das Gefühl reicht das Wort Apoll hin. Wer ihn gesehen, trägt ihn in sich. Wer ihn nicht gesehen, erfährt, daß etwas dabei zu fühlen sei; aber nicht die Sache, das Bild selbst: höchstens ein Bild, das er sich schafft.

---

*) Darum konnte Völkern, die eine große Geschichte und ihre lokalen Erinnerungen und Denkmale hatten, einfach und mit wenig Worten angedeutet werden, was andern nur mit vielen kaum gesagt werden kann. Wir brauchen, daß man viel mit uns spreche, weil uns wenig allgemein, und das meiste nur individuell oder allgemein wohl in Begriff, aber nicht allgemein in Gefühlen ist.

6. Mehr oder minder, das finde ich immer mehr, ist die Grundlage jedes Kunstwerkes, eine dramatische*), weil Sein und Leben, Geschehen und Handeln — selbst Denken ein Dramatisches ... ein Begegnen unserer Kräfte und ein Entstehen hieraus ist.

Der Zustand (das Sein, eine Lage und die hieraus erfolgende Stimmung, die Stellung unseres Innern, zu ertragen, was man muß, oder vorzubereiten, was man will, zu betrachten, was man war, oder wird, oder ist), die Handlung (das Geschehene, aus dem man hervortritt, das Künftige, dem man entgegengeht, der Moment, die wiederkehrende Ruhe oder die steigende Thätigkeit — in allen diesen Fällen das Begegnen mit einem Zweiten in oder außer uns, zwischen dem und uns zu Einheit oder Kampf entschieden werden muß) — überall bildet schon die dreifache Zeit, zwischen der wir uns bewegen, die nicht stillsteht, die durch ihre Macht und das, was sie uns entgegen oder an uns vorbeiführt, auf uns selbst stets verändernd, stets als ein Etwas, das wir festzuhalten oder dessen wir uns zu erwehren suchen, wirkt — ein Dramatisches — einen Kampf, ein Ringen und ein Entstehen. Der Künstler kann keinen Gegenstand anders fassen oder geben ... er muß sich eine Lage, ein Verhältniß, etwas Bestimmendes denken, dessen Ausdruck — dessen Andeutung die Gestalt sein soll ... Selbst der Zustand ist ein Handeln ... nur ein stilleres, passiveres; das Spiel die Folge fremden Handelns. Dieses Drama erkennbar zu machen, die Verhältnisse, unter denen sich der Künstler seine Gestalt denkt, den Moment dieser Verhältnisse zu bezeichnen, ist ja

*) s. S. 56.

eigentlich das Geschaffte; die Seite des Geschäfts, wo der Künstler mit seinem und unserm Verstand in Verhandlung tritt, wo die Kraft, durch die er schafft, — sein historischer Sinn, mit demselben Sinne in uns in Verbindung tritt. Die andere Seite seines Geschäftes, das Gefühl, durch welches er auf das unsere wirkt *) (verwandte Kräfte sich ergreifen) — ist das Maß des Geistes, des Charakters, der Art und Sinn, mit welchen wir die Gestalt in ihre Lage sich fügen, sie ergreifen, den Kampf beginnen, führen, wagen oder enden sehen, oder voraus muthmaßen können, wie er enden werde, wie weit sie unsere Wünsche, unsern Antheil, unsere Achtung oder Abscheu ꝛc. erregt. Ist dies nicht alles ein Drama, das in uns vorgeht, das im Künstler selbst vorgehen mußte, — durch die dramatische Natur des Stoffes selbst?

Wer das innerste Drama ... d. h. den Hergang der zusammenwirkenden, hervorbringenden Kräfte jedes Zustandes, jeder Handlung am tiefsten durchschaut und am anschaulichsten darstellt, ist als Dichter oder Künstler der höchste.

Darum stehen Shakespeare und die griechischen Bildhauer so hoch (nämlich die bessern); — jeder Zug eine stete Hindeutung auf das Ganze, auf ein Fortschreiten in diesem Ganzen durch die Klarheit bewegender Kräfte. Stets eine Vergangenheit in ihrem Fortgange durch die Gegenwart auf ein Kommendes ... wo das Bleibende oder noch weiter Fortschreitende uns immer im voraus schon zur Ahnung wird: eine Ahnung, die den gegenwärtigen Augenblick um so bedeutender macht. In dieser höchsten Meisterkraft dramatischer Di-

*) Auch wieder ein dramatisches.

vination und dramatischer Behandlung liegt eben jenes Mächtige, was man mit dem erstarrenden Worte Schicksal sich klar zu machen, oder in irgend einem technischen Stempel zu versteinern suchte. Das Voraussehen der Wirkung, die ein jetziges zur Folge haben muß, dieser innere Scharfblick des Geistes in Gesetz und Verkettung, zu dem das Licht eines höhern Geistes uns um so mehr stärkt, ihn wollte man, nicht als etwas, was dem Gesetze seine Folge und der Ursache ihre Wirkung verknüpft, sondern was die Ursache selbst als eine Nothwendigkeit nach einer willkührlichen Vorausbestimmung herbeigeführt, als eine besondere Gottheit, in die Tragödie und endlich selbst in das Leben einführen.

So werden dem Menschen, der lieber einseitig mit Erkenntnissen spielen, als vielseitig sie erforschen will, die höhern Erscheinungen des menschlichen Geistes sowohl, als seine Schwächen, ein Anlaß zu Mißdeutung und Ursache. Statt demüthig froh zu sein, daß er aus festen Gesetzen manches Kommende voraussehen und meiden kann, wollte er lieber diese Gesetze in eine blinde Macht und sich selbst in ein Wesen verwandeln, dessen Gutes und Böses durch Erzwungenheit sich in ein Nichts ohne Werth oder Unwerth aufhebt.

7. »Im Einfachen liegt die Macht aller Dichtung«, dies gilt für alles. Je größer die Gegenstände, je einfacher ergreifen, je einfacher lassen sie das Gemüth; um so weniger schafft es sich Künste, weil es wenig leeren Raum auszufüllen hat, weil das Objekt all seine Kräfte durch sich selbst in seinen Umfang aufnimmt und erweitert, weil es in seinem einfachen, aber unendlichen Verhältnisse für alles zureicht.

»Gott hat die Menschen einfältig gemacht: aber sie machen sich viel Künste«, d. h. für Großes gebildet und für

Großes ihm die Bestimmung und Kräfte gegeben: aber in ihrem Abfall von der Wahrheit, ihrem eigenen Wesen und dessen rechtem Verstande, entstehen die Lücken, die sie durch allerlei kleine Behelfe sich auszufüllen streben.

Darum steht das Gesetz — die einfache Beziehung hoher Gegenstände ist die mächtigste Dichtung (das Wesen und die Form aller wahren Poesie), fest durch sich selbst wie die Natur. Aber es fordert seine Anwendung, seine Erfüllung auch reichere Zeiten und Menschen, einen tief im Gemüthe durch das Leben vorhandenen Schatz großer Erinnerungen, oder Ahnungen, oder Handlungen und ihrer Objekte. Menschen, die aus solchem Reichthume geben, und die vermöge dessen deuten und empfinden können. Dem edelsten Dichtergeiste fehlen in armen Zeiten die sprechenden Zeichen, und wo er auch auf das Große in der Natur und im Geiste hindeutet, kann er dem hohlen Geiste nicht geben, was in ihm selbst nur auf eine leere Verödung hinweist. Er muß ihrem Verstande, ihrer Armuth, ihrem Vermögen im Kleinen sich nahen, um verstanden zu werden, um wenigstens dem Kleinen eine höhere Bedeutung anzufügen. So wird nicht er selbst, sondern seine Formen, der Gang ihres Entwurfes und Darstellung das Werk seiner Zeit. Das gemeinere, flachere, unbestimmte, alltägliche Leben, das selbst nur ein tropfenweises Abrinnen einer dürftigen Quelle ist, kann auch nur tropfenweise zurückgegeben (zugemessen, abgespiegelt) werden. (Der Strom würde es vertilgen oder sich selbst nicht mehr in der Begreiflichkeit, in der Gestalt eines Daseins zeigen.) Es kann also nur in seinen einzelnsten Kleinheiten, in dem langsam und einzeln Abrinnenden gefaßt und wieder gegeben werden: mitgetheilt, wie es durch Zeit

und Zwischenzeit gedehnt und in allerlei kleine Erfordernisse vertheilt, sich zu Bild und Empfindung darstellen läßt. Hier muß die Kunst zur bloßen Rhetorik, zum Wortprunk werden, der in Glittern und Flittern dem Auge aus Vielem zu einem sichtbaren Lichte sich sammelt. Was den Gemüthern an Größe eigner Bilder und Erinnerungen mangelt, muß durch Vielheit und Wiederholung und Geräusche des Fremden zu einigem Ersatz kommen. Darum verfällt nicht die Dichtkunst, sondern die Zeit. Wo die Erfordernisse ändern, ändert das Werkzeug. Das grobe Ohr, das die Flöte nicht vernimmt, braucht Metallschläge. Das Auge, das für die Harmonie der Farben stumpf ist, bedarf der grellen Blitze. Und wie die Empfänglichkeiten wechseln, so wechseln die Wirksamkeiten, die sie erreichen sollen.

8. »F r e u d e zu erregen, ist Kunst ... hierin geht sie auf: einen andern Zweck oder Stelle hat sie nicht.« So meine ich nicht. Sie soll, was das Leben — d e n M e n s c h e n e r h e b e n, das Höchste im Sein und im Leben ihm enthüllen: das rechte Schöne ist immer auch das Erhabene. Daß es zwischen dem Erhabenen und Angenehmen steht, macht seine Schattirung; und daß wir Manches so nennen, was nur angenehm ist, aber in was der ächte Sinn des Schönen, auch der des Erhabenen gelegt werden kann ... denn das Höchste, das Gelungenste, das Vollendete ist, was in freier Kraft über alle verschiebenden Hindernisse gesiegt hat, was als reiner Typus seiner ursprünglichen göttlichen Vollkommenheit, als eine Ahnung, gleichsam als eine religiöse Offenbarung jener höhern Macht vor uns steht ... gibt uns den Sinn, den wir den Sinn des Schönen nennen. —

»Nein, sagt mein Gegner — Kunst, Schönheit sind nur

da, um Freude zu machen. Freude ist das Leben geistiger Erhebung. Schönheit — ist eben das — was mit der Freude, über allen Zweck, alle Absicht, alle Erfüllung, alle Verkettung eines Nothwendigen hinaustritt... in beiden zeigt sich die Freiheit, das Spiel mit dem Leben weit über seinen strengen Bedürfen, die Macht eines unabhängigen, durch kein Erforderniß genöthigten Willens in der Natur, wie im Menschen. Darum schmückte sie die Blumen mit Schönheit, welches eine Ueberzuthat ist; da eigentlich die Frucht der Zweck bleibt; darum ist die Blüthe schöner als die Frucht, das Werk einer nothwendigen Absicht. Was die Blumen in der Natur, sind die Künste im Menschen."

Ich will nicht streiten. Sie nennen das Geistige, das geistig Entbundene Freude: ich Erhebung: die Sachen sind dasselbe. Aber des Mißverstandes, der Nebendeutung wegen meide ich das Wort Freude. Es setzt mehr Schranken. Erheben bezeichnet ein Unbeschränkteres. Freude und Vergnügen stehen sich so nahe. Und wenn Freude, das innigste Behagen, das innigste Gefallen einer Sache, eine gelungene, übertroffene Erwartung, eine Ueberraschung, die unsere frohesten Gefühle anregt, bedeutet, so möchte ich wohl wissen, wie so Manches, was die Kunst uns wird oder gibt, was der Dichter zeichnet oder vorhält, in diesen engern Zirkel aufgenommen werden mag.

Was ich unter dem Schönen verstehe, habe ich schon berührt ... die Ahnung eines Höhern, die im Fehlerlosen, in einem Vollkommenen, einem durch seine Erhabenheit unser ganzes Wesen in seine Unendlichkeit Aufnehmenden sich uns aufschließt: so im Sternenhimmel, so im Apoll, so in der Scene Thekla und Pikolomini.

Aber die Kunst faßt noch etwas mehr, als das Schöne in sich...und das Schöne selbst, als ein Resultat, als vollendete Uebereinstimmung eines Ganzen, als rein ausgesprochenes Wesen einer Sache, beruht auf mancherlei Kombinationen nicht immer gleicher Bestandtheile. Es ist vielleicht gerade die Ahnung, daß eine Sache ihrer Bestimmung am nächsten stehe, — der größte Theil der Empfindung und unseres Urtheils im Gefühle.

Die Baukunst, die doch auch eine schöne ist, die das Schöne, Erhabene, das Tiefergreifende, durch Verhältnisse, deren Wirksamkeit uns immer unerklärlich bleibt, als Gefühl in uns hervorbringt, — beruht sie nicht größtentheils darauf, daß wir erkennen, jeder Theil sei rein, ohne Nebenzweck, ohne eitle Verzierungssucht, aus sich selbst, aus seinem klarsten, einfachsten Zwecke hervorgegangen? Die Kunst, das Schönste, haben ein weiteres Reich, als wir ihnen gewöhnlich zueignen.

Man vergesse nur nicht den Reiz, das Vergnügen, was so oft und von vielen, die nichts Höheres zu fühlen vermögen, nach oberflächlichem Sprachgebrauch damit verwechselt wird, davon zu unterscheiden. Wer kann sagen, daß Makbeth ihm Freude verursache, oder Othello? und doch als Dichterwerke — sind sie nicht unsere höchste Bewunderung, gleichsam ein über die Menschheit erlangter Standpunkt... sie nach der innersten Wahrheit des in ihr Möglichen zu durchschauen?

Gerade, daß der höhere Dichter alle unsere Anlagen (mehr als blos die sich zu erfreuen) in Anspruch nimmt, in jedem seiner Werke uns einen erweiternden Standpunkt, einen vergrößerten Sehkreis auf das Dasein erweckt, und Mög-

liches aufschließt, und ein Unendliches öffnet, kurz, daß er uns höher stellt, ist ja sein höherer Reiz im Leben, zu dem wir durch ihn gelangen. Ich sage, alle Kunst beruhe darauf daß sie uns etwas Hohes öffnet — im Dichter selbst — die Kraft, Höheres zu erkennen, und tiefer zu fühlen, als Andere; — in den Gestalten, die er uns darstellt, die Kraft, höher zu handeln; — in den Gewalten, durch welche der Mensch mit allem Vermögen zum Bessern, zum Verbrechen herabsinkt, die furchtbaren, unendlichen Tiefen der moralischen Welt. Er belehrt als ein Höhergeweihter der Schöpfung unser Gefühl, wie unsern Verstand, unsere Fantasie, wie unsere allgemeinste Welt- und Lebensanschauung... Er stellt uns höher und freier, indem er in einen weitern, durchdringendern Sehkreis uns einführt — versteht sich der rechte Dichter, nicht der Versmacher. Wir sehen uns in ihm mit einen neuen Wesen begabt, in eine höhere Durchschauung versetzt. Wir sehen uns in ihm mit einem neuen Wesen begabt, in eine höhere Durchschauung versetzt. Wir stehen an der Quelle des Guten und Uebeln. Was der Geschichtschreiber, der Weltweise mit kaltem Sinne und langsam uns geben, gibt er mit wärmerem und schnell. Wir empfinden mit ihm Achtung und Verachtung, theilen seine höhere Ansicht und Geringschätzung nichtiger Dinge... kurz wir sind, wenigstens für den Augenblick, wozu er uns als höherer Geist macht.

Wenn Freude mit beitritt, so ist es ein Nebenzufluß, nicht das Kapital. Wen die Kunst das Schöne, als den Ausdruck des Vollkommenern, als das, was durch sich selbst die Seele zu höhen Klängen anspricht, wählt, so ist es — als ihr diensamstes Zeichen und Mittel, nicht als Zweck — weil ihr Zweck dem das Schöne nur dient, weil ihr

Vermögen und ihre Bestimmung eine viel höhere ... die des Lebens selbst, das Höchste in allem zu erkennen und zu üben.

9. Wie kann Musik*) der Dichtung Gebot und Wortklang, des Gedankens Herr sein? Wenn dem rohern Ohre, der noch unentwickeltern Sprache, der cadenzirte Rythmus einer steten Wiederkehr nothwendig war, warum dem gebildeten, das in den Akzentuationen der Worte den Rythmus des höhern Verstehens und Behaltens zu finden ... das nicht den Gedanken durch die Worte, sondern die Worte durch den Gedanken zu bewahren vermag? dem der Gedanke durch sich alles ist?

Musik ist eine seelenvolle Zeitkürzung, hörte ich sagen, darum sollte Jeder sie lernen. Aber wem im Denken und Forschen, und im Betrachten der edlern Produktionen des Menschen sich die Stunden kürzen, der bedarf keiner andern, oder das Denken selbst ist eine Art Musik... ein freies Fortschweben des durch seinen Gegenstand erhobenen und immer höher beflügelten Geistes.

Wenn ein größerer Ernst den Meisten nicht fehlte, wenn sie, die alles zum Zeitvertreib sein möchten, Helden, Mahler und Dichter 2c., nicht gerade am meisten bedürften, was ihnen den Schein des Erreichens mit der leichtesten Mühe vorhält, was sie mit bloßem Hingeben, statt eines tiefern Durchdringens, bezahlen und kaufen, — die Musik würde weniger an der Tagsordnung oder unter ganz andere Forderungen und Bedingungen versetzt sein.

Ich fürchte, noch gehe es ihr, wie der Tragödie in Versen ... man suche überall den Charakter zu viel im Beiwerke,

---

*) s. S. 62.

im technisch Erwerbbaren den Ersatz für das schwerere im Geiste.

Mir scheint, das meiste rühre daher ... daß Einbildungskraft weit häufiger als Fantasie, oder die erste sich weit dauernder behauptet als die letzte, die in frühen Einflüssen leicht zerrüttet, gelähmt und verloren werden kann.

Beide sind als Grundsatz verschieden. Einbildungskraft kann nur zusammenraffen, häufen, aggregiren, aus nächsten Verwandtschaften, am Faden schwacher Identitäten verknüpfen, was dann am Ende der Reihe so ziemlich auf allerlei führt, wovon der Anfang nichts wußte. Darin üben und gefallen sich denn auch die Meisten, wo hierzu Stoff und Leichtigkeit sich darbieten. Darum ist ihr Reich so groß, und das der Fantasie, die eine Vernunft voraussetzt, so klein.

Die Fantasie ist eine aus sich selbst hervorströmende Kraft. Sie verknüpft nicht, sondern sie nimmt in sich auf, und verwandelt in sich, was, weil sie das Leben nur in geistig höherer Bedeutung einfach und groß aufnehmen kann, auch nur eben so groß, so einfach und stark, also den Geist immer weiter hebend und nur im Fortschritte genügend, sie wieder hervorbringen kann: Das Große ist zum Großen gekommen; und in allem bleibt sie eine sich gleichartige, schaffende Macht des Ganzen und über das Ganze. Darum sie und ihre Werke auch den Meisten, in früher Verarmung, ein unzugänglich Verschlossenes bleiben.

Die höhere Musik, die Musik der Fantasie, ist eine höhere Akzentuation der Worte, der Bilder, die den Gedanken aufschließen, die ihm die Stellungen nach dem Lichte geben, dessen er zur Klarheit bedarf; daß im Zeichen die Geister der Gedanken, Ideen, Erinnerungen oder Ahnungen,

welche darin enthalten liegen, hervortreten. Und in so weit kann sie wie Malerei sich eine Kunst nennen, oder wie Deklamation, welche durch Töne und Haltungen den innersten Sinn der Worte bis auf ihre Grundlagen im Geiste, den Affekt in den Klängen seiner Gegenwart rc. hervorruft. Alle Kunst ist ein Hervorrufen des in einer Sache enthaltenen Sinnes oder Bedeutung, und Aufschließen des Inhaltes und der Grundlagen in Gestaltungen (wie Philosophie ein Aufschließen dessen, was nur als Gedanke und unendliche Idee — also gestaltlos vorhanden sein kann, so Kunst eine Philosophie der Gestaltung).

Wie weit ist unsere neueste Musik, die noch kaum bis zur Frage dessen, was sie eigentlich konstituire oder soll, gelangt ist, hiervon entfernt! — ein Spiel des Ohres oder geometrischer Fortschreitungen. Stellt sie etwas dar, d. h. sucht sie in ihren Zeichen etwas anders als das Zeichen selbst, und den Farbenwechsel, der in seinem Hin- und Herwenden am Lichte entsteht?

Auf zwei Elementen (Principien) scheint mir (mit Vorbehalt noch andere zu finden), das Dasein der Musik für den Geist zu beruhen.

a) Es liegt im Rythmus ein Etwas, was, wenn gleich alle ihn fühlen, sich doch nirgend erklären läßt. Was Musik hierin — mehr trifft, als zu treffen weiß, gibt meist ihre Wirkung. Wie weit wäre hierin ein Wissen möglich, und auf welcher Bahn der Beobachtungen müßte es gesucht werden? — Wie könnte Musik sich zum Verstande ihres Verstandes bringen?

Musik gibt (unter Beschäftigung angehört, oder mit Bewegungen z. B. dem Marsch einer Truppe, verbunden) ein

gewisses Gleichmaß, ein Cadenziren der innern Schwingungen, das dem Arbeiten, dem Denken, dem Dichten, dem Sinne der Beschäftigung als ein vielfacheres Mahnen und Ahnen, wie ein Gewicht festerer, gleichartigerer Bewegung mittheilt und anfügt. Weil uns Etwas ergreift, werden wir für vieles ergreifbarer. (Susceptibler in einem innern, sinnigern, träumendern, abgeschlossenern Zustand des Geistes für seinen Gegenstand erhalten zu werden.) Wir stehen mehr uns selbst gegenüber, werden uns näher und klarer, indem uns Etwas — auch ein an sich fremdes — auf uns und unser Object mehr zurückführt.

b) Musik ist Hauch aus der Ferne... ein Ausklingen dessen, was in Gedanken sich nicht aussprechen oder beschränken läßt, und doch in Gedanken besteht.

Hierdurch betritt sie den Boden der Kunst und der Dichtung — sie theilt ein Umfaßliches mit, sie hebt Bedeutungen, die nur im Gefühle enthalten liegen (der unerklärlicheren Theile unsers Wesens) durch Erinnerungen, Ahnungen, die mit Klängen verwandt sind (in dem sie auf sie zurückführt) im Gefühle hervor. Sie selbst bedeutet weniger durch sich (deutet durch sich auch nichts), als sie in dem, was schlummert, die Fortschwingung für vieles Andere blos durch seine eigenen Berührungen erweckt. Darum gilt sie, weil sie selbst ein unbestimmtes (ein für nichts Einzelnes in gerader Richtung bestimmtes, also ein an Vielerlei mahnendes) ist. Musik ist Hauch aus der Ferne, der, indem er ein fremdes Leben verkündet, uns in die Lage jenes Lebens — eines klagenden oder freudigen ꝛc. versetzt.

10. Jenes **Jahrhundert** Ludwig XIV., mit seinen kleinen Locken in großen Perrücken, Reifröcken und wun-

derlichen Verzerrungen in allem bleibt eine Aufgabe — woher konnte solch' eine Verartung (selbst in den Künsten, und gerade nach dem Cinquecento) entstehen, sich verbreiten und allgemein werden? Wer dieß gründlich beantwortet, hat negativ auch beantwortet, wie bessere Zeiten sich größer bilden konnten? und warum? — Großes besteht mehr durch eine Mode, als einen eigenen Sinn in den Meisten.

Ich habe mancherlei Hoffnungen, daß es noch besser werden wird mit der Welt, wenn es nur einmal gut ist... d. h. wenn Gutes nicht mehr aus bloßer Tagsordnung und der Eitelkeit, dem gerade Herrschenden sich gleich zu stellen, sondern aus der Erkenntniß selbstständiger Begriffe und einem aus beiden entstehenden Gefallen (Liebe wäre schon zu viel gefordert) hervorgeht. Bis dahin bleibt für die Grundlagen und Möglichkeiten solcher Erkenntnisse zu arbeiten, Gedächtniß und Wissen, Gutes in Gutem vorzubereiten, und Gutes mit Gutem zu erwiedern, dem Gemeinen aber keine Macht und keine Ermüdung über sich einzuräumen, das beste. Was Menschen sich Gutes erweisen, und Besseres wecken, hat, wenn auch beide nicht glücklicher, doch beide besser gemacht. Der empfängt, hat gelernt (oder könnte es), was Menschen werth sind, also eine freudige Erinnerung mehr in seinem Innern. (Erinnerungen sind doch eigentlich unser Inneres, unsere Welt und Eigenthum; auf sie kommt es an.) Der leistet, hat sich selbst im Guten gestärkt.

Das Glück ist von allen übel gewählten Standpuncten der haltlosesten einer, weil es keine Sache an sich, sondern nur eine Folge (eine durch die Dinge entstehende Stimmung ihres Betrachtes, Erzeugniß ihrer Begegnung mit unsern innern, bleibendern oder wechselndern Beschaffenheiten) ist.

Nach dem Wesentlichen (nach dem, was etwas an und durch sich ist) sollen wir trachten. Solches heißt das Leben verstehen; Alles übrige kommt von selbst nach, oder ist wenigstens nicht durch Willkür zu schaffen.

Wem Gott ein freundliches Herz gibt, dem hat er auch Freunde, oder vielmehr — das Vermögen, Menschen freundlicher zu machen, gegeben, weil hülfswilliger Jeder bei ihm seiner entfernenden, starren Hoffart, Eitelkeit, und Selbstverengtheit vergißt. Eben weil Lebensartung aus Erinnerung entsteht, wird, indem man seiner gedenkt, manches Bessere im Gemüthe gesichert. Auf diesen Sätzen — so sehr sie nur das einzelne Leben zu betreffen scheinen, ruht, eben weil sie es betreffen, so manches (und vielleicht das meiste) in der Beurtheilung der Zeiten: Warum sie wurden was sie waren? warum Gutes und Schlechtes in so sonderbaren, oft so plötzlichen Uebergängen (Uebergängen mehr noch als Fortstammungen) sich folgte? Weil Keines auf rechten, also festen oder eigenthümlichen Grundlagen, sondern auf einem an sich schwankenden, zufälligen, fremd Eingedrungenen, mit schlaffem Sinne ärmlich Aufgegriffenen, erwuchs.

Diese Sätze gehören zum wahren historischen Sinn. — Was ist denn Geschichte als Wissenschaft dessen, was aus den jedesmaligen Beschaffenheiten der Menschen erwachsen konnte und mußte? Von Einzelnen ging immer aus, was nach ihren flachen, halbartigen, nie sich selbst klar angehörenden Stellungen und Artungen die Mehrheit zu werden Antrieb und Neigung (bei eigenem Mangel an Klarheit für das Wesentliche) empfing. Sie paßt immer auf das, was andere ihr vormachen... trotzig in dem, was Jeder — für

sich — will, und verzagt in dem, was Jeder (für sich und Alle) wollen soll.

Hiernach ist z. B. das Zeitalter Ludwig XIV. zu erörtern:

a) Nach dem, was vorausging, und das Mögliche des Folgenden im Geiste vorbereitete. Weil man das Heil — das man immer sucht, und nicht bestimmt weiß, worin es bestehe — nicht auf einer Seite fand, suchte man es nun, schnell sich hinüber werfend, auf der entgegengesetzten, in Unterwerfung und überwitziger, alles Grundes mangelnder Verfeinerung, Subtilisirung des Lebens bei viel alter Rohheit.

b) Nach dem, was die prestiges (Hohlbilder) und die in seinen eigenen Neigungen gefundenen Zeitbewunderungsfähigkeiten eines einzelnen Mannes, und derer, die sein Beispiel und Wille zunächst ergriff, hierbei gewirkt.

c) Nach dem, was aus dem Erfolge, und der aus ihm sich immer näher bestimmenden und immer mehr entwickelnden Selbstbewunderung, was aus der gleichzeitigen Beschaffenheit des übrigen Europa, aus einem lebhaftern Verbrauche und Erwerbe, aus einer unklaren Erstarrung in allerlei Halbbegriffen, Umständlichkeiten und Formenwichtigkeiten, hervorging.

Weil der Geist selbst ein fremdartig, aus allerlei Bruchstücken und Halbentwicklungen haltlos gemischter war, (der sich aber eben darum so viel dünkelnder und zäher an alles anklammte) konnte nur Aehnliches entstehen.

Weil man in keiner Sache, nach festen Principen, seiner selbst recht gewiß war, konnte bei aller Starrheit in Einzelnem, nichts Einfaches — welches nur die Folge, die Rück-

führung auf fest erkannte Principien ist, — und weil nichts Einfaches, nichts wahrhaft Großes, d. h. dem innersten Wesen der Kunst und des Lebens Angemessenes gefallen und erwachen.

Noch stehen wir, durch die Menge der immer neuen Akzelerationen, in den Folgen einer Zeit, einer Gährung, die stufenweise von der Auflösung der Mittelzeit in diesem Gähren bis auf uns fortschreitet, in jener Periode durch ihre schärfern Gegensätze gegen das Alte sich am deutlichsten, und in bestimmter Barokheit aussprach.

11. Hatten die griechischen Künstler*) eine Regel, warum sie das oder jenes nicht bildeten, wonach sie sich zunftmäßig richteten und beschränkten? oder war es bei jedem zum Bewußtsein gelangte Ansicht, wie weit und unter welchen Bedingnissen eine Darstellungsform mehr als die andere der Kunst zukomme, ihre Möglichkeit oder höhere Forderung nicht zu einem mißlichen Spiele machte?

Außer den Teniers und Bamboccaden, vom schlafenden Faun bis zum Schweinsieder, durch die ganze Reihe der gemeinen Figuren der Faunen und der Bachanten hindurch, kenne ich von Werken der größern und geschichtlichen Bedeutung, wo sie den Ausdruck, den besondern Effekt über den Charakter als ein einzelnes, nicht aus dem Charakter mit hervorgehendes, gesetzt, und die Mittheilung eines einzelnen Affekts zum ausschließlichern Zweck gemacht hätten, nur No. 716**) die sogenannte Danaide, der Staunende No. 699, der sagt — da weiß ich nichts zu sagen; ich begreife es nicht!

---

*) s. S. 69.

**) Die Nummern beziehen sich auf das römische Tagebuch. D. H.

mit verstörtem Gesichte (effaré) und doch halb zugedrückten Augen, wie einer, den ein schreckhaft Unbegreifliches anfällt; ein Bild, voll gesuchter, nicht erreichter Großheit, wahrscheinlich aus Hadrians Zeit; und die verwundete Amazone etwa, doch herrscht in ihr schon Charakter.

In Laokoon, den Nioben, oder einzelne Kämpfern, — ist's nur immer die höchste Stimmung, welche eine außerordentliche Lage dem Charakter mittheilen muß, und in der er selbst uns um so schärfer und einziger hervortritt.

Eben das, daß sie das Allgemeinere der Menschheit, den Ausdruck des Affekts, dem Besondern, dem individuellen des Charakters unterordneten, und nur durch ihn abschatten, und in seinen Stimmungen durchschauen ließen, und doch wieder das Allgemeinste (in der Person sowohl, als im Menschen, nämlich das, worauf all' seine Handlungen beruhen — die Summe aller in ihm gemischten Anlagen nach ihren Energien und Verhältnissen) den Charakter... das was Allen zukommen muß, aber Jedem auf seine besondere Art und Grade zukommt, in dieser Auffassung und mit der größten Bestimmtheit zur Grundlage ihrer Kunst nahmen*); eben ich möchte sagen, diese personificirte Anthropologie, die in den Formen, welche in jedem Charakter vereint zu sein pflegen, den Charakter selbst auf das deutlichste auszusprechen wußte, — das unterscheidet sie in der Totalität von der neuern Kunst; nicht

*) Ueberall das Streben, den Geist, der sich mit großen Dingen beschäftigt hat und in seiner Eigenthümlichkeit Eins geworden, als den Geist darzustellen, wie er vom einzelnen Dinge affizirt wird, erhoben aber mehr durch ihre als seine eigene Kraft. Darum liegt überall in ihrer Schönheit auch die Bedeutung derselben.

in deren Anfange (sie suchte denselben Weg nur noch nicht klar) sondern in ihrer spätern Ausbildung.

12. Manier und Styl*) (die Neuern haben mehr der ersteren, die Alten mehr den letztern.) Das Beste hat Goethe darüber. (Fragmente und Reisen nach Italien). Beide verhalten sich wie Behelf und Sache.

Beide entstehen halb aus Bedürfen, halb aus Nachgiebigkeit; (dächte jeder an die Nachwelt, und weniger an die Stimme der Umgebung, die ihm zu essen gibt, aber keine Dauer, — so würde die erste weniger sein als der letzte.)

Und wenn auch nur das Auge sich nach und nach gewöhnte, auch ohne Urtheil, daß es in der Macht der Reminiscenz das Höhere, Gesehene neben das Selbsthervorgebrachte stellt, daß es die fortwährende Beschauung und Nichtbefriedigung im stets Unvergeßlichen erzeugt, so wäre schon gewonnen, wenn die Kunstjünger das, was ihnen Rom darbietet, etwas fleißiger und demüthiger, und ohne an die Schlagworte ihrer in Regeln aufsteigenden Schnellurtheile zu denken, besuchten; die höhere Manier würde wenigstens sich durch das Auge, der höhere Styl, bei denen, deren Geist auch das tiefere Sehen hinzusetzt, begründen.

Die Kunst ist keine Nachahmung, kein Wiedergeben der Natur; der Natur nemlich in ihrem Stoffe und materiellen Formen selbst, sondern eine Sprache, ein Auffassen derselben in ihrem Geiste.

Die schönste Form wird in ihrer Abmodelung flach, weil in der Abmodelung selbst die Erstarrung, nicht aber jenes Leben ergriffen (hervorgebracht, dargestellt) werden kann,

*) s. S. 101.

das unsern Augen in tausend unfaßlichen Schwingungen (Vibrationen) sich kund thut, und nur von dem mit einem solchen Auge verschwisterten, und in ihm für seine Gefühle im Hervorbringen sich feststellenden, sich selbst zur fast bewußtlosen Richtung werdenden Geiste (so wie das, was den Charakter und das innere Sein eines Menschen betrifft, (aufgefaßt und ausgedrückt werden mag.

Canova zeigt auf den aus Athen gebrachten Torso als eine Rechtfertigung seines eigenen Strebens, das zu ehren ist, weil er mehr als Andere die Alten studierte. Aber es ging unter weicher Verflößung (als dem, was seinem Auge das Geheimniß der Alten zu enthalten schien) und Anmuth (und dann wieder zuweilen durch Uebertreibung, die aus M. Angelo stammt) jene Richtigkeit und Stärke der Alten verloren, welche zum Theil aus der Großheit der Ideen (die sie als eine größere, entwickeltere Männlichkeit in allen Dingen und Ansichten des Lebens vielfach nur ihrer Zeit schuldig waren) zum Theil aus einer ihrem Auge sich immer zeigenden, unter taugsamer Beschäftigung stark gewordenen, reifern Natur und der Strenge ihrer Erforschung und nothwendigern Festhaltung an derselben (da ihr ganzes Leben sie weniger zu leeren Spielen einer müßigen Fantasie hinzog oder zuließ) zu einer Freiheit hervorging, die, weil sie das Tiefste sich eigen gemacht (und nicht blos ein Aeußeres und Einzelnes gewollt), nun alles durch alles zu beherrschen, alles mit allem zu vereinen, stark genug war; immer nichts Einzelnes vergaß, und doch alles Einzelne einem einzigen Begriffe unterordnete. Immer im Breiten das Bewegte (schon die hadrianische Sucht im Ersten mit besonderer Manier, d. h. gesuchter und beglaubigter Vereinzelung, die Großheit, das Große auszudrücken) in der

geometrischen Stellung der Theile doch jenes Verschwimmen in einer Malerei durch Formen und einem magischen Lichte, das alles zeigt, und doch nichts überherrschend werden läßt.

Bei Canova wird, was sich heben soll, eine runde Aufschwellung, eine gepolsterte Aufflächung (die sich im schärfsten Lichte meistens als eine in einander geronnene Magerkeit darthut), was sich auf jedem Punkte einzeln zeichnen soll, ein abgeglättertes Verschwinden ins Ganze, statt eines Aufgenommensein's ins Ganze; kein Theil besteht durch seine eigene Kühnheit, Schärfe und Stärke.

So entgeht ihm gerade sein wahres Verdienst in einer zu einseitigen, ausschließlichen Auffassung und Erstrebung desselben.

Aber Jeder ist mehr oder weniger das, was er sein will und sein muß durch eine eigenthümliche oder angenommene Artung, je nachdem seine frühesten Eindrücke und Begriffe sich ihm feststellten, durch eine alles in sich aufnehmende und fassende Richtung seines Geistes.

Der Künstler wird immer nur das, was er als Mensch und durch Umstände zu werden geneigt wurde. Der Styl ist das Werk der Natur und des in innigster Vertrautheit mit ihr freiesten Geistes. Die Manier des in der Individualität der Anlagen und der Verhältnisse gebundenen Stillstehens bei Behelfen (das zu frühe Bekanntwerden mit dem, was unter einem gewissen Punkte zur Wirkung gelangt).

Ehre dem, der Besseres mit treuem Sinne suchte, wenn er auch nicht alles Bessere fand.

Styl im eigentlichsten Sinne kann doch nur das Körperliche treffen und dessen Beherrschung andeuten. Er ist die in seinen Formen erkannte richtige Uebereinstimmung mit dem

Geiste, der es bewohnt... das zur Freiheit gediehene Mittel, es durch den Geist, durch das, worin er sich spiegelt und spielet, nach Willkür zu bezeichnen. Es muß also noch etwas hinzutreten... die Kenntniß dieses Geistes selbst und seiner Auffassung in der Menschheit unter der genauesten Individualisirung jedes Charakters nach der ächten Stufenfolge des Großen und Größern, des Kräftigen und Kräftigern, des Erhabenen und Erhabenern im moralischen Sinne der Welt selbst.

Der Styl kann von Einzelnen in seiner vollen Reinheit erreicht, und durch die Schule (wenn er gleich nicht ihr Werk ist) erhalten werden; sich selbst in Manieren untertheilen, und nichts weiter als Manier, nur eine höhere sein, oder das Größte im Style, sein Eigentlichstes in Halt und Sinn, auch mit höchst unvollkommener Ausführung vollkommen dargestellt werden. Beides beweist, daß er selbst noch ein von jenem Geiste getrenntes, wenn gleich nur in seinem Ursprunge durch ihn hervorgebrachtes sei.

Formen und Forderungen können so gut ein Ueberliefertes, und Zeiten durch Ueberliefertes zu großen Erscheinungen gehoben werden, als durch selbsteigenthümliche Findung. Nur auf dem w i e im innersten Leben beruht der Unterschied. Dieselben Menschen würden nichts Großes hervorgebracht haben in andern Zeiten, die Erfinder immer.

Die Kunst (das Leben selbst, das doch auch eine Kunst ist) ist nicht die Natur selbst, sondern nur eine Sprache, das in ihr Erkannte, Enthaltene auszudrücken. (So weit man es erkennt, eine Darstellung und Wiedergeben des Erkannten.)

Der Styl in beiden — denn in beiden gibt es einen und meist einen wechselseitig entwickelten und verwandten — ent-

steht also aus der Kraft und Stellung, mit der die Natur, die unendliche und durch sich selbst bestehende, die an keine einzelne Form gebundene, durchdrungen, und zu wahrhaftem Verstande der Ausübung gebracht wird.

Die Manier also, ein Stillstehen in diesem Streben, ein träge und hoffärtig still stehendes Hinüberhelfen durch allerlei Kunstgriffe, oder Ueberspringen zum Effecte: eine Täuschung für andere, eine Gewöhnung für sie, eine Beschwichtigung, daß nichts weiter zu thun sei für Alle.

Darum bleibt immer etwas Styl in der Manier, und etwas Manier im Styl*). Sie verhalten (als Wirkung desselben Geistes, der in allen mit denselben Anlagen und nach verschiedenen Anwendungen und Richtpuncten handelt) sich nur wie die Quantitäten des Erreichten und des schief oder halb Erreichten; wie Länge und Kürze des Weges zu demselben Ziele; wie die Quantitäten des freiern oder gebundenen Geistes, der Entwicklung zum Unendlichen oder der Verartung im Willkürlichen der Fantasie, die sich erweitert bis zur richtigsten Führung alles Großen im steten Blicke auf das erste, und einer steten Beharrlichkeit an seinem Wirken, (die man Gefühl nennen kann, durch welche der mächtigere Geist, in Kunst oder Leben, das, was er groß erkannte, auch unter denselben Formen wieder zu geben sich halb entkräftigt, halb durch innern unerklärbaren Sinn fast bewußtlos getrieben findet,) oder jener bis zur bloßen Einbildungskraft des hohlen Buchstabens und des Wissens herabgesunkenen, zwischen

*) Darum, so lange in unserm Leben, auch in der Kunst kein höherer Styl entstehen wird: und all unser Verdienst nur darauf sich beschränken kann, den Faden eines einmal Vorhandenen nicht ganz für die Nachwelt verloren gehen zu lassen.

ihrem eigenen objectlosen Streben und Fassen ohne Umfassung, Reiz ohne Bestimmtheit, und Gestaltung ohne aufrecht haltende Idee mit sich selbst entzweiten Fantasie.

Die in der Umfassung wahr fassende und wahr schaffende — die Fantasie im Künstler und im Menschen ist doch ihrem größten Theile nach nichts anders, als die in steter Betrachtung der Natur und ihrer Bedeutung erworbene (mit sich selbst zur Klarheit gediehene) Fähigkeit (gleichsam ein inneres Müssen und Fordern) sich alles unter jenen Bedeutungen vorzustellen, überall also die höhere Natur so strenge in sich aufzunehmen, daß der Ton aller Hervorbringungen, alles Wollens und Fühlens sich hierdurch entscheidet.

Denn Fantasie selbst, als im Menschen Vorhandenes, ist ja (wie Alles) nur Vermögen aufzufassen (nach eigenen, durch nichts Falsches verkümmerten, verblümten Maßen) was die Natur zeigt, sich selbst für ihre weitere Durchdringung zu stärken, in ihren Bedeutungen für ein immer Höheres zu erweitern; durch alles dieß wie durch das Gefaßte aber immer fester, reicher, gediegener in sich; ein im Gebrauche am Objecte zum Producte der Kraft gelangendes Vermögen.

Man mag auch noch so viel für richtige Kenntniß und Zeichnung des Körpers (in der Kunst, wie im Leben) veranstalten; das Gesicht, als der wahre Spiegel des Gemüthes, und sein Studium als das, was auf das Gemüth leitet, und in seinen tausendfältigen Gestaltungen, durch eine nothwendig tiefere Auffassung des Menschengeistes überhaupt, die Fantasie zugleich erweitert, und auf ein Höheres feststellt, bleibt doch das, was die übrige Figur, ihre Verhältnisse und Bedeutung, ihre Handlung und Formen erklärt.

Wir können am Rumpfe des Herkules wohl ahnen

und beklagen, welch' ein Kopf diesem allem, und welch' ein Ganzes dem Meister, der einen so herrlichen Theil hervorbringen konnte, obschweben mußte, wir können das Einzelne am Einzelnen als richtigst verstandenes erkennen, aber seine wahre Bedeutung bleibt uns darum doch ein Geheimniß. Nur das Wissen, nicht den Geist des Künstlers, der jedem Theile in der Großheit des Ganzen seine Bestimmung anwies, nicht was Herkules dachte, und sein Meister ihn denken ließ, können wir entziffern.

Der Kopf, als Concentration aller höhern Bedeutung und Beschaffenheit bleibt doch das, was alles erklärt, was Maß und Sinn des Ganzen darreicht, und also auch das, woran die Kunst ihre Erweiterung und ihrer eigenen Bedeutung richtige Idee empfangen muß. Er ist und er führt auf den innersten Kern des Seins (des geistigen), aus welchem erst alle Stadien nach ihrer wahren Bedeutung und Sinne sich ergeben.

Er nöthigt den Geist, sich mit den Beschaffenheiten des Geistes zu erfüllen — dem Schlüssel alles Großen und Schönen. Hieran hielten sich vor allen die Griechen, (die alten Meister jeder Kunstentstehung). Ihnen war die Schönheit nicht blos ein Angenommenes, eine Lust, sondern die vollkommenste Uebereinstimmung im Charakter. Darum bleibt ihr Faun mit dem richtigsten Körper, durch seinen Kopf doch immer ein roh gemeines oder gutartig freundliches Wesen. Ihr könnt auf Praxiteles Faun (den man ihm zuschreibt), jeden jungen Heldenkopf setzen, ohne Störung der Bedeutung; denn wohlgenährt kann auch wohl ein freudiger Degen sein, und der Muth wohnt bei Kraft in Faunen wie bei andern. Der Kopf gilt allein, durch die Art des Gebrauches,

den er ver'pricht, und die Ideen, durch die er sich den Muth und die Kraft zu Gehülfen macht; so gibt er Allem Bedeutung und Entscheidung. Man kann auf einen Junokörper einen Hygieienkopf und s. f. pflanzen; die Bedeutungen werden mit dem Kopfe sich ändern*).

Was unterscheidet Shakespeare von jedem andern? Wahrhaftig nicht was seine Leute, sondern wie und wo und wann, und unter welchen Beziehungen (zum Ganzen) sie es sagen ... ihre geistige Phisiognomie, die Gewißheit, daß solch' eine Rede nur aus solch' einem Geiste in solch' einer Lage kommen konnte. Einzelne schöne Stellen und erfreuliche Gestalten sind Andern eben so wohl gelungen, aber kein so gleichstimmiges Leben in der Beherrschung aller Theile durch ihren Mittelpunct; selten. Sie sagen mehr, was sie oder die Dichter wollen, als sie thun, was sie sagen; mehr Sprach- als Sachgestalten.

Was unterscheidet Rafael**) von andern und sich selbst in seinen verschiedenen Epochen? die unendliche Fülle und Tiefe, Wahl und Charakter seiner Köpfe. (Hierin den Griechen befreundet, zumal in seinen frühern Zeiten, als die Ueppigkeit des Lebens ihn noch nicht ergriffen, als er in eigenem Gemüthe noch das Fremde begriff.) Man lernt nur durch ihn und an ihnen, was die Kunst soll, und was die Kunst

---

*) Man fühlt dies am meisten an schönen Gestalten mit neuen Köpfen ergänzt. Das Detail spricht ... schöne Schultern, schönes Gewand rc. und zeigt sich die Vollkommenheit des Theiles als Theil; aber das Ganze sagt nichts, wie es dem, der es ergänzte, nichts sagte.

**) s. S. 14 und S. 120.

kann. Körper haben andere oft eben so gut gedacht und gestellt, in manchen Beiwerken ihn übertroffen, im Geiste fast nie.

Es ist hierdurch noch nicht gesagt, daß nicht, wie durch Alters Stufen, so durch stete Beschäftigung und herrschenden Hang des Lebens und der Antriebe auch der Körper einen Charakter annehme und sein Sprechendes habe. (Auf einen wohlgenährten Körper ein schwachkränkliches Gesicht, oder ein vollblühendes auf einen entnervten, würde sich selbst aufheben; ein Herkules-Apoll, oder ein Bachus-Torso sind sehr wohl zu unterscheiden, und lassen sich mit dem Charakter selbst nicht vertauschen.) Aber nur in einem weit mindern Umfang und mehr in der Bedeutung physischer als geistiger Entwicklungsgesetze, mehr in der Bedeutung des dem Leben untergeordneten, als des das Leben herrschend Gestaltenden.

Manches im Baue seiner Glieder hat auf das Werden eines Menschen rückwirkenden Einfluß, geschicktere Finger z. B. geben für Manches die Neigung durch das Gelingen des Versuchten. Aber das meiste, was hieraus erwächst, muß die Kunst der Poesie, Philosophie, oder Biographie überlassen, sie, die uns einzelne Momente des Menschen in That oder Stimmung, und das, was er überhaupt wurde, darstellen, nicht aber den Hergang und die Geschichte seiner Entwicklung in Denken und Empfangen erzählen kann.

Was man historische Malerei (oder besser Historienmalerei) benannt hat, ist dem Geiste nach historisch, indem sie Thatsachen unter Bedingungen entwickelt darstellt, die ihre eigene Wahrheit durch Beschaffenheit der Personen, des Ortes und der Zusammenkunft, Umstände und Motive in sich tragen; dem Wesen nach nur Auffassung eines historischen Resultates, dessen Vorausgehendes und lange her Erzeugen-

des, so wie dessen Nachentstehendes (das eigentliche Princip der Geschichte als Umfassung der Zeit in der Stromfolge alles Geschehenen und Erfolgenden) weit außer dem Umfange der Zeit, den sie in sich aufnehmen kann, liegt.

Im Unterschiede der Zeit und des Raumes, in der Art, sie zu bezeichnen, liegt der vorzügliche Unterschied der Künste und der Gegenstände, über welche ihr Reich sich erstreckt.

Rafael malte früher mit unendlichem Fleiße seine Köpfe in der Disputa aus, ohne die Großheit des Ganzen oder die Macht in seinen Anordnungen dadurch zu vermindern. Noch stand er mit seiner ganzen Natur rein an der Natur selbst, er gab aus der Fülle seines Geistes, wie er durch sie in sich zog. Später ließ er durch Fertigkeit, Beispiel und vielleicht überhäufte Arbeit sich verleiten, überzugehen (freilich in seiner Art) auf eine mehr zum Effect berechnete Ausübung, auf eine Betonung, die in sich selbst ein Ganzes, die Durchführung des Einzelnen minder nothwendig machte. Er wirkt schneller, fortreißender in diesen, tiefer, bleibender, ewiger in seinen frühern Werken. Er ward nicht so ganz mehr wahr, und mehr das, was andere wollten. Er gab, durch Leben und Streben fortgezogen und aus sich selbst entnommen — einen Theil seiner Tiefe und das, wohin sie ihn führen konnte, auf, um sich andern gleicher zu stellen. (Er gab sich mehr hin an ein malerisches Wirken durch's Bild, als das geistige Ergreifen im Geiste der Gestalten selbst, und verminderte diese nicht, aber erweiterte jenes mehr, so daß es für das Auge das Uebergewicht bekam, und mehr anzog, als das andere. Er wurde nicht größer dadurch, wenn gleich frappanter in manchem*).

*) Sein Gesicht ist der Typus seiner Formen, so verwandt war alles in ihm dem, was ihm am deutlichsten vorschwebte und erkannt

13. Ausdruck ist zu unterscheiden von Bedeutung und Beziehung — alle drei von einander*). Ihre Durchkreuzung, Grundlagen und Gegenstände, in und an denen sie sich begegnen, oder sich zu wechselseitiger Erregung, oder zu einem Koordinirten des Vereins, oder des getrennten Nebeneinanderstehens werden können (ihre quantitative Mischung oder ihr quantitativ getrenntes Dasein hierbei); das, was aus dem Ganzen, und durch dasselbe auf das Einzelne und v. v. hinüberspielt; oder wie durch Stelle und Verknüpfung, das eine oft zum andern werden kann?... ist logisch nur selten, real wegen ihres steten Ineinanderfließens, noch schwerer zu bestimmen, d. h. zu sagen: so weit ist's Ausdruck, so weit Bedeutung, so gibt sich das eine, so das andere. Das macht eben die Kunst, wie jedes Wissen und Treiben, so schwer, daß sie so viel mit imponderablen Stoffen und Mischungen zu thun haben.

Alle drei sind nicht Arten (qualitative und quantitative Stufen) von einander. Nuancen oft, uud doch so wesentlich verschieden, bald ein besonderer Ton des Lichtes, durch welches über nebeneinander stehende oder einzelne Dinge ein besonderer Charakter, eine Wirkung zu Durchdringung und Erkenntniß ausgeht, bald das sich selbst aussprechende jeder Sache durch sich.

---

war. Fast, scheint es, blieb er in weiblichen Köpfen seiner frühern Art getreuer bei der spätesten, als in männlichen. Er malt Priester und weichere, denkende, stille, empfindende Menschen besser als Helden und Starke.

*) Es liegt in einer richtigen Analyse dieses Wortes das Meiste und Beste, was sich über Kunst und das innerste Princip ihres Gesetzes sagen läßt oder finden.

Der Takt nur erkennt sie für das, was sie sind, und fühlt, was sie gebe oder geben. Der Begriff kann sie nur ihrem mindesten Theile nach fassen und geben.

Die logische Erkenntniß derselben steht immer außer der Anwendung, oder hilft nicht, oder wenig, zu ihr. Sie können nicht in ihrer Ausübung — nur als Ziel, nach dem man trachten soll, auf das man in Beispielen und Vorbildern verweist — gelehrt werden, dem, der Etwas und sie hervorbringen soll. Aber dem, der Etwas betrachtet, ist nützlich, sie nicht zu verwechseln, für ihre Unterschiede aufmerksam und fähig zu sein. Für ihn kann eine wissenschaftliche Trennung und theoretische Behandlung derselben, zu schärferer Beurtheilung, so wie für den, der etwas macht, nicht im Machen selbst, sondern zu eigener Prüfung des gemachten (und Nachhülfe) dienlich sein.

Wie weit Ausdruck und Bedeutung den Styl bilden, oder Theile desselben sind, wie sie zu Manier führen und werden können, ist dann zu erörtern. Was jede Zeit, nach ihren besondern Stufen und Beschaffenheiten dafür annahm, gehört zur Geschichte der Kunst sowohl, als auch der Menschheit; und für beide wäre ihre klare Auseinandersetzung, die Bestimmung qualitativer und quantitativer Stufen, und dessen, worin man sie suchte, vielleicht das nützlichste. Denn Ausdruck, als der Ton, das Wort, durch welches sich Menschen wechselseitig zu erkennen geben und erkennen, als das, wodurch sich bestimmt, was zu lieben, zu fürchten, zu achten, zu fliehen sei, als habituelle Form, in welche der Mensch durch seine stetern Beschäftigungen übergeht... Bedeutung als Auffassung alles Menschlichen vom Höchsten bis zum Kleinsten dessen, was er soll oder will, vermöchte oder vermag,

erstrebt oder verläßt ... greifen ein in alles, was vom Menschen sich denken oder sagen, oder zur Beobachtung ihm auferlegen läßt. Und sprechen eben hierdurch aus, was jedes Jahrhundert hiervon dachte oder forderte, oder als das Tüchtigste sich vorsetzte und trieb.

Wenn wir an den Aegineten sehen, wie jenes Volk oder jene Zeit, mit der meisterlichsten Kenntniß des Körpers, fast bei derselben Form des Kopfes und ihren Wiederholungen stehen blieb, wie sie allen Ausdruck, Modulationen der Bedeutung in den Körper zu legen suchte und wußte, und jene unendlichern Modulationen des Gesichts vergaß oder nicht auffaßte, so kann man fragen, wie eine Kunst ihren größten Reichthum vernachlässigen oder übersehen, oder nicht weiter fortschreiten konnte, die in andern Dingen so hoch stieg, und so genau beobachtete? Oder wie ein Volk beschaffen sein mußte, das eine solche Kunst hatte (ob es z. B. eine Vorliebe für eine gewisse Art Manier hatte, oder ob religiöse Typen wirkten, oder hatte sie eine Art Zunftbild?)

Denn daß es schwerer sei, die Behandlung, die Auffassung, die Ausbildung des Gesichts zu finden, daß es der frühern Entwicklungen Kraft und Auge und Hand übersteige, widerlegt sich gerade dadurch, daß unsere neu wieder auflebende Kunst gerade am weitesten vor war, und Köpfe von großer Schönheit und Ausdruck zu machen wußte, als die Körper noch trocken, mager und unbehülflich da standen.

Daß diese Aeginetenkunst so vollkommen, so charakteristisch und so groß im Körper war, ohne im Gesicht zu dessen gründlicher Bedeutung gelangt zu sein, bleibt eine für viele Beziehungen wichtige Erscheinung.

14. Man hat gut Theorien schreiben über die Schreib-

kunst der Alten. Sie waren durch das Leben selbst, durch Krieg und Frieden im Staate gebildete Männer. Eigentliche Literatoren, wie die späteren griechischen Magister und Erzieher und Senekas gab es noch nicht. Ihre Arbeiten entstanden aus ganz andern Quellen. Ihr Ton aus einer natürlichen Nothwendigkeit. Sie schrieben nach langer Erfahrung in dem Alter, wo man eigentlich schreiben soll, und, fast nur dafür noch brauchbar, nicht viel anderes mehr kann; wo es ihnen mehr darum zu thun war, was sie erfüllte, sich klarer zu ordnen, sich selbst klarer zu werden nach so vielen Stürmen, und hierdurch auch Andern. Daher nimmt auch alles den ruhigen Gang von Reminiszenzen, der bestimmenden Ueberschauung des Erlebten, also einfach und klar. Den Ausdruck, die Sprache, die Macht und das Maß in beiden, hatten sie geübt und gebildet vor großen Versammlungen, wo es galt, Vielen deutlicher zu werden, Viele zu bewegen nach den Kenntnissen und Leidenschaften der Zeit. Daher ist an ihnen wenig zu lernen, als es — zu machen, wie sie; sich zu üben durch Thätigkeit, zu stärken durch Erfahrungen, sich mit lebhaftem Antheile für höhere Objecte in großen Angelegenheiten zu bewegen; oder negativ, indem man den Ton, in welchem ein durch große Erfahrungen gereifter, männlicher Geist sich ausspricht, als Norm annimmt, an welchem die Tiefe jedes andern Geistes, die Bewährung seiner Productionskraft und die Tüchtigkeit seines Ausdrucks sich prüfen läßt. So schrieben Herodot, Thukydides, Tazitus ihre Geschichten. Eine eigentliche Kunst zu schreiben hatten sie nicht. Als sie sie bekamen, war die Sache selbst schon verloren. Die Schulen der Rhetoren, wenn gleich Cicero von ihnen gelernt zu haben glaubte, oder auf manches vielleicht dadurch früher aufmerksam gemacht

und zu eigenem Nachdenken dadurch früher gereizt wurde, (und dieß ist's eigentlich, wozu die Schule nützt, nicht das eigentliche Lehren) haben weder Cicero gebildet, noch die Kunst erhalten, als der Mangel großer Verhältnisse Großes nichts mehr entwickeln konnte, als am Kleinen, das Kleine zu immer engerer Ausbildung kam, als die Wissenschaft mit dem Reize ihrer Verwendung (der eigentlichen wahren Quelle aller menschlichen Fortschritte in Künsten und Wissen, oder ihres Verfalles) verschwand.

Später hatten auch sie ihre Schreiber, ein modernes »Buch aus Büchern machen« — ihre Kommentatoren, Epitomatoren, ihre Haus- und Hofgelehrten, das Treiben um Marktpreise und Reputationen. Nur darin um so schlechter als wir, weil ihre Gelehrtheit zum Hand- und Brodwerk höherer Sklaven und Freigelassenen wurde, weil, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Sitten des Zeitalters nicht den rechten Sinn und Achtung derselben gaben, und die reichen Leute ganz andere Dinge zu thun hatten; weil die griechischen Abbées und Doctoren nicht die rechten Leute dazu waren; weil selbst ihr Buchmachen nicht zu der vielseitigen Ausarbeitung und Bewährung kommen konnte, durch welche bei uns so Manches zu besserm Gebrauch und Berichtigung ins Leben tritt; weil es gerade dadurch eine abgesonderte Schule oder Sekte bleiben konnte und mußte; endlich weil ihr Wissen aus Erfahrung entstanden, deren Zeit vorüber war, und deren man sich gerne entschlug oder entschlagen mußte, eines Theils oft geeignet war, die Absonderungen aus dem Leben zu ertragen, andern Theils aus schon früherer Absonderung blos spekulativer, metaphysischer Doctrinen erwachsen, von Erfahrung abzog, und von vielen, das Leben näher angehenden

Zweigen, von allen auf Staat, Charakter, Natur, Kunst, Gewerb, Handel, Oekonomie, sich näher beziehenden, aus eigener Hoffart sich ausschloß. Alle Wissenschaften standen systematisch vereinzelter (wenn gleich zufällig oder in ihren Grenzen vermischt) als jetzt. Keine half der andern zur gemeinsamen Erklärung. Darum schloß sich alles immer enger und einseitiger in sich, und immer mehr aus vom Leben.

Am meisten bezeichnet sich hierdurch jene Zeit und die Umstände, welche sie hervorbrachten; ein überfeinertes, in Abstractionen, Willkühr und Dialekt, Ansichten, aufgelöstes Wissen bei Unwissenheit und Berührungslosigkeit mit so entfremdeten Kenntnissen bei den meisten; ein wissentliches Treiben, das, in sich selbst abgeschlossen, weder mit der Natur, noch mit dem eigentlichen Sein der Menschen sich begegnend, seiner eigenen Willkühr ohne Begegnung und Berichtigung hingegeben, den Menschen nur als ein Objekt der Spekulation, das Religiöse als eine geheime Kunst, den Staat als gar keinen Gegenstand betrachtend, in sich selbst sich schmeicheln und verwirren, erstarren und verlieren mußte in bloßes Träumen, ohne Einfluß auf die Welt, und darum in sich selbst sich verzehrend. Darum ist nicht zu wundern, daß die Welt immer mehr in Dumpfheit und Gleichgültigkeit gegen alles Wissen verfiel. Was nicht ins Leben eingreift, kann weder einen Werth für das Leben, noch sich selbst bei Leben erhalten. Die Wissenschaft, die selbst nur Object ist, wird ein Unding, denn sie hat nichts, um sich selbst zu berichtigen und zu erweitern. Sie verliert ihr vorzüglichstes — ihr historisches Element.

15. Wie kommt es, daß Poesie, die sich doch so hoher Dinge rühmt, zu allen Zeiten mit den niedrigsten Göttern sich am mei-

sten beschäftigte? —immer kommt auf Liebe und Wein doch aller Verhandlungen zehnter Theil. Vorzüglich hat man die erste in alle Gestalten mehr um sich selbst, als sie mit Anstand zu zeigen, versetzt; zum Grundstein, beinahe zum ausschließlichen, des Romanes und Dramas gemacht, keinen Helden im Heldengedichte ohne Treuliebchen gruppirt, und überall, gleichsam vom Stamm aus (foncièrement) mit dem höchsten Heroismus verschwistert. Zugegeben, daß, nicht durch ihre, sondern eigene Kraft höherer Gemüther bis zum Lichtstrahl verklärt, sie eben dadurch eine seltene Kraft in wenigen Fällen bezeichnet; ist sie geeignet, aus einem Bewirkten in ein Wirkendes, aus einem Erhobenen in ein Erhebendes verwandelt zu werden, und eine so breite Stelle im Gefilde der Dichtkunst einzunehmen? Können wir es, als ein besonderes Ehrenzeichen der Menschheit, als einen Vortheil für sie annehmen, daß es so ist? daß so viele andere Verhältnisse, Vorzüge und Thätigkeiten der Menschen sich oft spärlich in den übrigen Raum theilen? Oder müssen wir es jenen flachen Neigungen zuschreiben, sich immer so gerne in den Kreis gestempelter Wiederholungen zu verengen, und in das vielgestaltige Leben von keiner Seite her einzudringen, als die sich unter den frühesten Herkömmlichkeiten, in ihren gemächlichsten Reminiscenzen öffnete?

Die Liebe, für die man so viele Worte verschwendet, deren sie nicht bedarf, weil sie, größern Theils quod Natura omnia animalia docuit, als solches nie ganz ausbleiben wird, ist von der Natur selbst auf einen sehr beschränkten Raum (ich will nicht sagen niedere Stelle) neben unser Leben hingestellt; (nicht einmal hinein, denn ohne die stete und frühe Erinnerung, die wir ihr leihen, würde mancher thätige, tüch-

tige, mit großen Dingen beschäftigte Mann, sich mit diesem sogenannten Rufe der Natur kaum bemühen), daß es wie jedes Phänomen der Natur als Frage aufzustellen ist, warum die Dichtkunst, diese Rangstelle verlassend, an sie vergeudete, was sie weit höhern Erinnerungen, die nur zu leicht vergessen bleiben, und stets einer höhern Anregung ihrer Kraft bedürfen, schuldig war?

Die übrigen Künste haben sich hierin weit strenger verhalten. Ihre eigene Natur hat sie fester an höhere Formen des Lebens gebunden. Die Liebe läßt sich leichter nach Willkühr in Worten ausmalen, als in Farben und Marmor ausdrücken. Ihre Sublimirung und Subtilisirung, ihre Ueberhöhung und Ueberkräftigung ist so ganz Werk des Gedankens, der nur im Gepräge und Gange des Ganzen sich einen Ausdruck schaffen kann, daß die andern Künste in ihrer Armuth für das, was nicht in äußerer Bestimmtheit sich aussprechen läßt, zurückbleiben mußten. Sie konnten einen entzückten Liebhaber darstellen, aber welche Skala noch zu einem Grandison oder andern Meister im Lieben! Ein Held dieses Faches, der im Romane für seine Geliebte die Welt nach Abenteuern durchfährt, bleibt im Momente des Kampfes für die übrigen Künste wenn sie nicht mit schaalem Allegorisiren sich durchhelfen wollen, nur ein kämpfender Mann. Der Name seiner Herrin mag in seinem Herzen thronen, aber nicht auf seinem Gesichte. Was der Charakter als Kraft seines Ganzen vollzieht, kann die Kunst zeigen; aber nicht welches ausschließliche Bild in Gedanken dieses Kraftgebrauches Anlaß wird; das kann, zu gutem und schlimmen, nur der Sänger.

Es gibt eine Kraft zu lieben im Menschen, wovon die so oft bezeichnete nur ein kleiner, kleiner Zweig ist... das Va-

terland und die Menschheit, Gott und die Fülle alles dessen, was in großen und herrlichen Gesinnungen sich als das Erste des Lebens in Wahrheit und Recht erweist. Warum denn nicht diese höhern, mächtigern Aeste des Stammes und den Stamm selbst?

Die Heldenlieder unserer Ahnen sind verloren. Kriege sind zu allen Zeiten gewesen. In der ganzen Masse deutscher Lieder nur dreißig dem Soldaten passende, erhebende zu finden — war unmöglich. Es blieb bei dreizehn.

Und doch ist unsere Sprache für alles Höhere der Menschheit, Heroismus, edlere Verwendungen so ausdrucksvoll reich.

Die Alten sind nicht frei von jener auf Venus und Bachus abgesehenen Menge. Ihre Künstler haben die erste als etwas Nichtiges, Gemeines, Flaches gebildet; die Züge und Zugehör des letzten als eine Dekoration behandelt, als eine Abartung der gemeinen Faunennatur, als einen Muthwillen für den degenerirten Geist der Zeit, doch immer außer den Gang der hohen Kunst hinausgestellt, verwerflich; zuweilen als Veredlung selbst der rohen Natur, als das Schönere, was auch in einer niedrigern Abstammung aus dem Gemüthe hervorbringen kann. Z. B. der in seliger Gemüthlichkeit und höherer Begeisterung flötende junge Faun, als der einem schönern Traume nachsinnt, und über sein Leben hinaus sich ein Edleres schafft.

Uns fremd sind jene Gottheiten, in welche die alte Welt sich jede Seite der Menschheit personifizirte. Jeder Seite der Menschheit besondere Wesen.

Als die Mittelzeit, der ihre Religion hierüber nichts Besonderes zeigte, aus Erinnerung der frühern einfachen Gestalt, in der sich treue Anhängigkeit unter Kämpfen bewährt hatte,

und der Noth eigener Tage sich ein Bild entwarf, wie das dem Ganzen fehlende Recht durch Verhältnisse der Einzelnen zu ersetzen sei... fiel ihr Blick auch auf das der Geschlechter, und der Liebe wurde durch die Hand derer ein Reich erbaut, die nur das Rechte mit Ernst wollten; in dem die Fantasie, verbunden mit der Scholasticität, bei Ermanglung eines größern Umfanges von geistigen Stoffen sich an dem Wenigen, was sie besaß, durch Herstellung und Subtilisirung, durch Sublimirung und Versetzung zu befriedigen suchte.

So entstand, als in der Nothwendigkeit überall, und in der Fantasie nirgend ein freier Gegenstand sich fand, im ersten, der sich darbot, jenes Hervortreten der Liebe, als des einzigen, an welchem alle großen und schönen, wie alle heitern und fröhlichen Gefühle des Menschen sich zu gestalten Raum fanden. Man mag, als Durchbrechen eines höhern Bestrebens, der Zeit gerne die Armuth eines Gegenstandes, an dem sie sich zu erheben versuchte, als edles Verdienst zurechnen. Aber daß im reichern Fortschritte das dichtende Leben, nichts Höheres umfassend, am ersten Stoffe noch immer verweilte, das wäre zu verwundern, wenn in der Art der Fortschritte nicht das Wunder sich löste. Sie waren der Dichtung so wenig günstig, auf das Unentbehrliche, und den Kampf gegen das Alte so streng gerichtet, sich selbst in der Fantasie so wenig gewärtig, daß sie eher zu feindlichen Stellungen und Spott gegen sie die Neigung, als eine gerechtere Würdigung ihres Werthes gerade durch ihre Erweiterung hervorbrachten.

So, indem die Welt fortschritt, blieb, nicht in der Ausbildung äußerer Formen, aber an innerm Leben, Stoff und Weltumfassung, die Dichtung auf ihrer eigenen Bahn um Jahrhunderte zurück, etwas auf sich selbst so Abgeschiedenes,

daß man wohl sagen mag, sie habe nichts gelernt und nichts vergessen.

Zu noch vielfacherer Rückhaltung gesellte sich beim Aufleben alter Literatur, jener Zeit Schnack, unter gelehrten Klingwerken bei. Man vermeinte mit dem Spiele hohler Formen gefunden zu haben, was die verrufene, bemißtraute, gleichgültig oder lächerlich gewordene Fantasie durch Witz und Gelehrtheit, durch neue Anmuthung ꝛc. alter Klänge, dem Zeitalter näher und zu Ehren bringen konnte. Es war so leicht, und paßte dem Zeitalter, mit dem, was an sich wenig Sinn hatte, in tausend Versetzungen recht ergötzlich, das Nichtige noch nichtiger zu behandeln. Es hatte in sich keine Schranken; Hofmarschälle spielten mit Amoretten, und Balletmeister hatten immer neue Masken. Die Gelehrsamkeit lieferte, was die Lust brauchte. Zytherens altes Reich war erwacht, und konnte mit Anstand zeigen: was jeder in seinem Sinne verstand. Der Witz erhielt im Herzen oder das Herz in Witze, die Gelehrtheit in beiden, und des Ernstes platte Nüchternheit eine so angenehme Nachbarschaft, daß Niemand an seinem eigenen Witze und Herzen zu zweifeln Ursache fand. Alle waren befriedigt. Wer nicht von Aphroditen las, sah sie wenigstens deutlich an Plafonds und in Balleten auf ihrem Schwanenwagen aus den Wolken herabsinkend, und der ernsthafteste Mann konnte seiner Nahestehenden die Hand drücken.... sprechend: So, o Himmlische, sieht sie aus, die du in dir trägst in Worten und Werken, wie am Tage, da sie dem Meerschaume entstieg! und s i e konnte ohne Scheu die Morgengabe der Huldigung mit einem andern Gott wiederlegen, und Beide hatten sich verstanden, wie man sich denn mit einem bischen Gelehrsamkeit immer am leichtesten versteht, und

ihre Herzen konnten sich begegnen, wie die Begegnung am dritten Orte es erwies *). Endlich kam man auf mancherlei Umwegen und bis zur frechsten oder witzigsten Enthüllung des in diesen Worten vermeinten, durch Sitten ohne Sitte, und Feinheit ohne Feines, an der Hand der Amoretten und Amorinen, mitunter auch auf eigene Erfindungen durch Stufenfolgen; auf die Poesie des Mondes und seiner Thränen, des Jammers und seiner Empfindsamkeiten, der gefühllosen Welt und ihres nichtswürdigen Unverstands, himmlischer Seelen und unendlicher Gefühle; und wieder zurück zum Schnitzwerk ritterlicher Einfassung, auf Meister Lobesam und edle Reken, zu alter Tage freisamen Gethürmern ohne Tag, und des alten Lindwurms kühnen Abenteuern ohne Wurm und ohne Kampf; zu einer Welt, die die Welt nicht kennt, und einem Idealismus, der die Hoffnung künftiger Hoheit bis zu den Maßen überirdischer Seligkeit in sich auf- oder vorausnahm, so daß man in der Sache selbst nur das schon Bekannte, oder das schaale, hohle Geklüfte in Trümmer zerfallener Herrlichkeit, verlorner Wünsche wieder fand; die Zeit aber nicht eine einzige richtig gegebene Kraft, so daß sie nahe daran steht, wie einst an mythologischer, so jetzt an ritterlicher sentimentaler Hand, zu derselben Lieder-

*) Es ist ein sonderbares Erscheinen der Berührungen — Jahrhunderte gehen ihren Gang, ohne Jemand, wenigstens in der Dichtung, an Liebe sterben zu sehen. Und plötzlich kommt ein Jahrhundert, das tausend solche Schlachtopfer unter Thränen und Wehklagen fallend entdeckt und schildert.

Doppelt wird bei diesem steten Zirkel um einen Punkt verloren: einmal das Höhere, Schönere, Stärkere, wahrer ins Große des Lebens Eingreifende, was statt dieser ewigen Liebe um Liebe ergriffen und gesagt, und zu seiner eigentlichen Stelle

lichkeit und Verspottung aller Dinge zurückgeführt zu werden, die unter hundert Verhüllungen doch immer meist der innere Kern des ganzen Spieles geblieben war*). Spiel muß überall entstehen, wo kein Ernst ist, Wechsel überall, wo kein Ernst ist; überall, wo nichts auf sich beruht, als des Wechsels Ursache. Die besten Dinge müssen verloren irren, wo keine höhere Gewißheit die Richtpunkte feststellt. Religion ist auch in der Kunst, wie überall, Alpha und Omega.

Religion. Cultus.

Religion und Kunst ... diese versinnlicht Geistiges, jene vergeistigt Sinnliches. Beide wurzeln im Gemüthe; beide verklären die Dinge in ihrer höhern Bedeutung, — Kunst durch einen Lichtstrahl des Innern, der den Himmel sucht, Religion durch einen Lichtstrahl des Himmels, der das Innere durchdringt.

Religion und Vernunft ... beide sind Thatsachen unsers innern Sinnes; beide ruhen auf einander, oder besser: sind dasselbe nach verschiedenen Richtungen. Lägen beide nicht als ewige Positionen in der menschlichen Natur, könnte

---

erhoben werden konnte; zweitens das meiste, was für oder über sie selbst gesagt, von keiner Seite auch nur zu ihrer eigenen Wahrheit führt.

Die Dichtkunst erreicht nie ihre wahre Stelle. — Was der Jugend noch etwas gelten konnte, muß dem Alter gleichgültig oder lächerlich werden. Die Dinge, welche jeder Stufenzeit des Lebens etwas sein können, die höheren Umfassungen einer zu kraftvoller Tüchtigkeit, taugsamer Erweiterung, unter wahrhaft großen Gegenständen geführten Fantasie, werden überall versäumt.

*) Wer kann diese (im Anfange unsers Jahrhunderts geschriebenen) Zeilen lesen, ohne ihre prophetische Bedeutung zu fühlen? D. H.

weder ein Hervortreten derselben nach Außen, noch ein Bilden derselben von Außen hinein Statt finden. Jede Sache kann nur werden, was sie im Voraus enthält. Aber auch nur in Berührung mit einer Zweiten, ihr Verwandten. Es soll keine irreligiöse Vernunft, und keine unvernünftige Religion geben.

Religion und Sittlichkeit ... eben deshalb eine der andern Lebensluft. Denn die Vernunft kann nur am Sittlichen ihre Entwicklung finden; an der Idee eines Höhern, eines Bleibenden im Sollen und Können — bis zum Höchsten in Allem. Darum — Sittliches, Raum und Thatkraft alles Religiösen; darum nur im Handeln volle Gewißheit dessen, was die Vernunft behauptet, was dem religiösen Sinne in Liebe und Herrlichkeit sich aufschließt.

So ist Religion aller Anlagen ungetrübte, höchste, zur Urform des Reinmenschlichen gerichtete Ausbildung. Sitte des Gemüthes in der Liebe alles Schönen, Verdeutlichung aller Dinge durch ihre hellere Anschauung in einem ewig Rechten und Guten, hierdurch Freiheit des Geistes. Nichts getrenntes und Einzelnes ist sie; jedes Ding trägt die seine in sich; jeder Geist fühlt ihre Sehnsucht; jedes reine Gemüth erkennt in Allem die Winke höherer Bedeutung. Aber es schiebt nicht sich selbst dem Göttlichen unter. Das ist nicht Religion, oder nicht Religion an rechter Stelle, welche, was aus menschlicher Natur und Art erklärt werden muß, aus Gott erklären will. Sie ist ein Anthropomorphismus anderer Richtung. Daß man Gott zuschreiben will, was den Umständen gehört, gottesfürchtig zu reden glaubt, wenn man die Menschen über sich selbst verwirrt: aus sich hinaus in ein Wunderland verweise, wo man gerechter, richtiger und

besser handeln würde, statt mit ganz anderer, tieferer Entwicklung der innersten Schuld der Menschen, auf eigene Stärke und Schwäche hinzuweisen—wie vieler Verworrenheit Anlaß; z. B. »Gott ist in den Schwachen mächtig. In den Leidenden entwickelt sich, mit Gotteshilfe, die Kraft des Geistes am besten. Einen Keim des Geistes hat Gott in jeden Menschen gelegt, das Geschlecht der Juden hat er vorzüglich mit Geisteskraft ausgestattet. Darum konnte es bei nur seltenem Glück zu solcher Entwicklung gelangen und das Heil der Welt aus ihm hervorgehen. Sie haben ihre Entwicklung vollendet — das Herrlichste der Menschheit ist aus ihnen entsprungen (und sie haben es von sich gestoßen!). Nunmehr sind sie im Rückgange begriffen, und werden sich nie wieder aufraffen, — die leidende Strafe ihrer Verstocktheit.« Welche sonderbare Reihe von Folgerungen, Widersprüchen und Absprechen über Vorzeit und Zukunft! Im Ganzen weder geschichtlich noch religiös — weil jeder Satz im andern sich aufhebt. Die Juden sind weit weniger ein Gegenstand theologischen, als politischen und sittlichen Betrachtens, und im letzten Standpunkte sehr lehrreich. Nirgend zeigt sich die eigene politische und sittliche Schuld so klar in ihrer beider wechselseitigen Folgen. Sie zeigen, wie mit den reinsten und wahrhaften Religionsbegriffen ein Volk nicht stark und nicht vortrefflich sein könne, wenn es an Aeußeres sich hingibt und den innern Standpunkt im Gemüth nicht bewahrt: wie falsch verschobene Ansichten in einzelnen Theilen die Wahrheit aller Uebrigen verunnützen können, wenn kein in Staat und Gemeinde vollkommen damit übereinstimmendes Leben sich damit ausgebildet hat. Ihnen fehlten die Anwendungen zur Theorie. Oder wohin soll Folgendes führen: »Dürfen wir

es denken, daß Gott die Einen zum Guten, die Andern zum Bösen erwählt? will er nicht Aller Heil! Das letzte ist gewiß, wir glauben daran! das erstere aber auch, das lehrt die Erfahrung! Gibt es nicht Gute und Böse, Gläubige und Ungläubige? Was aber ist, ist durch Gottes allmächtigen Willen. Was wir böse und gut nennen, nur vergleichweise, nicht schlechthin, geltender Unterschied. Und wie unselig und unvollkommen ein menschlicher Zustand sei — es ist nur ein Mittelzustand, der zum Besten führen muß und Gott führt Alles dahin, wenn nicht hier, doch jenseits." Das heißt doch sittlich mit Einer Hand nehmen, was theologisch mit andern gegeben wird. So muß es folgen, wenn man nichts an seiner rechten Stelle läßt und durch Verschiebung erklärt, was nie (am wenigsten durch sie) zu erklären.

Ueberall ist Religion das Verhältniß des Geistes zu einem Höchsten und Ewigen, ohne Rücksicht auf das Vergängliche und den Staub dieser Erde. Der Staat in seiner Wissenschaft, das idealgedachte Verhältniß der Menschen unter sich selbst im Wechsel des Veränderlichen als Innerstes, wohin alles Streben gerichtet sein soll — gebaut auf Glauben an Menschheit und ein Edleres in ihr.

Wie die Religion zu den verschiedenen Gottesdienstarten, so verhält sich das Ideale im Vereine der Menschen zu den bestehenden Staaten. In allem, was Menschen treulich erschaffen, liegt dieser Glaube, diese Gewißheit, diese Religion eines Höhern.

Wenn auch zu allen Zeiten das Ideal, das Reinmenschliche, denen, die es nicht zu ertragen oder zu verstehen wußten, verschlossen gehalten werden mußte, so war es doch immer unter Wenigen da: je näher sie sich berührten, je

mehr sie davon durch Umstände in das Leben selbst einführen, gleichsam von ihrem Geheimnisse offenbaren durften — je höher die Zeit.

Daß das Bessere, Höhere ihrer eigenen Natur, der Menschenmasse zu allen Zeiten ein Geheimniß blieb und bleiben mußte, weil sie nicht Augen hatte, zu sehen, war immer ihr trauriges Loos. Zwischen diesen Punkten nimmt die ganze Weltgeschichte — der Kampf der Blindheit mit dem Sehen, in mehrern oder mindern Graden ihren Gang und ihren Standpunkt.

Wer von menschlichen Dingen sprechen will, muß wie von ihrer Entartung, so von ihrer Würdigkeit sprechen, und immer beider zugleich, als Maß des dazwischen Liegenden gedenken. Alles ist Ernst und alles kann Spiel, jede Sache durch Verknüpfungen ihr eigener Antagonismus oder Gegensatz sein. Vieles geschieht durch Thätigkeit, Vieles durch Unthätigkeit. Das Passive hat seine Weltstelle wie das Aktive. Daß beides immer zugleich in einer Sache und zu einem Entstehen wirkt, ist's eben, was die Geschichte jeder Sache so verwirrt.

In allen Zeiten gab es über ihr Jahrhundert in höhern Idealen hinausschreitende Menschen: ob sie sich mehr oder weniger offenbaren durften, entschied — oder wie sie verstanden und ihre Thaten aufgenommen wurden — die Zeit.

Hieran lag Alles und das Größte, wie das Schlechte. Denn es gibt eine doppelte Art zu idealisiren ... die, welche das Höchste eines in der Wirklichkeit ausgebildeten Seins oder Zustandes der Menschen in sich darstellen will ... der tapferste Ritter, der geschmackvollste Wohlleber, der geübteste Wisser in irgend einem Geschäfte zu sein. Ihnen vor-

züglich, so lange sie in sich selbst nur das Meiste und etwa das Nützlichste, Verständigste oder Gefälligste für Andere ausbilden, läßt man meistens so ziemlich ihren Weg. Sie können wirken.

Aber die, welche ein Absolutes, ein in sich Höheres der Menschheit neben das Wirkliche hinstellen und dies Wirkliche in Beschämung oder Belehrung sich selbst in seiner Erbärmlichkeit und nichtigem Streben aufdecken wollen, die Allen nehmen, wodurch sie sich groß oder klug oder herrlich dünken — ihnen wird keine Zeit gerne zuhören; denn wer mag hören, daß er Unnützes oder Irriges gethan? Sie können — höchstens durch besondere Umstände, oder wenn sie zugleich in der vorher gedachten Art durch irgend eine verwandtere, äußere, besondere Kunst verherrlicht auftreten — wirken, oder Nachsicht oder einigen Einfluß erhalten, den ihre Schüler meist wieder in neue Verwirrungen hüllen, oder müssen sich versteckt halten.

Darum gab es Mysterien, die äußere und innere Schule Pythagoras ꝛc. Darum mußten die Baugesellschaften des Mittelalters sich abschließen, sie, welche von sich sagen konnten — die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft, so in ihr liegt, und ihrer Wirkung, besonders die Wissenschaft von Zahl, Maß, Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzurichten, Wohnungen hauptsächlich und Gebäude aller Art und andere Dinge, welche den Sterblichen wohlthätig sind — sei ihr Gegenstand und das, was sie in sich fassen.

Die verschiedenen Arten der religiösen und gottesdienstlichen Systeme sind der interessanteste und zugleich der wichtigste Theil der Geschichte aller Völker. Da sie am meisten

auf den Charakter wirken, den Verstand und die Sittlichkeit beschränken oder erheben (wenigstens indirekt durch jene so oft schon verhandelten, unbemerkbarern Wirkungen*), so läßt sich wohl annehmen, daß die Hälfte aller Ereignisse anders ausgefallen wäre, wenn sie nicht oder anders gewesen wären.

Es ist in allen zu unterscheiden ... ihr innerer Lehrinhalt, ihr äußerer Dienst — die Art wie, und die Personen, von welchen er besorgt wurde — ihre ökonomische, politische und moralische Stellung. Ob dies alles ganz außer dem Staate, ob in und mit ihm, ob er durch den Cultus oder der Cultus durch und für ihn bestand.

Kurz, es läßt sich von keiner einzelnen Seite her, z. B. der politischen, eine wahre Geschichte — wahr und umfassend nämlich in den Gründen der Entstehung — schreiben: sondern aus dem Vereine Aller. Es muß die Kunst und das Wissen, der Krieg und der Friede, der Landbau und das Gewerbe, der Staat und die Sitte 2c. in Gleichung gebracht werden. Was auf eine große Anzahl Menschen wirkt, sie beschäftigt, sie artet, für Verhältnisse zu sich oder Andern oder der Dinge, daß sie Verhältnisse werden oder geben, gehört zum Umfange, wie des Geschehens und seiner Anläße, so der

*) Die Menschen ergreifen eine Sache als Mittel für einen Zweck ... aber dieses Mittel hat eine eigene, den Menschen selten recht bekannte Natur; Eigenschaften, weit mächtiger als die, um deren willen man es wählt. Kraft dieser wirkt es oft bis zur Aufhebung oder wenigstens Verwandlung jenes Zweckes. Es spielt mit den Menschen, während sie mit ihm zu spielen glauben, und hat Dinge hervorgebracht, Anknüpfungen gestiftet, Beschaffenheiten entwickelt, Gestaltungen gegeben und auf Verhältnisse oder Ansich-

Geschichte. Alles integrirt sich. Ein Volk ist die Summe aus Allem. Wie und wodurch alles zum Werden gelangt, so soll es die Geschichte ergreifen. Unsere meisten sind bloße Kanzleiakten.

Darum wäre es bei der Seltenheit so umfassender Geister gut, wenn die Meisten aus Bescheidenheit einen Weg, der durch sich selbst auf eine Art Umfassung führt, wählten... Kroniken; immer mit Beobachtung der beiden Hauptlinien... »in diesen Tagen begab sich — in diesen Tagen dachten, spielten, beschäftigten, belustigten, kleideten sich, aßen, gewerbten ꝛc. die Menschen auf diese Weise... so der Hof, so das Land, so die Stadt.»

Ich nehme z. B. das religiöse Kastensystem an: die Frage, wie konnte es entstehen? was hat es gewirkt? Vorzüglich aber, was gerade am wenigsten in Erwägung gezogen wird, wo es theilweise auf andere Völker überging, hierin sich auflöste, und nur in wenigen Ueberresten fast unbemerkbar und doch nicht ohne Wirkung fortdauerte.

So hatten die Griechen lange noch heilige priesterliche Familien: der römische Patrizier religiös vorrechtliche Ausübung. Ob die Druiden Erbgang oder nur aus dem Volke durch Erziehung sich ergänzende, aber abgeschlossene Zunft

---

ten geführt, deren Gang man kaum bemerkte, noch weniger ihren Ausfluß aus jenem vermeinten Mittel.

Die ganze Geschichte ist ein Beleg solcher, ich möchte sagen ungebetener Wirkung, die, während man auf dem Wege zu diesem Ziele zu sein glaubte, zehn andere, bessere oder verderblichere zu ganz andern Zielen eröffnete, und Kräfte weckte, die nicht mehr zu unterdrücken oder zu schwächen, die kaum mehr zu heilen waren.

mit besonderm Vorrechte waren, ist mir nicht klar. Dem Zwecke und der Wirkung nach fällt beides nahe zusammen, Herrschaft oder wenigstens Selbstversicherung über Andere durch vorenthaltenes, als besonderes Geheimniß verwichtigtes Wissen.

Wie dieses Mittel, das wohl jeder Einzelne durch seinen Vortheil leicht findet, das in Zeiten der Gefahr, um eine beliebte Wahrheit zu retten, Mehrere vereinigen kann bis zur Stiftung ganzer Stände, die laut und herrisch darin auftraten, — sich verwirklichen konnte unter Menschen, ist, so häufig auch die Thatsache, doch seinem Entstehen und deren vielfachen Arten nach, wenig erklärt.

Ob ein untergegangener, aber noch nicht vernichteter Orden in diesem Zwecke gestiftet, oder durch Verhältnisse nach und nach zu dessen Ausbildung geführt wurde, ob er, wie der frühere Klerus durch Latein und Schreiben, so (planvoller als jener, der nur nützte, was sich darbot) durch das Monopol des Talents und der Wissenschaft sich die Gewalt zueignen wollte? Ob er fiel, weil die Zeit und die verbreitetern Mittel des Wissens ein solches Vorhaben nicht mehr begünstigten: oder fiel, weil, so sehr auch ein Bund die Kraft vereinter Talente zu verstärken scheinen mag, doch ein Bund nie der Weg ist, Jedem seine rechte Bahn und Entwicklung durch Freiheit zu geben; weil der Gang im Korps und für einen einzelnen Zweck betriebener Wissenschaft zu sehr vom Zufalle und dem Wechsel abhängt, ob umfassendere oder stumpfere Häupter an die Leitung des Ganzen treten: weil ein Orden, der über seine eigenen Geister als Werkzeuge herrschen will, um durch sie über andere, überhaupt mehr Dumpfes, Verworrenes, Kleinliches als Großes

in ihnen zu entwickeln (sie nicht recht in sich selbst zu großer Kraft kommen zu lassen) geschickter ist; oder weil, wo der Zweck an sich klein und verwerflich, auch bei allem Scharfsinne die Mittel dieselbe Beschaffenheit annehmen. Daß sie bei aller scheinbaren Macht der Konception nicht waren, was sie sollten, erweist so wohl deren nähere Betrachtung, als sein Untergang, den er nicht vermeiden konnte. Was er wirkte oder noch wirkt — mehr störend für Andere, als hervorbringend für sich, wie proteisch in hundert unähnlichen Formen er zu wirken denkt und dachte, gehörte zur Geschichte; aber nur in seinen Akten möchte sich's finden. Mit seiner innersten Geschichte in der Hand, wie viel anders würde sich die Geschichte der letzten Jahrhunderte erklären!

Weder Egypten noch Indien haben durch ihre Kasten sich im Range unabhängiger Völker, wenn gleich länger als andere in alten Formen, erhalten. Freilich kann man sagen: auch Römer und Griechen nicht. Wenn also Fallen, absolut, weder vom Dasein, noch vom Nichtdasein solcher Institutionen sich abhängig erweist — wovon hängt es ab? Man könnte beinahe daraus folgern, daß also auch das Aufnehmen jener Institutionen in die Geschichte nicht so wichtig für sie sei.

Aber erstens ist, was nicht durch sie aufgehalten wurde, oder was geschah, wo sie nicht bestanden, noch kein Beweis, daß nicht durch sie, wo sie waren, der Verfall herbeigeführt werden konnte. Anderwärts durch eine Menge anderer Ursachen. Hieraus folgt zweitens, daß der Geschichte vor allem nöthig sei — Zeiten und Völker und die Beschaffenheit in sie aufgenommener Verhältnisse zu individualisiren: daß ihr nichts gefährlicher sei, als jenes Verallgemeinern, jenes Absprechen durch einzelne Fälle für alle übrigen, jene blinde

Vorliebe oder Haß gegen einzelne Dinge, Heil oder Unstern ausschließlich in ihnen zu sehen. Daß also eben hierdurch das Eingangsgesagte sich um so mehr bestätige, weil es recht eigentlich zum Individualisiren gehört.

Ohne Braminen würde der Indier an Sitte und Geist nicht dastehen, wo er Jahrhunderte steht: aber eben darum auch von der andern Seite nicht seit Jahrtausenden der Raub aller Eroberer sein.

Ohne seine Priester würde Aegypten nicht das Wunder der alten Welt geworden sein, aber auch nicht eine Heerde ohne Kraft gegen Kambyses oder Andere.

Wie Moses das Kastensystem auf den Priesterstand seines Volkes übertrug, ob er die Elemente dazu schon fand oder schuf, nachgebend oder freiwillig darnach griff, ist ein anderes Problem. Seine Weisheit spiegelt sich auch hierin. Er schied das Gute vom Nachtheiligen, er nützte, was die Nothwendigkeit ihm vielleicht auflegte.

Nach der Beschaffenheit seines Volkes, das sich überall als ein rohes, in der Knechtschaft verartetes, zur Herrschaft eigner Ideen und großer Objekte unvorbereitetes erzeigte, das überall erst einer Erziehung bedurfte, nach dem Plane, es in der Konzentration auf die einzige Idee, durch die es Stärke und eigenthümliche Entwicklung erhalten konnte, im Besitz einer reinern, höhern Weltanschauung von andern Völkern abzuscheiden — konnte er es nicht sich selbst überlassen, er mußte die Aufbewahrung jenes Besitzes einer besondern, übersehbaren, enger verbundenen Klasse anvertrauen. Er eignete ihr aber nicht das Geheimniß der Lehren selbst, sondern nur die Vorrechte der dabei auszuübenden Gebräuche zu. Er gab ihr nicht die Regierung, aber ein Gewicht, die Hand-

lung des Ganzen auf einen bestimmten Gesichtspunkt der Abweichung vom Göttlichen stets zurückzuführen — indem er sie durch ihre ökonomische Stellung unabhängig machte. Er verhütete also, was er vermochte, und gab, was er konnte. Die Verfassung hatte eine Basis, ohne durch diese Basis selbst beschränkt zu sein. Er wollte Freiheit und festes Gesetz. Das übrige Volk theilte er nicht in Kasten, sondern Stämme (Familien Clans), um eine patriarchalische Grundformverbindung des Ganzen aus einer, schon herkömmlich geheiligten Verbindung der Theile zu bewirken.

Es war ein durch göttliche Verkündung entstandenes Recht und in aller Dinge Verhältniß gelegte Heiligung damals, wie es vielleicht nach den frühesten Formen entstanden, allen Völkern eigen. Allen war der Staat und die Religion in Eins verbunden. Er gründete dasselbe, aber nur als eine in die Sache, nicht in die Person gelegte Macht (wie es bei andern mehr in das letzte übergegangen war). Im Mittel gehörte er, wie billig, seiner Zeit, im Gebrauche des Mittels sich selbst an. Er modifizirte, was nicht zu entbehren war, auf die Art, wie die Zukunft am wenigsten dadurch gefährdet sein mochte.

Er wollte lieber einen erblichen, als einen durch die Schule entstandenen Stand; der erste war ruhiger und hatte einen auf immer gesicherten Besitz.

Er legte es in die Hand des Volkes, sich durch eigene Verbesserung und richtige Verehrung allen ertheilter (in kein Geheimniß und Deutung verschlossener) Wahrheit sich selbst der rückführenden Macht der Leviten (die er zu bloßen Dienern des äußerlich gegebenen Gottesdienstes in dem Mittelpunkte Jerusalems machte) zu entziehen: Er stiftete eine

solche Macht, um dem, was erhalten werden mußte, einen Gegensatz gegen die schwankende Meinung eines Volkes zu sichern.

Der Hohepriester war Ausleger des Gesetzes und Warner gegen seine Uebertretung, die Propheten waren eine Art Censoren (wie unsere Schriftsteller) des allgemeinen Betragens, nicht eine ausführende und das Gesetz in besonderer Macht seiner Anwendung unbeschränkt verwaltende Autorität.

Vom Cultus der Völker kann man sagen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Geht in die Länder, und forscht, wo der Mensch da glücklicher, anständiger, wohlhabender, arbeitsamer, geordneter, rechtlicher in allen Verhältnissen, klüger, gebesserter in Sinn und Willen, reiner in seiner Mehrheit zu finden ist!

Es sind drei Wochen, seit ich in Frankfurt in einer wahrhaft frommen Gemeinde dem Worte des Evangeliums horchte. Wem dieses einfache, für Geist und Wahrheit, für Unterricht und besseres Hören vereinigte Beisammensein, das, was er vernehmen und lernen kann, nicht ergreift, weil das ernste wahre Wort nicht in ihn eindringt, wer die Magie betäubender Vorbildung fordert, weil die ernste Weisung wie er gut sein soll und im Rechten wandeln, ihm nicht durch ihre eigene Würde genügt: was soll ihn denn bessern?

Religion ist Verweisung des Menschen auf seinen Zweck, dort in seinem Geiste die freien Grundlagen zu finden, durch die er sich zum Guten stärkt und im Rechten bestätigt, Idealisirung des Lebens, alles für ein Höchstes, das in unserm Innern als Forderung zum Verstand alles Daseins sich offenbart, zu opfern, — Streben nach höherm Unterricht in dem Unendlichen, auf das eine solche Offenbarung das Leben bezieht,

und eine lebendige Gesinnung für solche. Dahin kann der Mensch den Menschen verweisen, aber dann steht auch Jeder allein mit sich und seinen Gefühlen, und wird, was er werden kann, nur durch seines Herzens Aufrichtigkeit in aller Reinigung und Erhebung seiner Gefühle zu einem Höchsten, das ihn verpflichtet, in allem nach dessen heiligem Gesetze zu handeln: da wer ahnt, verbunden ist, und wer ein Höchstes als nothwendig erkennt, in seiner Richtung zu leben verantwortlich ist für sein eigenes Vermögen.

Es gibt nur Eine Religion auf Erden — und das ist die im reinen Herzen und sittlich freiem Gemüthe aufblühende Liebe eines Höchsten und Unendlichen, zu welchem alles Gute eine Annäherung und ein Beweis jener innern Heiligung durch Liebe ist. Also wie alle Liebe — der Feind leerer Zeremonien, leeren Zeichen und Zwischenbedeutungen fremd und unbegehrend.

Der Staat, der wesentlich und durch sich selbst auf Aeußeres und Materielles gegründet ist, der dadurch, daß er auf Menschen und deren äußerm und innerm Leben beruht, sich in seinem innersten plastischen Princip an ein Geistiges zugleich wendet, und das Doppelleben des Menschen lebt, ist eben dadurch etwas von seinem religiösen Leben Verschiedenes, so daß dies Letzte wohl in den Staat als Gesammtheit des Menschen mitaufgenommen werden mag, aber den innersten Mittelpunkt der höchsten Entscheidung über das, was er selbst soll und sein höchstes Gesetz, seiner Gesetze oberste Prüfungsnorm bildet.

Der Staat — ein Doppelwesen wie der Mensch, muß also je nach beiden Seiten der Aufgabe seines Daseins sich ausbilden: er muß (wenn gleich geistige Richtung seine eigent-

liche Scheide ist) bei der gebieterischen Stimme des Materiellen in den Einzelnen (und je gebieterischer, je roher sie noch sind) das Erste am meisten durch das Letzte, und in dessen Sicherstellung zu erreichen suchen; er muß die materielle Hülle für Vieles gebrauchen, um unbemerkt dem Geistigen zu nähern, und durch das, was Alle verstehen, durch das gemeine Bedürfen, früher zu den rohen Begriffen sprechen, ehe er zu den höhern durchdringt.

Er ist's aber auch (und hierin besteht sein Ziel und seine ewige Obliegenheit, zu der er als Mittel sich erkennen soll), durch den der Mensch von einem äußern Gemeinen zu einem Innern und Höhern geleitet, in sich selbst zu edlerer Bedeutung in Allem vergeistigt werden soll, und nur durch ihn werden kann. Und wie solches im Menschen am meisten durch Fantasie und Idee und in der ästhetischen Verherrlichung sittlicher Gefühle geschieht, so soll er auch vorzüglich durch diese Kräfte wirken, sich als ein ihnen Verwandtes erweisen, und gleichsam die in einem Aeußern dargestellte Idee der Fantasie ... das Höchste und Bedeutendste des in allen Gefühlen erhöht sich beschauenden Daseins — zu sein trachten.

Er soll es sein, durch den aller Bedürfnisse, Ansprüche, Besitzthümer seelenvollere Bedeutungen sich aufthun, und was Ideelles hieran entwickelt werden mag zum reinen Gebrauch und zur Verherrlichung alles Wirkens und Wollens, das in ihnen sich entwickle. Er soll als sichtbare Idee und als Gegenstand, in dem ein ewiger Wille der Gottheit sich spiegelt, das rohe, bedürftige, vereinzelte Leben in ein geistig Dichtendes und religiös Gefühltes verwandeln: gleichsam der Vorhof zum Tempel der Gottheit. In diesem Vorhofe sollen Alle sich sammeln: hier erhalten sie die Weihe des Geistes und die Taufe,

die einer Gemeinschaft des Unendlichen sie fähig macht. In den Tempel tritt Jeder nur allein durch die Kraft, die er sich erwarb, und sieht nur in ihm, wozu sein Auge sich durch eigne Vervollkommnung erfähigt hat. Jeder mehr oder minder oder anders: aber Jeder seines eigenen Vermögens Abbild, etwas, was Keiner dem Andern mittheilen und Keiner dem Andern auszusprechen vermag.

Indem er dieses alles erfüllt, ist er eo ipso eine sichtbare und auf Sichtbares gegründete Gemeinschaft, eine praktische Anstalt aller Erziehungen der Menschen für Recht, Wahrheit, Vernunft, Güte, Kraft, Heldensinn und Begeisterung aller in Gott und der Menschheit geheiligten Tugend.

Nicht was eine Sache an sich ist, sondern was die Dichtung (die innere, verborgene Kraft des Menschen ein Höheres, Sinnenfreies, Ewiges, nur im reinsten Begriffe des Ideellen Lebendes mit jeder Sache zu verknüpfen und sie weit über alle einzelnen Beziehungen, weit über Zeit und Bedürfniß hinaus, bloß durch eine im Spiegel des reinsten Geistes entworfene Urform des Trefflichsten ehren und dafür leben zu wollen) ihr und uns in ihr gibt, welche Dichtung in uns sie anregt und bis zu welcher Richtung wir das dichterisch in uns Aufgefaßte durchzuführen und gegen alle Versuchungen der äußern Wirklichkeits-Hoffnungen. als unseres Geistes höchste Wahrheit und unseres Daseins höchstes Recht, gegen uns selbst zu behaupten vermögen, — darauf kommt es an.

Ein so geführtes Leben ist ein religiöses — ein an ein Höheres bindendes und durch ein Höheres in reiner Kraft der Liebe alles Schönen (schon als den unabhängigsten, aller Beziehungen freiesten, durch sich selbst allein gültigsten Grad

des Guten und des Vollkommenen im Guten angenommen) sich vollziehendes. Die Quelle eines solchen in uns und außer uns, und was dahin zieht und stärkt, ist als der Menschheit Durchdringung zur Gottheit, als ihrer innersten Offenbarung thätige Auffassung und Anstalt zu betrachten. Hierin, im Sinne der Weltbetrachtung und des Handelns, in der Handlung selbst und dem freien Schwung des innern Lebens, der zu ihr treibt, und in dem, was diesen Schwung nährt, erhält und entwickelt, in diesem über alle Gegenstände durch den Geist ausgebreiteten Ton ihres Waltens und ihres Aneignens durch Menschen liegt die Religion oder nirgends. Am wenigsten aber in Gebräuchen, Verheißungen und des trüben Herzens Vorstellungen von einem besondern Gewinn oder Lohn, der durch einzelne Verrichtungen oder Lehrsätze zu erschachern sei.

Alle zur hohlen Form verkörperte, in do ut des, facio ut facias übergangene Dogmatik ist schon eine durch ihren Begriff todte — eine vergötterte Gemeinheit im Eigennutze, der um so tiefer verwirrt und verdirbt, weil er das Heiligste zu seinem Handelsgut macht, und das Reine zum Köder. Lohn und Aussaat — dieses Lebens, und Trägen eine ewige sine cure.

Ist denn nicht Entbindung vom Eigennutz, der freien That freies Streben nach Edlerm, des Edlern Selbst-Wille und Gefühl menschlicher Würde in göttlichen Rechten der Religion innerstes Wesen und Ziel? Ist denn eine durch eine unendliche Zukunft gebändigte Gegenwart ein Gewinn ohne Ende für kurze Entsagung, die übertünchten Gräber durch Habsucht gegen Habsucht gezügelter Wesen — ist denn das (wenn auch für die engen Erfordernisse einer jetzigen Bezäh-

nung) eine Entwicklung der Geister für eine Zukunft, die ganz andere Dinge von ihnen fordern wird, als blinde Hoffnung auf Lohn und Palmen und Siegskränze, für das bischen Verzicht, das sie auf vergangene Genüsse geleistet?

Was sollen denn diese verstandlosen Gebilde? Es kann keinen Sprung, es kann nur ein (continuum) Stetiges, eine fortschreitende Gegenwart als Zukunft, etwas, was geschehen muß, damit etwas werde, ein Handeln und Denken, wie wir beides gelernt, ein Verhältniß des jetzigen Lebens zu einem künftigen, wie das der A B C Jahre zu den spätern, ein Fortentwickeln des Lernens aus dem Gelernten, des Uebens aus dem Geübten geben, ein Sein in fortschreitender Wahl und Erkenntniß für dieses Sein, ein Handeln für einen Erfolg, eine Thätigkeit für einen Zweck, ein Erfahren für ein Zunehmendes, kurz ein fortschreitendes Analogon dieses Lebens (und unserer Natur) und alles dessen, wodurch wir hier Güte, Tugend, besseres Wissen und höhere Gesinnung sich ausbilden oder nicht ausbilden sehen.

Stoff und Geist — zwei Namen für zwei Gegensätze, die unserer Wahrnehmung entspringen — im Wesen nur uns unbegreifliche Progressionen desselben Einen, die beiden Endpunkte einer Linie. Es muß etwas Gleichartiges, Bleibendes, Uebereinkommendes in beiden sein, wie könnten sie sich sonst berühren?

Oft denke ich ... entweder gebe es einen allgemeinen geistigen Stoff, ein allgemeines Etwas, das, wie der gröbere Stoff im lebenden Körper, so im lebenden Geiste sich individualisire. (Denn das Geheimniß liegt in der Form und dem, was durch sie und ihre plastische Basis oder Kraft zu eigenem Dasein sich abscheidet.) Ist's denn nicht dieselbe Erde,

die als Bestand im lebenden Körper sich so ganz anders als in ihrem eigenen rohen Erdensein ausspricht? Wer erklärt mir, warum ein undurchsichtiger Körper in einen durchsichtigen und v. v. sich verwandle? Der Kiesel rc. in Glas, das zermalmte Glas in weißen Staub? Oder es möge im Körper durchs Leben (wie in der Retorte durch chemischen Prozeß) sich das Geistige zu eigenem Dasein und Wesen sublimiren!

So sublimirt sich auch im wahrhaften und großgedachten Staate das äußere Leben zu einem innern und geistigen durch eine sichere, aber in ihrem Entstehen uns verborgene, in der Natur unserer Anlagen bedingte Wirkung; so geht aus jenem im Aeußern entspringenden oder zur Anwendung kommenden Erfordernisse des Handelns die höchste Vollendung und das eigentliche Sein des Menschen auf eine uns unbekannte, wenn gleich in mancher ihrer äußern Bedingungen erkannte und förderliche Weise hervor; die tiefverschlossene Entwicklung göttlicher in ihm ruhender Kräfte, die in Jedem durch ihn selbst, und ihm selbst kaum nach der Art ihrer Entstehung bewußt sich entbinden ... des bürgerlichen und menschlichen Lebens dichterisch ästhetische und religiöse Entflammung zum Lichte.

Bis auf einen gewissen Punkt leitet der Staat dahin und kann dafür entworfen werden: aber darüber hinaus endet auch seine Macht, und alles tritt aus eigenem Gefühle, Fantasie und Idee, durch deren eigenthümliche Potenzirung als höhere Bedeutung zum Leben hervor ... Jeder hierin sich selbst überlassen und allein mit und durch sich in schaffender Thätigkeit.

So ist es auch mit der der Staatskunst stammverwandten (nur auf eine allgemeinere Form angewendeten) immer pa-

rallel laufenden, auch von einem Aeußern anhebenden, in allem Materiellen zu geistiger Verwendung und Beziehung, Bedeutung und Gesetz hinweisenden Sittenlehre... Da, wo ihr Höchstes, ihr innerster religiöser Theil, das, was durch innere Bewegtriebe und Vorbilder in ihr zur reinsten Kraft werden muß, anhebt: da geht sie ganz in den Menschen über, keine Lehrerin mehr, denn da ist nichts mehr zu lehren, sondern ein dem Menschen in innerster Entwicklung und Bildung klar und eigen Gewordenes, ein in den Tiefen seines eigenen Geistes sich Erzeugendes, die Reinheit und Heiligung, die aus der geläuterten Beschaffenheit seiner eigenen Grundstoffe, als ein Geheimniß, das in ihm selbst verschlossen lag und ihm nun zur Anschauung wird, emporschwebt.

Der Mensch, der überall und in jeder Gesellschaft, in der Betrachtung der Vorgänge mit sich allein zu sein weiß, ist der Freie, der sich nicht verwirrt in die Absichten Anderer und seiner auf sie. Gerade diesen durch seine Erhebung über mindere Verhältnisse gesicherten Standpunkt gibt der religiöse Sinn.

Es sind die beiden bildenden und thätigen, bewegenden und alles in sich verknüpfenden Triebe zur Religiösität... das Gewissen und der Trieb, die überall uns begegnende Ahnung eines Höhern; der Wunsch, das Bedürfniß, ihm zu nahen, das, was hierin wirklich erreicht wird, der Trieb, eins mit uns zu sein in allem, was uns jenem Höhern nähert und sein würdig erhält: und das, was als innerste Norm, Vorbild, Gewöhnung und Gesinnung des Lebens uns immer kräftiger durchdringt, indem wir nach dieser Richtung fest fortschreiten.

Der Gewissenlose hat kein Vaterland; wo er sich selbst mitbringt — ist er ein Fremdling; in jedem Lande, wie in jeder Sache, kann man noch hinzusetzen; für jede ist er ein Fremdling, ein Abschweifling, denn er hat nicht, was ihm eine bleibende, gleiche, entscheidende, klare, mit sich übereinkommende und das Leben als ein Ganzes begreifende Richtung geben könnte.

Es liegt im Gewissen eine ganz eigene, nicht genug in seinen psychologischen Gründen noch erforschte Beschaffenheit unseres Wesens. Es ist eine ursprüngliche, eigenthümliche, nicht erst eigentlich durch Leben und Unterricht uns zukommende Regung.

Näher, als es scheinen mag, steht es mit einer andern Kraft oder Erscheinung (denn wir nennen vieles Kraft, was nur besonders geartete Erscheinung derselben sein mag) in Einheit und Berührung, nämlich: wenn bei bevorstehenden harten Kämpfen, oder in gänzlicher Verödung und dumpfer Gleichgültigkeit des Lebens bei großen Verlusten oder erloschenen Aussichten, plötzlich jene hellen Blicke aufgehen, in denen der Geist sich über alles erhebt, und wie durch höhere Eingebung zu Entschlüssen gelangt; in denen heldenmüthige Thaten sich erzeugen und er sich genau sagt, was er zu thun hat, und was über alles Schwanken, Zweifel und gemeinere Wahl ihn emporträgt. Das Ziel, worauf das Gemüth gerichtet ist, wenn es vom Geiste Gedanken empfängt, die aus einer höhern Quelle herabzukommen scheinen, schwebt wie ewige Pflicht uns vor. Die Sehnsucht, sie zu erfüllen, gibt ein reines, unendliches Maß aller Kräfte. Wer vorhin trauerte, zagte, scheint ein Anderer: stille Freudigkeit waltet in seinem Thun, Ruhe bezeichnet sein Wesen;

wie immer, wenn die äußere Welt mit der innern in Einklang gebracht ist (gleichsam das höhere Gewissen die innere Stimme eines höhern Gesetzes befriedigt ist), unser Wesen auch von außen das Siegel innerer Seligkeit trägt: der Vorsatz begeistert: die Stunde der Ausführung gibt jene unaussprechliche Stimmung, welche uns in die Nähe der Gottheit trägt, und wofür wir keinen Ausdruck, keine Mittheilung, als die That selbst haben. (Appenzeller Wendelgarde.)

Alles Aeußere macht uns nur zum Echo fremder Stimme. Darum der Cultus der beste, der bescheiden, und die Schranken, so wie die Ressorts der menschlichen Natur genau erwägend — äußerlich nur durch eine richtige Bildung des Verstandes und Gemüthes zu einer desto größern Selbstständigkeit im Innern, und eine stets für's Gute und Rechte sittlich erhebende und auf's Innere unendlich verweisende Thätigkeit rege zu halten sucht. Der Religionslehrer ist ein durch eigene des Geistes Reinheit und höheres Forschen in eigner Weihe, wie jeder Bessere, Geweihter. Aber nicht durch etwas, so sich übertragen läßt, sondern etwas, was man nur durch sich selbst werden muß und werden kann.

Daß das bloße Dasein einer hohen Sache nicht hinreiche, Menschen in sich aufzunehmen oder von ihnen zu eigner Erhebung aufgenommen zu werden, — daß noch ganz andere Dinge dahin gehören, diesen Verein des wechselseitigen Uebergehens ineinander zu bewirken, hatte die Geschichte genug der Belege gegeben; dem Vermögen nach aber als eine in uns schlummernde Fähigkeit, war das Höchste allen Zeiten nah; aber warum nicht dem Erwachen der That und Darstellung nach zum Leben? Verdient muß alles werden. Nichts wird

von der Vorsehung uns geschenkt als die Anlage. Zu verdienen wußten also die Menschen selten, was sie verlangten; darum blieb es ihnen verborgen. Warum? weil wir essen und trinken, für beides sorgen, und schlafen!

Die Juden, bei einer reinern Religion, wurden kein besseres Volk als ihre Nachbarn bei trüber Weltansicht unter Götzen. Ihre Geschichte enthält dieselben Elemente der Entartung. Der Sinn macht also die Sache. Die Religion — ihre Wirkungen wollen verdient sein. Darum ist doch weder Verarten, noch manches erhaltene Bessere, daß man bei jeder Religion schlechter und besser werden könne, ein Beweis ihrer Güte oder Nichtgüte. Ihr Nebeneinanderbestehenkönnen mit beiden ist nur ein Beweis, daß sie in beiden Fällen wenig wirkte und wenig Einfluß hatte. Man ward beides durch ganz andere und mächtigere Ursachen als sie. Ein Ernst und eine höhere Wirklichkeit lag selbst im Heidenthum; wie hätte einer bessern Lehre so viele Mühe entstehen können, es zu verdrängen, wie so vieler bessern Menschen Liebe, Vertrauen und Achtung für das, was sie als Kern in der Hülle erkannten? Es geht in den Religionen, wie in allen Dingen; da sie unter so vielfachen Beziehungen ins Leben eintreten und eintreten können, sind ihre indirekten Wirkungen, ihr sine qua non, ihre auf ganz fremde entfernte Punkte hin bewegter Einfluß, und durch den Umweg vieler Mittelglieder herabsteigende Wirkungen, ihr Hindern und negatives Sein oft mehr zu betrachten (aber freilich auch schwerer zu enthüllen), als ihre unmittelbar positiv Thätigen. Und darum wird alles, so wenig auch an vielen Einzelnen dessen unmittelbare Wohlthat und Besserung erkennbar sein mag, dem w a h r h a f t h i s t o r i s c h e n, d. h. auch ächt

wissenschaftlichen Sinn, nach ganz andern Maßen ermessend — ein Aufschluß der wichtigsten Folgen entweder dessen, was ohne sie nicht entstanden wäre, was selbst aus ihrem schiefen Wirken oder wirkungslosen entstand, oder wie selbst durch ihr einzelnes Dasein in einzelnen Menschen sich doch von diesen Einzelnen aus, als stets wirksamen (wenn auch indirekt) Punkten, die Kräfte für manche wohlthätigere Wahrheit und Gestaltung des Daseins, oder eine schönere Entwicklung der Nachzeit sich erweisen.

Die Frage, die bei den meisten Dingen uns die einzige bleibt — nicht was Menschen durch eine Sache, sondern was sie ganz ohne dieselbe, auch in ihrer vermindertsten Wirksamkeit, gewesen sein würden. So negativ auch dieser Weg (und leider bleibt er unser häufigster), so wird er im rechten Geist (der in sich selbst eine positive Kraft ist) doch immer auf ein Positives führen.

Darum, weil aus Hoffart und Verzagtheit (den großen, den Grundtönen alles menschlichen Irrens) Jeder des Andern Meister und Mystagoge, Schüler und Schützling sein möchte, in beiden Fällen aber am meisten vergessen wird, was sich lehren und nicht lehren, mittheilen oder nur durch eignes Hervorbringen sein läßt, wobei der Charakter — die Art, wie Jeder Gewißheit für's Leben und Vorzug vor Andern zu erwerben vermeint, die hieraus entspringende Lust, Wünsche, Thätigkeit oder Künste vorzüglich miteinwirkt, — geschieht, daß das Leben gerade durch diese eigene Verkehrung den Wenigsten hält, was es verspricht — (was ihr Irren in allen zu Hoffnungen und Glückswürfen macht). Hieraus gehen von mehrern Seiten ... bei überrührig frühem, mattem, überwältigtem, übersättigtem Geiste ein verödetes Dasein, oder

bei vielbegehrend leidenschaftlichem ein unbefriedigt Erzwungenes, oder bei ideell schwächlich aufgedunsenen eines, das nirgend seine schönen Träume verwirklicht finden kann, bei doktrinalen Geistern aus jener Versäumniß ihre Doktrinen, statt aus der Betrachtung des Menschlichen, aus Ueberlieferung oder aus dialektischer Selbstberauschung zu schöpfen... jene grämliche Geringhaltungen, jene Selbst- oder Lebensverachtungen, so vieler weitausgebreiteten herrschenden Systeme Grundquellen (die aus Herrschsucht strömenden nicht mitgerechnet, denen jede zerbrochene, zaghafte, Fremdes bedürfende Kraft im Menschen dessen sicherste Unterwerfung ist) hervor: deren vorausgenommener Standpunkt immer Geringhaltung, oder Lächerlichkeit, oder Nichtigkeit, oder Sündhaftigkeit und Jämmerlichkeit alles Menschlichen ist. (Sie die weisesten, weil sie dies Alles übersehen, und die besten, die sich ganz in der Reue ihrer Kräfte und dem Ekel ihres Daseins zu Staub machen.) So sind der edelsten Meister Lehren in dieses erbärmliche Netz aufgenommen, sehr bald zu einem häßlichen Gestricke der widersinnigsten, quälendsten, verwirrendsten und aller Tugend Entkräftung beiführenden Beobachtungen und Dogmen geworden. So hat die Wahrheit von jeher, weil Niemand ihr aus Trägheit, zu seiner eigenen Kraft Gebrauch dadurch aufgefordert und verpflichtet zu sein, sich anvertraut, mehr geben als für sich gewirkt.

Sie entstanden, weil die Summe der ganzen Lehre, Liebe zu Gott und zum Menschen, sich freilich nicht durch Weihen, Talismane und Besprechungen mittheilen läßt, sondern in Jedem aus eigenem Geiste hervorgebracht sein will, zwischen Hoffart und Verzagtheit die verschiede-

nen Himmelsleitern, an ihm von außen hinaufzuklettern, ohne es in seinem Innern zu kennen; so entsteht und entstand alles, was wir außer seinem wahren Sein in der Welt sehen. Ueberall, weil die rechten Pflichten und rechten Wege zu vieler Mühen Aufgabe, weil man die Ehre ohne ihre Plage, den Sieg ohne seinen Kampf haben wollte. Ueberall, weil man mehr nach Zahlen als Beschaffenheit derer, welche einer Fahne folgte, oder eines Namens Macht verkündeten, begierig war: wie Staaten noch täglich ihre Kraft mehr nach Seelen als Seelenwerth berechnen.

Darum wurden Kräfte zum Bessern Kräfte des Schlechtern: die edelsten Lehren der Stoff für Lebenszerstörungen, eitler Nachtgestalten schreckenvoller Dienst oder des Wundergeheimnisses mystischer Uebermuth, Salbung für Geisterseherei, himmlisches Flüstern und tapferer Glaube für ein geistiges Nichts in körperlichen Gebilden, Fantasmen, alter Heidendienst in Amathunt, und neues Heidenthum, religiöse Verdichtung oder philosophische Zersetzung des Lebens und der Dinge: welche letztere dieselben, nur unter zwei Formen ausgesprochenen Neigungen eines ermatteten, zerrüttenden und sich selbst verkennenden Gemüthes sind, zwei Mittel gegen dasselbe Uebel, dem alles seelenlos erscheint, das, um sich zu retten, um sich aus der Verödung zu heben, alles mit Dämonen und Zauber zu seinem Dienste beleben, oder sich ganz auflösen muß in die entscheidende Gewißheit, daß alles ein leerer Traum sei und jedes Bessere ein Wahn.

So hat der Mensch die Welt überall mit Hohem und Niederm, mit Riesen und Zwergen bevölkert (etwas, woran er sich größer, oder bei verlorner Macht doch nicht so klei

in unverschuldeter Abnahme der Natur noch immer Stämmling mächtiger oder begünstigterer Ahnen erscheint*). Bilder, in denen rohe, matte oder gefühlte Unbegriffenheit und Unbegreiflichkeit — sanfter Seelen weicher Minnetrost und trotzende Hoffart unfriedigter Gemüther, den Zauberknoten, die Macht, die Hilfe für so Manches, was sich nicht erklärt, weil es nicht dient, nicht erringt, nicht errafft, nicht verschenkt, an ungebändigter Lust, leidenschaftlicher Hoffnung oder den Stürmen unserer Erwartungen sich bald versagt, bald zusagt. Ueberhaupt aber sucht der Mensch immer Etwas, so ihm Etwas gibt, weil's Etwas scheint.

Ein Regenbogen oder ein wechselnd ineinanderbrechendes Formen- und Farbenspiel der Strahlen seines Geistes ist jeder Cultus; das Letzte um so mehr, je wissensstolzer, erklärender, systematisch ermächtigender, symbolisch durchleuchtender er Bild und Natur, Zeichen und Sache, Schein und Wahrheit, Sage und Erkenntniß, des Menschen Theurgisches und Sittliches, Magisches und Intellektuelles, Gewißheit und Ungewißheit Eines durch das Andere erweist; das Erste, wenn er bloß kindlich ergriffen ... Erscheinung nach ihrem Eindrucke, ein eigenes Gemüth in all den lieblichen, freundlichen Gestaltungen personifizirt, zu dem weniger ein mühsam erforschendes Streben als das, was in freundlicher Erwartung ihm aufgeht, die Farben leiht.

Man kann wohl sprechen, im Charakter eines Volkes (und dem, was ihn veranlaßte) liegen seine Götter und Sagen. Es ist so, wenn sie in eigener Ueberlieferung, eigenem Stamme aufsteigen. Aber wie, wenn fremder Einfluß

*) Oft nur, um sich seiner eigenen Thatlosigkeit weniger zu schämen.

Halbfremdes einmischt, oder in fremder Gewalt alles Eigene vergeht? wenn der eigene Charakter unter diesen Vorschriften ändert, wenn, was weit wahrer und zuverlässiger gesagt werden kann, die Götter rückwirkend (selbst wenn sie aus ihm entstanden wären) den Charakter in seinen Fortschritten bilden: oder ihn endlich so weit ermannen oder erbittern, die Fehde mit ihnen aufzunehmen?

Man hat so oft die Sterne, die Kräfte der Natur, die nothwendigsten Handlungen des Lebens, das Andenken besonderer Ereignisse, Gespensterfurcht, die Männer des Namens (die berühmten) oder von ausgezeichneter Kraft, in Zauberer und Riesen und endlich Götter verwandelt, Sagen, in denen eine wirkliche Persönlichkeit durch Entfernung, endlich in eine bloß dichterische übergeht, alles dies zu Gestalt und Wesen erhoben — für's Element mythischer Religionen angegeben und hierin alles erklärt vermeint. Und was ist erklärt? der sichtbare Stoff, nicht die Kraft; das Aufgenommene, nicht das in sich Aufnehmende; die Entstehung, oder besser Anziehung, aber nicht das anziehende Princip; die Gestalten, aber nicht das Gestaltende, — ohne welches alle diese Stoffe unergriffen geblieben wären, und das eben darin sich als ein anderes, als ein Freies erweist, weil es bald den einen, bald den andern Stoff wählte. Wir können von allen sagen, was sie enthalten; aber das, was sie bildete, was ihnen ein Dasein gab, was sie zum Bedürfniß machte — bleibt immer nur aus unserm Geiste erklärbar: Aber auch hier wieder nicht allein aus seinen Neigungen, Wünschen, Hoffnungen, Visionen u. s. w.: Wie schwer also überall, da wir Völker sehen, die noch nicht über das A B C der abgeschiedenen Geister, oder des großen Geistes in den Wolken hinaus-

geschritten sind. Da die mosaische Religion (ob aus Moses oder ältern Ueberlieferungen entsprungen, gleich viel) uns auf das Princip einer ganz andern Entstehung — da die christliche — die einzige auf rein sittlichem, anthropologischem Boden entsprossene, und beide, jede in ihrer Art, auf jenes reinere eigentliche Princip zurückweisen. Da die christliche ihrem innersten Wesen nach alles Mythische immer von sich abgehalten: da das Streben der Besten in ihr sich immer auf Sittliches Erhöhen und Entbinden vom Gemeinen, nicht auf theosophisch naturphilosophirendes Wissen hinrichtete: so beweist sich, 1. daß das Mythische nur ein Hinzugetretenes, Veranlaßtes, nicht nothwendige, unvermeidliche Thätigkeit und Sache unseres Geistes sei. 2. Daß ein rein sittlich erhebendes, vom Höhern zu Höherm auf ein Höchstes verweisendes Princip, so wie es dem Menschen vollkommen genügen kann, und die sichersten, reinsten und herrlichsten Tugenden bewirkt, so auch als das eigentlich Gestaltende, als der, freilich oft in seinem Stoffe untergangene Urtrieb alles Religiösen betrachtet werden könne; 3. daß jede Religion dieser Läuterung bedürfe und jede die bessere werde, je mehr sie von allen sinnlich symbolischen Bildern auf die Durchdringung dieses ihres innersten und eigentlichsten Elements (zu dem alles Benannte sich nur als Zusatz und Schlacke verhält) zurückführt, und dessen freie Kraft in voller Entbindung zur Lebenskraft alles Menschlichen darstellt.

Zwischen zwei Punkten sich Welt und Dasein in ihren Tiefen erklärend, als zwei ewigen Herkulessäulen menschlicher Bahn, sehen wir übrigens alle mythischen Religionen sich entwickeln... a) Emanation — eine in alle Naturkräfte und Arten des Daseins sich spaltende oder übereinströmende Gott-

heit, das Eins in Allem, in ewiger Rückkehr auf sich. b) Das Aufsteigende, von Kräften zu Kräften, von tiefern zu höhern (gleichsam ein Index, eine Stufenleiter der Folge von physischen und sittlichen Grundlagen) durch einen stets wirksamen Vermittler zwischen ihnen, sich immer aufwärts durch Wesen und Personen, zu einem Obersten erhebend.

Ein dritter Punkt ist der weltschaffende — ein Gott und eine Welt, beide Eins durch die schaffende Kraft, aber getrennt, das eine als Sein durch sich selbst, das andere als Sein seines Willens.

Zwei Formen der Aneignung gibt es, durch menschliche Gemüthsneigung in allen Religionen ... der Mensch, der sich nie außer den Mittelpunkt setzt, und durch Götter getragen, gepflegt, beschützt sein will. Was läßt sich aus dieser Meinung nicht machen? Götter, die zürnen und Partei nehmen, die versöhnt, bestochen, gewonnen, geschmeichelt, beschenkt rc. sein wollen.

Der Mensch, der sich an das untere Ende der Linie stellt, und in seinen eigenen Entwicklung, seinen eigenen Fortschritten, seiner eigenen Tugend, durch eigene Kräfte und Thätigkeit bewirkt und gebildet zu werden bestimmt, in jenem Höchsten seinen unendlichen Richtpunkt, den Ursprung und den rechten Verstand aller Gesetze, die eigne Entbindung seines Wesens vom Gemeinen in der Liebe zu jenem vollkommensten Unendlichen sucht.

Alle Aneignung der ersten Form und alles sinnlich Religiöse senkt, seiner eigenen Schwere nach, sich immer tiefer in eigennützig gemeine Beziehung und gröbere oder vieldeutig verflüchtigte Versinnlichung.

Alle Aneignung der zweiten Form und auf sittlichem

Grund entstandene Religion erhebt sich immer reiner durch die eigne Macht ihrer Richtung nach oben, oder geht, bei merkbar durch andere Dinge erkältetem Verstand, in logische Formen über, die in ihrer Subtilisirung zerbrechen, oder in ihrer Erstarrung vom Leben getrennt, das Leben selbst hilflos in der Trennung von seinen eigentlichen Kräften öde werden lassen. Es geschieht dies vorzüglich bei einem von außen, im Mangel großer und einem Gewichte kleiner Verhältnisse matt, verworren, hin- und hergezogenen, für sich begehrungsvollen, regen, aber doch nicht zu eigner Achtung — in der Aufforderung höherer Kräfte für höhere Dinge, gelangten Leben; wenn bei gewerbender, rühriger, genießender, sorgender, scharfblickender, künstlich verschlungener, vielartig sich kreuzender Masse von Tags- und persönlichen Beschäftigungen, die dem Leben der Meisten (Ausnahmen, in denen die Flamme sich selbst nährt, gibts immer) keinen Stoff, keinen Reiz, keine Erweckung, keinen Boden für Ideelleres läßt, die Meisten in ihren Beschäftigungen sich absorbiren; Einige mit unruhigem Verstande alles in der Welt nur ihm überlassen, ihn für die einzige, alles entscheidende Kraft halten. Der Mensch zweifelt nur dann an des Lebens edlern Kräften, wenn das Leben selbst ihm ein zweifelhaftes in seinen kleinen Erreichungen wird. Wer Großes zu thun findet, glaubt an Großes, weil er wohl in sich selbst fühlt, mit welch andern Vermögensweisen man sich dafür verwenden muß. Nur wo diese Vermögensweisen nie zu einer Thätigkeit aufgerufen werden, schläft der Mensch auf seinen eigenen

Geheimnissen, und läugnet, was sich in ihm nicht regt.

Darum ist Religiosität — der alles Leben in einem Höhern begründende Sinn (weil jedes Tiefere sich nur durch ein Höheres und je nach dem Grade seiner höhern Wahrheit und eines wirklichen Werthes erklärt und ordnet), dem Leben so nothwendig, zu freudiger That, eigenem Glauben.

Man glaube aber, nach aller Erfahrung, doch nie, daß irgend ein Cultus sie geben könne für sich allein — wenn nicht zugleich aus dem ganzen Tone des Lebens und allen Angelegenheiten, womit es sich begegnet, uns, Jedem einzeln und allen, ein jeder Eigenes, Religiöses, Erhöhendes hervorspricht, wenn nicht in glücklicher Gestaltung aller Verhältnisse und Objekte und der Art ihrer Gültigkeit und Erstrebung ein freudig erhebender Muth, Muth selbst für ein Unendliches und Höchstes, für die Macht einer lebendigen Idee, in der selbst das Große vor einem Größten, wie Sterne der Nacht vor dem Sonnenlichte erbleicht, das ganze Dasein als ein erhebend Dichterisches und nur im Erhebenden sich Verwandtes und Genügendes aufschließt. Damit ein Volk religiös werde, in edlerer Wortbedeutung, nicht bloß ein Bettler, der um fremde Gaben und für das, was er an sich nicht findet, an Altären bettelt, statt zu handeln und zu fühlen, ist mehr Noth, als bloß äußeres Heiligthum, ist eine in allen Dingen gleichartige Erfüllung des göttlichen Wortes und seines Sinnes — ein im Staate, in jedem Verhältnisse durchaus für ein höheres, gleichgeartetes und überall des Schönen und Edlern Macht suchendes und findendes Leben erforderlich. Was soll das bloße Wort im Tempel, wenn im Heraustreten auch gar nichts dessen An-

wendung, dessen gestaltendes Wirken, oder der Geist in den Gegenständen, welche die achtenden Gefühle unserer Seele beleben und erhebenden Sinn durch den aus ihnen sprechenden hervorbringen sollen, auch gar nichts, was er achten könnte, sondern nur des trocknen, herzlosen, in sich kleinlichen Machtsinnes verödende Forderungen, systematische und erstarrte Erbärmlichkeiten findet?

Von jeher lag der Untergang des Reinern im Cultus am Untergange alles Reinern im Staate und Leben; in dem, was täglich und stündlich und in allen Angelegenheiten unaufhörlich (wie der Tropfe auf den Stein) nagt und aushöhlt. Darum mußte selbst die christliche Religion frühe in so schlechter Verfassung des Ganzen oft die Gährung an sich ziehen, in die sie geworfen wurde. Sie konnte auf unsittliche, alles Schönern und Höhern beraubte Menschen, nicht durch die Höhe alles Gerechten, auf die sie wies, sondern nur nach dem einzigen Lebenssinne, der ihnen noch geblieben, als Wundertrank gegen Uebel, die sie drückten, als etwas, das ihrem eigennützigen, erbärmlichen, kleinlichen Sinne doch einiger Linderung Hoffnungen gab, wirken. Ein Beweis in dem Gange, den sie nahm, daß jede Sache nur gelte und wirke, so weit sie als ein Ganzes und nach ihrem innersten Princip, nicht nach bloß äußeren vereinzelten Hoffnungen aufgefaßt werde und werden könne.. Zweitens daß nichts allein wirke, und wo das Leben, der Staat nicht als Ganzes in sich und nach ihrem innersten göttlichen Begriff erkannt und ausgeübt werden, nichts Einzelnes hinreiche, den verarmten Menschen reicher zu machen oder die Macht zu überwältigen, die in hundert und tausend entgegenwirkenden Dingen den Menschen bis in sein Innerstes verschlech-

tert und gebunden hält, weil er sich doch vor allen Dingen schützen, ernähren und erwerben muß; dem Tagesmenschen die drei vordersamsten Apostel des Lebens! Daß Geistiges um so weniger eindringe, als der menschliche Geist durch seine Lage in ein ganz Materielles übergesunken, durch tägliche Berührung mit einem unabwendbaren Aeußern, den Wurm in sich trägt, der ewig nagt und das Feuer, das alles Bessere zersetzende, das nie verlöscht.

So liegt denn immer in einem unganzen, mit sich selbst zerfallenen bürgerlichen Sein die Ursache, daß auch das Religiöse mit sich zerfallen, d. h. hohles Getreibe in Flachheit oder allerlei Uebertreibung werden, daß ein sittlich Reines und dichterisch Erhebendes in irreligiös Egoistisches übergehen muß, in alles, was die Menschen noch mehr entstellt und verwirrt, in Schutzgötter, in Mythisches, das man oft als das Rechtmenschliche und Kindliche der Religiosität nimmt — Versöhnung, Herabsteigung zu unsern erbärmlichen Wünschen, Besprechungsformeln, in einen beständigen Kontrakt — facio ut des, in Dienste, welche die Höhern leisten sollen, in die ganze erbärmliche Magie des Eigennutzes, des Zauberglaubens, und seiner Rüstzeuge, für welche arabische Mährchen eben so gut Bibel sein könnten, als die wirkliche; Alles erdacht und angenommen in der Kleinlichkeit eines machtlustigen und lebensängstigen Egoismus — entgegen allem wahrhaft Religiösen, dessen Princip nicht Herabziehung alles Göttlichen in ein Menschliches, sondern Verstand und Klarheit alles Menschlichen durch Erhebung und Hinaufleitung zu einem Göttlichen ist.

Es scheint, daß manche spätere Götternamen aus Schlag-

und Geheimnißworten (gleichsam Kapitelüberschriften), die man als Zeichen, in gleichem Dogma und Verbrüderung kundig und verwandt zu sein, sich zulispelte; so deutete das Wort Demeter die ganze in diesem Worte gegebene Lehre über die ersten Grundkräfte alles Daseins an: oder in denen man bei Versammlungen kurzweg auf den ganzen Inhalt, durch einen kurzen Schall auf lange Erinnerungen zurückwies. Das Wort ward endlich Bild, das Bild der Glaubenslehrer an ein besonderes Wesen; so daß, weit entfernt die Kunst eines im Religiösen begründeten Ursprungs und Wesens zu berühmen: ihr Ursprung und Entwicklung vielmehr aus den Verartungen hervorging, als Wort und Lehre dem Menschen nicht mehr genügte, als er lieber an Zauberwesen, die ihm dienten, als an Erkenntniß eines in sich selbst waltenden Alls denken möchte. Daß früher allgemeinere Meinung und Ansichten bei fortschreitender Herabsenkung des Menschen durch bürgerliche und politische Lebensentartung, oder in Kolonien unter noch ungebildeten Völkern sich immer mehr in ein Geheimes abschlossen, daß was hier in Wort und philosophischer Lehre dem geübtern Verstande erkennbar und bindend erachtet wurde, dem Ungeübtern nur als Bild, Personifikation und Wesen zu überliefern gut schien, daß hierdurch Zeichenschriften in Symbole, Symbole in Wesen, Erkennungsworte in Gestaltung und Gestalten — in mythische Charaktere mit mythischen Eigenschaften sich immer mehr verwandelten, ist für die geschichtliche Reihe vielleicht war, wo ein früher vorhandenes Licht unterging; aber erklärt nicht die, wo aus vorhandenen dunklen Gestalten sich noch ein abgesondert Besseres finden, eine reinere Durchdringung des Daseins, unter Bessern in stiller Verbindung

sich erschloß. Beides müssen wir als ein im Fortschreiten der Zeit Vorgegangenes, Mögliches annehmen, auf keines, in unsern geschichtlichen Erklärungen vereinzelnd, als immer und alleinwirkend uns beschränken. Aber wie Vieles bleibt uns, am meisten für die erste Reihe, noch unerklärlich; denn immer bleibt die Frage, woher kam früher das Wissen oder später das Streben und Finden eines Reinern?

Nichts, und das bleibt das wichtigste Grundgesetz aller Geschichtsforschung, sollte in der Geschichte unter ein künstlich aufgestelltes Allgemeinere subsumirt, jedes Einzelne als Einzelnes nur durch sich selbst erklärt werden. Es gibt für die Geschichte nur Ein Allgemeines, aller Handlung Ursprung und Leben — den menschlichen Geist, der aber nach tausend Gestaltungen und Versetzungen, je nach den quant- oder qualitativ in ihm vorhandenen jedesmaligen Stimmungen und je nach den quant- und qualitativen Existenzen der Stoffe, die ihm von außen zugeflossen, je nach der Freiheit oder der Noth, die ihn umfing, sich jedesmal und für jeden einzelnen Fall einzeln ausprägte. Was allgemeiner sich verwandt ist und unter einem Allgemeinern sich begegnet, wird von selbst, ohne unser künstliches Hineinzwängen, als Allgemeineres, d. h. als gleichartiger Entstandenes und Bestehendes sich darstellen.

Wenn die Samothrakischen Eingeweihten in innerer Deutung allen mythischen Gottesdienst als ein freundliches Spiel — ohne Aergerniß oder Verwirrung ihrer Sittlichkeit nach seinen reinern Beziehungen in sich aufnehmen, und mit dem Ununterrichtesten gleich andächtig feiern konnten, wenn er ihnen als die spielend und anziehend gebrauchte Auflösung und vertheilende Absonderung jener in ewigem Zusammenhang ste-

henden Grundbegriffe des Weltalls und seiner innersten Kräfte und Gesetze, erschien, und sie all' dieses getrennte sich wieder in seiner Verkettung und Mittelpunkt als Eins zurückzuführen, also jedes für das zu ehren wußten, was es urvermöglich und wesentlich bezeichnet: so muß man von einer Seite sagen, alles stehe viel würdiger, größer, bedeutender und reicher für den Geist, und fähiger, dies alles zu werden, und ihn selbst in höhern Beschäftigungen höher zu entwickeln, als mancher spätere Symbolismus da; diesem schwebe nicht das Unendliche einer großen, erhabenen Schöpfung, sondern nur das einseitig aufgegriffene, einseitige Leben einer sehr beengten Form zum Problem seiner Lösungen vor, wo, wenn auch beim ersten einiges ihm nicht klar, oder nicht befriedigend, oder ein Verschiedenes bedünkt, doch das ganze Bild eines großen Gegenstandes die Seele beständig an sich zieht, am zweiten aber mit jeder höhern Ansicht der menschlichen Natur oder jeder nur strengern Frage, wie Verhältnisse entstehen und sich würdigen lassen, ihm nichts als eine immer heller entgegen tretende Erbärmlichkeit, Absicht, oder in der Absicht das hohl zusammengeflickte, oder die betäubende Basis des ganzen Systems mit dem Schlechten auch das Gute oft verächtlich werden läßt. So wie dort im freiern Hinaufschreiten zu einem Höhern selbst das Tiefere sich immer razioneller und freundlicher aufschließt, und also manches Spiel lächelnder Kinder freudig gedeutet werden mag, so muß dem Geiste, der sich dem Innern zudrängen will, von der nähern Enthüllung des Princips hier, nur Grabluft der Verwesung, nur die Erbitterung, und das Sträuben gegen alles Heilige anwehen, Verzweiflung und Haltlosigkeit alles Geachteten; daß ewige Wahrheiten mit solchem

Hohne in solchen Folgerungen verknüpft, der höchsten Begeisterung zu ihrer Täuschung nur blos passive Activitäten, bloße Beharrlichkeitskräfte, statt schaffender, wirkender, allgemeiner Kraft, und die Grundlage höherer Naturen aussprechenden Gestaltungen vorgehalten werden.

Was glaubt der Mensch nicht, sobald irgend eine Neigung, Hoffnung, Wunsch, Begriff, kurz Etwas, was er sein nennt, dadurch gewinnt, und dafür spricht? Er ist ungläubig, wo er etwas aufgeben soll, wo ihm kein besonderer Werth erscheint, kein besonderes Uebereinkommen mit seinem frühern Besitze ihn reizt.

Darum, so wenig Beglaubtheit einen Beweis für Güte und Wahrheit des Beglaubten geben kann (sondern nur das Zeichen für Etwas, was im Menschen angesprochen wurde, und welchem nachzuforschen ist, wenn Untersuchungen über die Macht und Entstehung eines Glaubens die Aufgabe sind), so wenig darf man erstaunen über alles, was geglaubt werden konnte und worden ist. Alles bezieht sich auf das Princip unserer Selbstbehauptung, und erhält seine Gültigkeit, seine eindringende Macht durch den Gewinn, den wir für solche zu machen glauben. Ich meine damit nicht einen eigennützigen, kleinlichen, verwerflichen Gewinn, sondern auch den, den man an reinern Ansichten, höhern Ideen, Gewißheiten und Gesinnungen dadurch zu machen hofft.

Entsteht Begeisterung vielleicht nur aus Gefühl? Ist Gefühl dessen, was auf uns eindringt, was uns erscheint, Berührung, Verwandtheit, Vergleich mit dem, was als Höheres, Festeres, Schöneres uns vorleuchtet, mit dem Fond von Achtung, starkem Wunsch, Ehre, höherem Glauben, der schon als ein Eigenthümliches in uns fest steht, ist es also ein

Uebereinkommen des Gegenstandes mit der regsamern Vorbildung in uns, mit den Erwartungen eines Bessern und Größern, die uns bewegen, (daß sie übrigens durch das neue sich noch übertroffen und erweitert sehen können, daß die Ueberraschungen, wo wir ein gutes oder schlimmes erwartet, und einem andern begegnen, dazu gehören, ändert nichts im angegebenen,) so erweiset sich a) daß Begeisterung, wie Glaube entstehe; beide durch den Akt derselben Beziehungen auf uns: nur in den miterregten Wirksamkeiten verschieden. Nicht jeder Glaube ist eine Begeisterung (das Objekt kann schon gar nicht Objekt einer Begeisterung sein), wenn gleich jede Begeisterung mehr oder minder ein Glaube. Daher ist, was von beiden gesagt worden, paralell zu verknüpfen. b) Warum z. B. Rom, wie es ist, mich nicht begeistern kann, weil der Glaube, die Vorbildungen eines höhern Geistes in den Römern, eine innere Erwartung und Liebe für alles, was von ihnen stammt, alle freundlichen, belebenden, erwärmenden Erinnerungen ihres Daseins in mir gerade das Gegentheil davon sind; finstere, widrige, einseitig kühne und starke Schatten-Wesen, aber nichts dessen, was mir als Höheres gilt, innerste Spur und Gewißheit in sich trüge, umschweben mich.

Zwischen Glaube, Begeisterung, Unerklärbarem, Streben nach einem Gewissen, und einem fünften dürftigen Etwas, das man das Armuths- und Verlassenheitsgefühl nennen möchte, zwischen Sinnlichen oder Ideellem als dem Boden, auf welchem alle diese Dinge uns erwachsen... entstehen alle Mythologeme, in so ferne sie zum Cultus sich versinnlichen, zum Theil auch ihrem Inhalte nach, so weit er nicht rein sittlich.

Alle Mythologien, ihren Auffassungsgründen im menschlichen Geiste, ihren Keimen und Antrieben nach, sind ein Glaube, entsprungen in einem auf Prämissen unserer Eindrücke, Neigungen oder Gefühlsstimmungen erbauten Begriffe.— Ein hieraus erwachsendes Verhältniß zwischen unserm Geiste und der Welt, seiner innern und äußern... (daß er eine innere — einen Verein der eigenen Reflexe seines Wesens auf sich, und eine hierin sich abspiegelnde Form der äußern, besitzt — ist aller menschlichen Dinge erklärendster Standpunct), ein vielartiges Amalgama dessen, was unter Ereignissen und Erscheinungen, den aktiven und passiven Regungen unses Geistes, als Deutung des Lebens und der Gegenstände, als Produkt ihrer wechselseitigen Deutung sich einprägt. Also die aus unserer innern Welt zurückkehrende Anschauung der äußern, oder das, was hierdurch als Auslegung und Form auf sie übertragen ward. Man könnte also sagen, jede Mythologie eines Volkes sei der in sich selbst und seiner Vergliederung abgeschlossene Fortschritt und das System alles dessen, was in geschichtlichen, physischen, moralischen und ästhetischen Erscheinungen auf sein Leben mit besonderem Nachdrucke eingegriffen, und die Ansichten desselben nach einer, durch oder über Neigung und Fantasie, in deren Auslegungen entsprungenen Gewalt von Begriffen und Vorstellungen, der Verkettung derselben unterwarf. Man könnte sie als die innerste durch Einwirkung des Aeußern, entstandene Geschichte seines Geistes betrachten, und selbst die äußere oft hierdurch erläutern; wenn nicht so viel zufälliges, von andern Völkern herübergekommenes, oder aus besonderm Geist und Macht eines einzelnen Mannes zur Verbreitung sich beimischte, wenn nicht Fantasie oder die augenblicklichen Stimmungen eines unter

besonderer Angst oder Freude wichtig gewordenen Zufalles nach Gesetzen fortschritten, die wir nicht genug kennen; — wenn das, was wir anzusehen haben, als ursprünglich der menschlichen Natur allgemein eigene religiöse Triebe und Grundforderungen, welche das Gemüth überall aus sich selbst zieht, und deren übereinstimmender Inhalt uns als gleichartige Basis in allen Religionen entgegentritt, schon schärfer und näher auseinandergesetzt wäre.

Man denke an das Räthsel: »Was ist mächtiger als das Feuer?» — Antwort: »Wasser, weil es löscht.» Es ist die Geschichte all' unserer Geschichten und Naturräthsel und Auslegungen. Der Begriff einer Macht ist überall das bleibende und richtige. Das Factum ist auch wahr. Aber nur seine Auffassung und Verstehen durch ein jedesmaliges Verhältniß, die Verwandlung eines quantitativ, relativ, besonders Bedingten, in ein Allgemeines und Absolutes schafft das nur durch ein Uebergewicht sieghafte zur höhern Macht. Denn wie mächtig herrscht Feuer in andern Fällen über Wasser! und das im Verhältniß von 100 : 80 gelöschte, d. h. niedergewogene Feuer wird im Verhältnisse von 80 : 100 (80 Eimer Wasser gegen eine 100 gleiche Feuersgewalt) gar bald im Dampfe zersprengt, des Gegners Gewalt nur vermehren.

Viel Mühe ist verschwendet worden, Mythologien aus einem Princip ihrer analogen Entwicklung als rein aus sich Fortschreitendes zu erklären. Alle vielleicht sind Bruchstücke, in ihrer Entstehung und Fortschritt oder Aufbewahrung, aus einzelnen zu einzelnen gehäuft, unter erklärenden Beziehungen in einander gepaßt — aufgereihte Perlen an einer Schnur. Für welches Amalgama ich die griechische halte, habe ich früher erörtert; theurgische Tradition, geschichtliche, eigene,

fremde Geschichtsträume verschiedener Jahrhunderte, durch Aehnlichkeit auf einzelne Gestalten gehäuft, was mehrern zukam, z. B. Herkules. Theosophische, naturphilosophische, rein sittliche Traditionen, Bruchstücke eines frühern oder fremden Systems oder selbstgedachter Allegorien, lokale Empfindungen in Werke eines geheimen Wesens verwandelt. Das Alles konnte Jahrhunderte sich forthäufen, ehe man es in ein System, in ein geschlossenes, in ein Dogma zu fixiren, von mehreren Orten her versuchte. Hierdurch wieder neue Mischungen aus eklektischen Bruchtheilen. Also jedes Einzelne kann nur einzeln durch si: erklärt, abgeleitet, in seine eigene Geschichte aufgehoben werden, so weit historische, lokale, anthropologische Elemente sich finden, oder der Geist unter seinen ewigen Ideen als deren zu besonderen Formen Gewordenes, darthun sich läßt in ihnen oder aus ihnen. Was drüber ist, wird Traum.

Es hatte das Heidenthum seinen Mystizismus wie jede andere Religion.

Es stehen also der Völker Götter und Religionsformen mit ihrem Charakter als wechselseitiges Erzeugniß und Wirken in vielfacher, aber immer nur stellenweiser Harmonie. Nur stellenweise erklären sie sich wechselseitig, sie zeigen auf Bedeutungen, die im Geiste entsprangen, auf die Gebilde seines Innern, auf das, was er durch Ereignisse, Umgebungen und das früher Gebildete ward. Alles fragmentarisch, ein Ganzes (besonders bei so vielen für uns verlornen Daten) vielleicht nie, oder wo man es sucht, bloß hypothetischer Bau.

Sie sind, wie schon gesagt, als ein Fortschreitendes in voller Freiheit aufzunehmen; was und wie es sich darbietet, einzu-

reihen, wie es gefällt, bevor eine Norm Stelle und Zusammenhang vorschreibt. So entstehen, wo Liturgie und Dogma sie fixiren, im Geiste derer, welche sie fixiren, entsprungene Auslegungen, welche Vorzeit und Nachzeit auf immer trennen, und die erste, und ihr freies Leben in der zweiten, in ihrem Normalleben untergehen läßt.

Nun vollends in einer Religion, die, wie die christliche, nicht eine nationelle, sondern eine weltaufnehmende war! Wie viel Fremdartiges, Manigfaltiges von einer Seite muß in sie übergehen, wie sehr hinwiederum alles Nationelle von ihr ausgeschlossen bleiben!

Gerade weil alles auf einem in sich abgeschlossenen, dem nationellen, unverwandten Princip beruhte, wurde alle Fortbildung mehr das Werk einzelner Menschen, ihrer An- oder Absichten, alles mehr erbaut auf monarchische, von Wenigen ausgehende und in ihrem Geiste und Lage entstandene Geheiße. Im Ganzen also mehr Unterwerfung als eigene mitbildende Freiheit der Gemüther. Nichts blieb Wahl, alles Vorschrift. Auf dieser Bahn ging die christliche Kirche zu ihren Gestaltungen über, auch hierin von dem Principe der heidnischen Religion (dem plastischen und Ursprung gebenden) verschieden. Der größte Theil ihrer Geschichte läßt sich an diesem Faden und der Analyse seiner innersten Wirkungen, Tendenzen, Bedingungen, Anlässe und Möglichkeiten, entwickeln.

Ein monarchisches Princip ward die Quelle ihrer Gesetzgebung, weil ein abgeschlossenes, unbewegliches Dogma wenigstens in seiner Auslegung, für deren Einheit, Anwendung und Uebertragung auf's Leben einem von Gott Ausgezeichneten zu überlassen immer mehr nothwendig schien, erst in jeder einzelnen, dann in der allgemeinen Gemeinde.

Daß Gemeindegeschäfte entstanden, daß eine Gemeinde...
(das Heidenthum bildete sich weniger zu Gemeinden, hatte Observanzen, aber nicht eigentliche Gesetze und Gesetzgebungen, eigene Ueberzeugungen eines jeden, aber wenig gleichstellende Lehren, einen Dienst jedes Gottes in seinem abgesonderten Kreise, keinen allumfassenden in einem) macht den besondern Charakter, aus dem alles weitere sich gestalten ließ. Darin lag der Eingang für alles, was später in ihr sich ereignete: Der Punkt (punctum saliens), ihrer Wirren, ihrer Geschichte, ihrer Formen.

Was heißt Form? Der Dinge äußerer Umriß für die Erscheinung — das Bild, unter dem der Gedanke jeden im Geiste gespiegelten Stoff reflectirt. In den meisten Fällen — das negative oder passive Verhältniß des Stoffes zu seinen Erscheinungen.

Ein Doppelwesen (jenes objective Hinausstellen des Subjectiven gehöret mit unter seine Wirkungen sowohl, als das, wodurch es sich recht in seiner Trennung erhält), eigentlich eine stets aktive Doppelpolarität mit erzeugt oder activ erhalten durch unsere Stellung zwischen Objectivirung und Subjectivirung und den steten Umwandlungen dieser Pole, wie in der Eisenstange durch eine veränderte Stellung) liegt in jedem Menschen, durch beidverwandte Stoffe, Reize oder Thätigkeiten sich näher erhalten, versöhnet, wechselwirkend, und darum versteckter, unmerkbarer, bis in einzelnen Fällen durch besondere Erfordernisse, Begebenheiten oder Krankheit im Geiste, beide Differenzen in reiner, greller Scheidung, jedes mit seiner besonders in sich allein verfolgten Thätigkeit, hervortreten, wie ich jetz: den Fall vor mir sehe... alles, was zu thun wäre, einsehend, alles nicht geschehene in bitterer Reue

und Hoffnungslosigkeit wiederkäuend, ganz in der Vergangenheit lebend, und doch gefühllos für die Gegenwart, regungslos für alles bessere Wissen, welches in ihm spricht, aber alle Pforten des Willens, des Bewegens, des Thuns, den Uebergang ins Handeln in sich verschlossen findend, alles anhörend, und mit — »zu spät«! beantwortend, alles, was einst folgen wird, einsehend, aber alles, was es vermeide, Hülfe sich und andern versagend, weil er es schon als gegenwärtig ansieht.

Diese Beschaffenheit und dieser Zustand des Menschen ist bei jeder Geschichte über Bildung und Entstehung der religiösen Gewalten mit in Erwägung zu ziehen: Nur dadurch konnten Macht und Schrecken-Systeme, Dinge, die den Menschen in einen steten Widerspruch mit sich setzten, wurzeln.

Waren die Menschen weniger erschrocken, weniger mit sich selbst in steten Zwist; also über sich selbst mehr gesichert, wo hätten jene Riesengewächse Boden und Nahrung gefunden?

Es gibt historische (mythisch gestaltete), es gibt mystische, es gibt naturphilosophische, ideelle, moralische Götter, andere, die blos aus den Formen als deren Postulate hervorgingen. Das Wesen aller Religionen in ihrer äußern Entwicklung ist immer zugleich (durch seine eigene und die verschiedenen Seiten menschlichen Natur) auf historischen, anthropologischem und politischem (d. h. nach einer Form der Macht strebenden) Boden zu erforschen, und dem wechselseitigen einander Durchdringen dieser Dinge. So ist Vesta — die in ihrer eigenen Größe sich verdunkelnde Conzeption eines Weltalls und seiner innersten Grundkräfte eine wechselseitige Durch-

bringung des naturphilosophischen und anthropologischen. Jupiter in späterer Gestalt eine Mischung fast aller angezeigten Quellen.

Wenn der Kern alles Religiösen das Sittliche ist... die in der Beziehung auf ein Höchstes... d. h. in sich wahres, durch sie bestehendes, von keinen vorübergehenden Bedingungen abhängiges, gefundenen Verhältnisse zu allen übrigen Dingen, die in einem Ewigen und Ganzen erkannten Maße alles Vorübergehenden und Einzelnen, oder in der obersten Bestimmung ergriffene Bedeutung jeder mindern; so ist leicht zu denken, wie alles, was nicht vom Sittlichen aus in unmittelbarer Durchdringung des Sinnes mit seinen Gefühlen, Gesetzen und Lichtpunkten auf solches zurückführt — ein Losreißen des Religiösen in seinem Stamme, vom innersten Organismus seiner Begründung, seines Seins und seines Bestehens in unserm Wesen, ein Verkümmern und Zerstören in seinem eigenen Dasein genannt werden möge. Jedes Versetzen desselben auf zeremoniösen, sphragistischen, theosophischen Boden, eine völlige Veränderung desselben, und hierdurch ein Schwanken, Zerrütten, ein nicht mehr durch sich selbst in eigener wahrer Stammfolge entstehendes, durch sie und in ihren Hinweisungen verstandenes, befolgtes, kurz aller menschlichen Dinge grundloses Dastehen, eine, sich selbst immer aufhebende, in keinem Ganzen sich begreifende Verwirrung.

Nun wird aber eine wahrhafte, durchgreifende, dauernde Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes nur dadurch möglich, daß ein practischer, männlicher Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde und Pflicht durch Erziehung in künftigen Bürgern ausgebildet werde. Es kann keine wahr-

hafte, d. h. auf ihren eigenthümlichen Richtpunkten sich bewegende, in den eigenthümlichen Thätigkeiten, welche die Entwicklungen ihres Wesens bedingt, sich übende Religiösität, keinen Stoff gleichsam, an welchem sie sich für dieses Leben verkörpern, und in eine Analogie eintreten (sich mit ihm wirksam und wesentlich verschmelzen) kann, geben, ohne jene vorbenannten Dinge und die Beziehungen sowohl, als Erklärungen und Erthätigungen alles Religiösen durch sie.

Eine Religion, die uns nur Dinge außer dieser Welt und außer diesem Leben, und nicht die wechselseitige Beziehung aller Dinge auf einander, in wechselseitigen Kräften, Gesetzen, Bestimmungen und Bedingungen zeigte, könnte, weil sie sich außer das Leben stellte (nur herrschend, und nicht mit unsern täglichen Thun belehrend, erklärend, verweisend, erhebend, nach dessen innersten und eigentlichsten Ausführbarkeiten, als Seele gleichsam seines Körpers, mit ihm Eins sein und fortschreiten wollte), eben so wenig für's Leben eine andere Wirkung, als Entfremdung und Entzweiung mit sich und allen zugehörigen Dingen, eben so wenig einen andern Werth haben, als jede in diesem Sinne verfaßte Geschichte, Philosophie oder andere Wissenschaft. Eben so wenig als die in gleicher Abweichung vom rechten und wesentlichen Ziele des thätig ausübbaren Lebens entstandenen Dinge... Pedanterei, Gedächtnißkram, Mystizismus, Schwärmerei, philosophische Andächtelei oder Faselei, Ideologie, Schwämme auf dem modernden Holze eines ermatteten, kranken, sich selbst ohne große Gegenstände in nichts zureichenden Zeitalters wuchernd ... todten Sinnes, todten Wissens, das hier leichter aufkeimt, als ächter, praktischer Sinn, der allein die Gesellschaft auf eine erfreuliche Stufe der Kultur hebt.

Was sollen uns Leute, die mehr von den Urzeiten vor aller Geschichte wissen, als von Rom oder Athen, mehr vom gehörnten Siegfried als von Homer, mehr vom lieblichen Deutschthum des Mittelalters als vom Leben, mehr von den Träumen der sogenannten Naturphilosophie, als von den Bedürfnissen der Zeit und den Mitteln zur Abstellung ihrer Gebrechen? Wer kann von solchen Leuten ein Eingreifen, ein Umändern öffentlicher oder einzelner Fehler, — von dem, was sie Religion nennen, ein mildthätig verändertes Sein, einen höhern Sinn alles Lebens erwarten, und muß nicht vielmehr in ihnen die blinden Dümmlinge eines matten, verworrenen, in seiner Hoffart an sich verzagenden Geistes, oder die Betrogenen und Werkzeuge einer ganz im Verborgenen durch jede Verwirrung des Geistes ihr eigenes, dunkles Reich zu mehren thätigen Macht sehen? Theosoph, oder Kabbalist, oder sphragistischer Schwärmer, oder was noch weiter dahin gehört — die alte Schlange wacht immer, und lauert immer auf jeden als Beute, der sich vom einfachen, edlern, eigen kräftigern Lichte der höhern Wahrheit und ihrer Wege entfernt.

Es findet bei Religiosität, wie bei allen Dingen, die aus dem Menschen hervorgehen, das alte Gesetz Statt, nemlich: Nichts steht allein; alles im Menschen bedarf eines zweiten, an welchem es durch wirksame Verwendungen erst in sich selbst zu Entwicklungen seines Vermögens, zu eigenem Sein und wachsendem Verstande gelangt. So tief liegt das gesellschaftliche Princip, das plastische Grundgesetz der Menschheit, in alles und bis in das Innerste des Menschen und seiner Anlagen verbreitet.

Es kann nur Eine Religion, d. h. nicht in ihren Grundsätzen, sondern in ihrem wirklichen Dasein für's Leben, geben,

weil Eine Gesellschaft; nur einen Verstand der Religion oder ein durch sie bewegtes Gemüth, weil eine gesellige Verwendung und Beziehung jedes Menschen auf Dinge außer sich, die eben so sehr seiner Beihülfe, als er der ihrigen bedürfen.

Ich unterscheide eben darum, und wollte es wieder in beiden Worten stets streng unterschieden haben ... handeln und thun. Thun, was einen Menschen beschäftigt, ohne daß darum außer oder in ihm eine Kette fortschreitender Wirkung entstünde... ein todt in sich selbst vergehendes Bewegen; Handeln das Gegentheil hiervon. Freilich thut, wer einen Stier opfert, oder eine äußere Ceremonie vollbringt, auch etwas. Er entsagt auch wohl einem Genusse, den ihm das Gebot bei Strafe versagt. Aber hat er dadurch, daß er mit dem Eigennutze augenblicklicher Furcht eine vereinzelte Form meidet, die Kraft erworben oder geübt, welche durch sein ganzes Leben bei jeder Gelegenheit mit stets heller Einsicht und immer gleich rüstiger Bestimmtheit das, was ihm gelüstet, sich versagt? Wenn ein höheres Gesetz anderes gebietet? Hat er in einer einzelnen Beobachtung dieses hohen Gesetzes und seiner Gründe auch seiner Ausübungen Gründe für sein ganzes Leben in eine thätige Entschiedenheit — in ein Handeln verwandelt? das heißt in etwas, was durch sich selbst fortschreitend, fortwachsend, ihm selbst, und was sich mit ihm berührt, das Leben einer immer höhern Entwicklung bereiten oder mittheilen hilft? Und das nenne ich handeln; das eine Religion, die hierauf ihr ganzes Dasein vermittelt, eine wirklich heilbringende, ihr eigen Wesen begreifende und durchführende.

Wir haben für viele (zur Geschichte der Menschheit und

ihrem Verständnisse so nöthig zu erläuternde) religiöse, politische und politisch priesterliche Ideen, Transmissionen, Erbthümer der alten Zeit (von denen manche, wenn gleich mit völlig erloschenem historischen oder fortdauernd sächlichen Zusammenhange, bis tief in unsere Zeit und vielleicht noch weit über sie hinaus wirken, und zu mancherlei Entwicklungen und Ausbildungen (deren Stammfolge sich uns verbirgt) mitgewirkt haben — sei es syngenetisch, sei es antagonistisch und durch Erregung zum Kampf, — gar keine historischen Belege, sie selbst nach ihrem damaligen Sein und Entstehenkönnen, ihrem Ursprunge, Fortgange und Macht, den Dingen, welche hierzu Anlaß geben mochten, rein zu verstehen. Z. B. die alte Erscheinung aristokratischer Priesterkasten, so daß, wie z. B. in Rom die spätere Aristokratie der Geschlechter nur eine spätere Ausbildung des früher auf Priesterthum gegründeten und in ihm enthaltenen Stammvorzuges war.

Aus Kolonien, aus priesterlichen vielleicht und bekehrend ausgesendeten, aus den Vorzügen eines in höherm Wissen und Lehren geheiligten Stammes, aus der Nothwendigkeit, sich in Scheu, Ehrfurcht und Folge gebietender Absonderung von den Halbbekehrten zu halten, aus dem besondern Umstand, daß beinahe das ganze Priesterthum einer bekanntern Jahrhunderten vorgehenden Zeit zugleich ökonomistisch und kaufmännisch, Landbau und Handelsverbindung gebend, das äußere Leben mit dem innern verknüpfend und eines durch's andere begründend, war. Wie der ganze Hergang sich am bildlichsten in den edlern Ueberlieferungen der Bacchischen Weltbildungszüge, des indischen Bacchus und seiner gewaffneten und Kultur bringenden Apostel darstellt. Durch Handel

und Kultur verbreiten jene Priesterkasten ihre Kolonien. Sie wurden Edle der spätern Zeit durch Reichthum, Dank, Institution und Geheimniß. Es ist hierbei nöthig, was ich unter historischem und sächlichem Zusammenhang, syngenetischen oder antagonistischen Mitwirkungen verstehe, festzusetzen. Historisch sei, was durch mündliche oder schriftliche, oder auch eine solche Ueberlieferung, an der menschlicher Scharfsinn aus den Analogien oder Bedingungen, die nichts anders zulassen, die factisch genealogische Verkettung der auf- oder absteigenden Linien durch mehrere Glieder hinauf darthun kann ... in früher Abstammung sich Glied vor Glied nachweist, also der größte Theil menschlichen Wissens und glücklichen Ergänzens und Errathens, selbst das meiste philosophische; sächlich — was in sich selbst mit fortwirkender Reihe von Ursache auf Ursache, oder durch Berührung und Anziehung mit andern sich gestaltend und fortschreitend — dem menschlichen Auge, in den meisten Fällen wenigstens, verborgener bleibt.

Es gibt einen dritten — den symbolischen — was Anfangs nur Bildzeichen war, in seinen Formen durch Auslegung und Wunderkunst des menschlichen Gemüths hinüberschweifend endlich in die schrankenlose Ferne, durch eine forterzeugende Assoziation gegebener Bedeutungen. So entstand das durch's Formlose im Zeichen nur immer Gefühl eines Zeichens, aber keinen Begriff erzeugende; das Ungeheure, Unendliche in menschlichen Handlungen fixirt zu glauben, und diesen Glauben zu lehren.

Unfruchtbare Feste sind die, welche eine vereinzelte Thatsache, ein Ereigniß feiern, das mit seinem Ende auch aller Beziehung, aller merkbaren Fortwirkungen (wenigstens auf

entferntere Zeiten) abstarb, und blos als todte Nachricht in Chroniken fortdauert. Was hat das Andenken einer vor 300 Jahren gewesenen Pest mit uns zu schaffen? Ein anderes war die zu Athen im peloponnesischen Kriege, die zu des Staates Untergang beitrug, die eine geschichtliche Beziehung annimmt, und doch — wie unnütz wäre ein Jahrestag selbst ihres Andenkens!

Was keinen geschichtlichen Werth hat, hat keinen festlichen; selbst sonst nicht immer die nöthigen Eigenschaften dafür. Ein Gedächtnißfest ist — Vergegenwärtigung eines Geschehenen... das in seinen Wirkungen auf uns fortdauert, dessen Gedächtniß in allen fortlebt... sich in diesem Gedächtniß einmal recht lebhaft zu concentriren, einer Gemeinde das, wodurch sie besteht, zu einem so innigern Gefühle ihres Zusammenhaltes zu machen... gleichsam eine wiederkehrende Erzählung und Erneuerung der Geschichte, wirkend, in soferne eine Werthhaltung ihres Stoffes das Verwandte, Berührbare und Erklärende in uns ist. Es kann jene Vorgänge in bloßen Erinnerungen, es kann sie in bildlichen Darstellungen erneuern. So kann es Feste in dieser letzten Art geben, die uns blos die Gebräuche vergangener Zeiten, die Art, wie sie des Lebens sich freuten, wie sie es deuteten und begriffen, vor Augen führen. Sie sind so zu sagen dramatischer Natur. Sie dienen wie Schauspiele, und gehören vielleicht zu den besten, weil sie eine entflohene Gegenwart neben die jetzige stellen, weil sie vorübergegangene Geister aus ihrem Dunkel hervorrufen, weil es dem Menschen gut ist, zwei Zeiten sich ineinander spiegeln zu sehen, alltäglich in seiner Fantasie neben einander zu stellen, und weil hierdurch der Sinn eines Volkes zwischen Wirklichkeit und

Bild, Prosa und Poesie an sich selbst auf mehrerlei Weise und mit mehrerlei Kräften festhalten lernt. Der wahre Charakter aber eines Festes ist, daß es dem Leben eine Geschichte und eine Poesie gebe.

Fruchtbare nenne ich also nur die, an welche sich in jedem Geiste eine lange Reihe historischer, politischer, anthropologischer Erinnerungen und Betrachtungen knüpfen kann, die auf das, was aus langer Zeit her fortlebt, was täglich in neue Ereignisse ausbrechen, was unsere Thätigkeiten, wie die unserer Vorväter aufrufen kann, was uns bedroht, was eine beständige Vorbereitung unserer Kräfte, ein stetes Wachen, ein nie Vergessen, ein anhaltendes Ringen seiner Behauptung nothwendig macht — unsere Blicke hinrichtet. Die That eines Dezius, Etwas, das Jeder in sich oder andern wiederholt wünschen kann, kurz das Große und Herrliche, was als das Bild des Göttlichen im Gemüthe uns an Geschichte oder Gedicht so mächtig ergreift.

Etwas Dramatisches ist in jedem Feste, mit dem Schauspiele aus demselben Triebe, zu gleichem Sinne entstanden. Nur daß hier Zuschauer und Mitspieler dieselben Personen sind, und jeder sich selbst zugleich mitfeiert. Dieselben antropologischen Gesetze herrschen über beide. Darstellung, Festhaltung eines Vergangenen, eines Bessern zu sein. Erinnerung soll es geben oder wecken, Erinnerung muß es finden, wenn nicht historisch, so doch moralisch, politisch... ein offenbar Gefühltes, öfter Gedachtes; Wahrheiten, die in uns liegen, die aus uns selbst quellend, hier nur wie an strahlenderm Lichte, wie in einer Stunde der Verklärung zur neuen Erweiterung, zu herrlichem Selbstgefühle sich aufschwingen.

Feste sind Geschichte. Wäre die Geschichte bloße Auf-

zeichnung von Thatsachen, läge nicht etwas, was außer ihr steht, und doch zugleich in ihr enthalten ist (eine Grundanschauung) eine eigene reine Idee a priori, wie Raum und Zeit... ein Höheres und dessen Beziehungen, ein Urbild, und aller Ausbildung Verhältniß zu ihm, ein eigenes durch sich Gültiges, Bestehendes, dessen stete Anschauung, als der durchlaufende Faden ihres höhern Zusammenhanges, als der innerste Werth einer Stelle in ihr, und die Bedingung zu einer allgemeinen Bedeutung, ihr zum Grunde, so möchte jede Streifwache und jeder Flintenschuß, jeder Stadtschreiber und jede Rede Platz in ihr fordern können. Aber da sie Bild der Menschheit, der Völker gestaltenden und Völker vernichtenden Verknüpfung als der Spiegel jenes Bildes sein soll, da wir etwas Höheres in ihr finden wollen, als bloße Erinnerung von heute auf gestern, und etwas mehr in ihr sehen, als bloß einzelne Handlungen, nämlich ihren Zusammenhang und Wirken in Masse, da der Einzelne sich in ihr nur erklärt durch sein Volk, und seine bedeutende Stelle nur erhält durch sein Eingreifen in jenen Zusammenhang, so kann sie nur Ereignisse durch ihre Beziehung hierauf, Völker gestaltende und vernichtende, in sich aufnehmen. So muß sie aber auch oft Kleines, durch seine Menge, seiner Wirksamkeit Folgen neben Großem, das unfruchtbar bleibt, in sich aufnehmen. Was den Zusammenhang gibt, ist ihr wichtig *).

Das menschliche Wesen hat nicht einen, sondern mehrere Empfänglichkeitspunkte ... es empfängt durch Verstand, Gemüth, Fantasie, in jedem durch die Prinzipien, Neigun-

*) Feste sind Geschichte, aber ihr Epos. Darum eignet sich nicht alles Geschichtliche für ein Fest. Feste sind der Uebergangspunkt des Geschichtlichen zur Poesie.

gen, Typen, welche die thätigsten, die reizbarsten, die vorlautesten, aller Dinge entscheidendere Beziehungen, geworden. Jeder Gegenstand wird zugleich, oder lückenhaft durch das Stillstehen eines Einzelnen, oder verworren durch die Verwirrung, die zwischen ihnen, von einem zu den andern waltet, ergriffen.

Warum der Mensch, selbst wo er fortzuschreiten scheint, sich meist nur in rückgängigen Bewegungen zeigt... vom Bessern zu einem in Schaalheit verflachten, vom gequäkt Erniedrigten nur durch Noth und Jammer zum rettenden Bessern zurückgetrieben, warum er gewöhnlich nur zufällig, indem er etwas anderes flieht, vorwärts geht, aber selten aus recht freiem Triebe, mit Bewußtsein ergriffenen höhern Ziele? Warum das Ideelle, das doch allen als Belustigung gefällt, auf's wirkliche Leben so selten Einfluß und eine entscheidende Leitung erhält? Fordert nicht einen, sondern viele, und zum Theil sehr kleine Gründe zu dessen Erklärung! Die meisten aber sind zugleich in der Frage zu finden... Warum das, was seiner Natur nach ideell, am sichersten und bestimmtesten zu einer solchen Auffassung des Lebens führt, am wenigsten so (seitdem wir die Geschichte kennen) behandelt wurde — das Religiöse. Wenn die, welche sich einer Sache anmaßen, sie weder nach ihrer Würde fühlen, noch nach ihrer Wahrheit (jedes mit ihrem Recht... dem Rechte des menschlichen Anspruches auf ihre wahrhafte Anwendung) gebrauchen, wenn alle verwirren helfen, was sollen die andern?

Jeder Mensch wird durch seine Stellung ein doppeltes Wesen. Was er besitzt, übt er auf eine zweifache Art aus. Jeder fühlt sich im Vergleiche Einiger Hoch-, im Vergleich Anderer, nicht ohne Groll, Tiefgeboren. Er findet im Wagen

alle Fußgänger, 20 Secunden darauf, zu Fuße alle Wagenfahrenden ... lästige, langweilige, ungeschickte, insolente Geschöpfe. Da er selten aus dem Augenblicke heraustreten, selten also gerecht, und weil nicht gerecht, selten mit sich selbst in richtigem Zusammenhange und Konsequenz sein kann, so — man folgere weiter — z. B. kann er selten zu freiem, klaren Sinne gelangen, weil er immer nur augenblicklich Einzelnes, nichts Ganzes in sich sieht.

Es läßt sich leichter auf Massen, als Einzelne wirken, leichter erste als ein letzter bekehren. Man gibt selten Jemand eine persönliche Macht über das eigene Meinen. Aber die Stimme eines Unbekannten wirkt wie eine Stimme des (man steht immer gegen ihn auf der Hut) Himmels, je nach der innern Leere, verwandten Neigung oder ungestillten Bedürfen. Es wird ein Ehrgeiz, sich unter ihre Nachfolger zu reihen, wie es eine Art Ehrenpunkt ist, seine eigenen Halbansichten gegen einen Einzelnen zu vertheidigen. In beiden Fällen gilt es, eigenen Verstand geltend zu machen.

Aus diesen Beobachtungen ziehe man nun zu Beantwortung jener Fragen, so viel sich daraus ziehen läßt. Sie werden auf manche Antwort führen.

Wie Plato bemerkt, ist Belehrungseifer theurgisch abergläubischer Religionsversinnlicher schon im hohen Alterthume zu finden. Schon vor zwei, drei Jahrhunderten, erzählt er, schweiften Menschen ohne irgend einen Auftrag des Staates, als Dolmetscher und Gesandte der Gottheit umher, eine Leichtgläubigkeit, ein Wunderhaschen im Volke zu nähren, die sie entweder wirklich in sich trugen, oder zu tragen sich stellten. Von Volk zu Volk ziehend, Gottes Zorn verkündend, neue Gebräuche ihn zu sühnen stif-

tend, die Menschen schwächend oder verunseligend durch die beängstigenden Gewissenszweifel, die sie erregten — entstand die verbreitete Gültigkeit der meisten aus Gaukeleien, bei einigen aus Macht ihrer Talente, wie Abaris der Skythe, Empedokles von Agrigent, Epimenides der Krete. Die Eindrücke, welche sie hinterließen, hatten das Reich der Entstellung aller geistigen Religion in sinnliche verewigt. Eine Gesetzgebung, die außer dem allgemeinen Religiösen und dessen heiliger Achtung und Bewahrung, feststellend, strafend in das Innere der Religionen, zumal wo mehrere in einem Lande, eingehen wollte, vergißt ganz, was Religion und was gesetzgeberliches Vermögen, was Art und Schwanken der Menschen sei.

Quest ce en effet, la religion? sagt de Serre. Ce qu'il y a de plus libre et de plus fort. L'amendement (statt Morale publique-Religion zu setzen porte atteinte a cette liberté, et il meconnait cette force. Sous ce dernier rapport il est temeraire et dangereux: sous le premier il est tyrannique et irreligieux. Die achtbarsten Menschen entgehen nicht dem Einflusse ihrer Zeit: das Unrecht der unsern ist — den Sinn dieses Wortes allzusehr zu generalisiren, et de ne pas y voir une croyance, une observance positive*).

*) Man kann noch beisetzen... in so weit sie menschliches Eigenthum wird. Und so weit sie dieß ist, eine Ansicht und Meinung wie Uebermenschliches in einem menschlichen Geist, nach seinen Kräften, nach seinem Ernste, nach der Stellung seiner angebornen ererbten und erworbenen Begriffe, zu Glaube und Verständigung gelanget und gelangen kann. Als Lebensbegriff, als Quell der Reinheit und der Macht, mit welcher Ideen sich in ihm gestalten, und Sinn des Lebens, Verhältniß zur Gottheit, Grad seiner

Alle Völker haben unter diesem Worte verstanden, den Glauben, den Gott selbst dem Menschen eingeflößt — ein Gesetz, höher als alle durch Menschen gegebenen. Er muß also öffentlich bekennen, verbreiten, vertheidigen, was er innerlich fühlt und meint. Daß man jeden, so lange er andere nicht mit Gewalt stören will, hierin gewähren lasse, die Freiheit des Wortes in der Predigt ist der einzige Weg zur Versöhnung, zur Ruhe. Jede Religion muß auf ihrem Gebiete frei lehren können. Mag Jeder den Gegner profan nennen; in dem Sinne, als er seinen Glauben für den edelsten hält, kann er nicht anders. Er hat das Recht, er hat die Pflicht in seiner Ansicht. Schleppt ihn zum Scheiterhaufen, so viel eifriger wird er lehren!

Erhebung über das Sinnliche, steht jeder mit sich allein; er ist nicht, was er nicht durch sich selbst wird. Als Lebensnorm gehen alle in die Sittenlehre, in das Verhältniß zu andern und allen über. Nur aus dem allgemeinen Prinzip der Moral und Wechselseitigkeit läßt Recht und läßt Pflicht sich fordern und leisten; nicht einmal die Begeisterung, der ideale, poetisch sittliche Sinn läßt sich ja zu einer Forderung machen; nach dem reinern Vermögen menschlicher Naturen sich erörtern und feststellen. Gerecht soll der Mensch sein. Mit wie viel mehr oder weniger Kraft er es sei, läßt sich nicht begehren, — nur daß er leiste, wie nothwendig ist, daß Alle leisten. Nur hiernach können Vorschriften der religiösen Moral, das äußere Handeln zwischen Menschen zu Grundlagen der wechselseitigen Verhältnisse gelangen. Das innere Sein eines Menschen, das kein menschliches Auge zu durchdringen vermag, kann also nie Gegenstand eines menschlichen Richters — nur eines göttlichen sein. Das ist's, was alle Religion will, und zu ihrem innersten Wesen macht, auf daß das Gute geschehe durch einen höhern und ewigern Grund, als das blos äußere, wechselnde, schwankende Urtheil der Menschen.

Unbedingte, ausschließende Herrschaft kann man keiner erlauben, weil in einer so heiligen und überdieß innerlich individuellen Sache ein Mensch weder das Recht, noch das Vermögen hat, billige Herrschaft auszuüben. Weil jedes Herrschen, besonders hierin, wo mehr Glaube und Gefühl als logischer Verstand in Thätigkeit ist, sich so leicht mit seinen verworrenen als absichtlich gewaltsamen Neigungen verbindet. So verfolgte der Heide die Christen, wie später die letzten oft leider ihre eigenen Verschiedenheiten. Nie haben Gesetze hierin etwas Gutes, nur immer etwas Uebles vermocht, weil sie aus einem falschen Prinzip sich einer Sache ermächtigten, die ganz außer ihrem Gebiete liegt. Jede Religion reicht sich selbst zu. Man vergißt, was sie selbst vermögen, wenn man ihnen eine falsche Stärkung durch Gesetze verleihen will. Et qui sommes nous pour protéger le tout puissant? Voulons nous lui prèter notre foiblesse? C'est à la religion de proteger les lois humaines et les hommes qui les font.

Gerade wenn man Religion an die Stelle von Morale publique setzen wollte, les tribunaux retomberaient dans un vague plus dangereux que celui qu'il veut prevenir par la regle qu'il veut leur donner.

Morale publique. — Allen Völkern gemein, gleichzeitig allen Gesellschaften; ohne sie gar kein Sein einer Gesellschaft, als Inhalt aller Grundlagen, durch welche der Gedanke eines Guten und Bösen, einer Tugend und eines Lasters den Menschen möglich wird. Fragt die Geschichte: Stifter und Zeiten der Stiftungen großer Reiche bezeichnet sie. Nie ein Anfang jener Wahrheiten, sie sind älter als die Völker. Aberglaube oder Verviehung, so stark sie auch herrschten, jene Wahrheiten haben sie nie vertilgt. Je reiner die Religion,

je mehr werden sie von jeher geachtet. Es gibt unglückliche Zeiten, die sie schwächen; ausgelöscht haben sie sie nie. Sie sind das Köstlichste der Menschheit, der Keim, aus dem sie erwächst.

Courvoisier setzt noch bei: Religion bezeichnet die Pflichten gegen Gott. Moral die Pflichten gegen seines Gleichen und sich selbst. Die erste ist also in den letzten, aber nur in Keime verschlossen enthalten, wie die Art in der Gattung. Alle Religionen haben in demselben ewigen Gesetz, der Quelle aller Religionen, geschöpft, alle setzen ein Gutes und Uebles fest. Alle erkennen das Unrecht für Sünde. Wer sie auch lehre, sie sind in jedem Falle heilig. Alle Religionen wollen die Menschen bessern und sichern, der Zweck von allen ist also Moral... unter ihren höchsten, absolutesten Gründen angeschaut. Nur da, wo sie ihr eigen Wesen aufgebend, sich in sinnliches überarten, oder durch sinnliches herrschen wollen, werden sie ein wildes Spiel des Zufälligen oder der Absicht.

Cultus — man muß ihn haben; — nur ist die Frage: wie? Die Menschen sind weniger sinnlich, und mehr geistig, als man gewöhnlich glauben machen will, und was man auch von den Wirkungen des Sinnlichen sagt, es ist weder so wirksam, noch dauernd, noch gewiß in seinem Einflusse, als man wähnt! Es wirkt mehr durch Neuheit, durch Leere und augenblickliche Ueberraschung, es wird mit dem Alter schaal oder lästig, bestritten oder immer neuer Uebertreibungen bedürftig. Es ist menschliche Unart, Verhaltung, darum mag man's zum augenblicklichen Hülfsmittel, aber nie zum Prinzip für irgend eine Bildung der Menschen machen. Religion gehört unter die plastischen Kategorien des Menschen, wo der Stoff aus den Sinnen stammt, nnd kann in ihrem Tausche bis zur Verges-

samheit des Geistigen sinken: Aber wo der Stoff aus dem Geistigen stammt, da fühlt er unruhig, unbefriedigt, schwankend oder verunwillet, bald die unreine Mischung, und sucht sich aus ihr zu retten, freilich oft, indem er allzu hastig Beide zugleich als Betrug wegwirft.

Falscher Cultus ist ein künstliches Außer sich setzen und sehen wollen, was nur in uns ist. Der sogenannte Hang und Bedürfen eines religiösen Aeußern — ist nicht religiös, sondern eins mit dem Hange des Menschen zur Magie, Zauberei, Talismanie rc. Warum in äußerlichen Darstellungen dem nachjagen, was nur in reinem Verstande unseres Innern, und der innern Verherrlichung all' unserer Gedanken, durch das Gefühl eines Höchsten entstehen und vorhanden sein kann, außer diesem innern Gottesdienste nur Abgötterei, Lippendienst und Entsittlichung wird?

Wenn Sinnliches der Religion sogar zukommend sein soll, warum fordert und behauptet man denn nicht auch, das sittliche Gefühl müsse als ein Symbol, das Denken als eine Gestalt, der ästhetische Sinn als ein Mysterium, und die Poesie als eine mimische Gestalt vor uns stehen? Was ist solcher Cultus als Mimik.... eine Geberdensprache, unsäglicher, wie der Mensch mit willkürlichen Bezeichnungen oder im Traume seiner Wünsche oder magischen Wunderhoffnungen sie erschafft, ein Versetzen der Religion auf sinnlichen, ungewissen und Zeichenboden aus ihrem angebornen sittlichen?

Warum soll, was seiner Natur nach nur des innersten Wesens Artung und Richtung sein kann, seine eigene Welt aufgeben, warum ein Verhältniß werden, über das der Mensch sich in den andern hinüberdrängen will? Alles dieß entspringt aus jener Zertrümmerung des Lebens; weil nichts eins bleibt,

und alles sich widerspricht, wenn der sittliche Standpunkt, der in der Prüfung menschlicher Anlagen und Bestimmungen alles in seiner Einheit und Verzweigung darstellende, einmal verlassen ist.

Was man auch sagen mag, — Werke der Kunst gehen nicht von Religion, Religion nicht von Werken der Kunst aus. Zusammenhang, Beziehung kann überall Statt finden, nur von einem absoluten, sich wechselseitig gehörigen Vereine kann nicht die Rede sein. Ein Stamm des Gemüthes greift in beide ein: dichterisches Gefühl, aber nach sehr verschiedenen Richtungen. Verknüpfend begegnen können sich beide, nicht eins sein. Jedes Bild zieht an ein Einzelnes, und erst durch Einzelnes auf Ganzes in Reminiszenz; Religion ist aber so, daß sie durchaus keine Theilung erträgt, daß sie immer nur Ein lebensumfassendes Gefühl, ein Ganzes durch eine einzige Richtung zugleich nach allen seinen Verhältnissen in sich aufnimmt, nur in dieser Richtung sich beweget ... als ein Sinn, dem Alles nur unter seiner Beziehung zu einem Höchsten erscheint und gilt.

Eine Sache, welche aufgenommen wird in den Geist der Menschen, welche haftet — sich fortsetzt ꝛc. beweist, daß man Empfänglichkeiten des Augenblicks, das, was gerade durch diese Stellung des Geistes, der Wünsche, der Begriffe, Bedürfniß oder glaublich geworden, getroffen habe. Aber daß es gut sein müsse, ist dadurch noch nicht erwiesen. Sonst könnte das wildeste Meinungssystem bis zum Menschenopfer hierin seine Rechtfertigung finden.

Das Eigenthümliche der indischen Mischungen von metaphysischen Begriffen mit historischen in ihren Götterlehren hat eine gewisse Analogie mit dem Griechischen, und beweist hierin ... daß im Gange der Einbildung, auch wo er am

ungebundensten scheint, weniger Willkührliches und ein menschlich Allgemeineres zum Grunde liegt, als man erwartet. Daß der Anthropomorphismus der Griechen einfacher, folglich zuletzt reiner und schöner war, und kunstideales Dasein gebender, als der Indische, der immer an dem fruchtlosen Bemühen scheitert ... transcendente Begriffe anschaulich zu machen, meinen Viele. Ich glaube, das reine ideellere Element sei in beiden aus Einer Quelle; was der verschiedene Gang der übrigen Entwicklungen, des Landes, der politischen, nationellen Thätigkeiten, durch Lage und Umgebung veranlaßt, Anderes hinzugethan, gehöre zu dem Theile, der in der Religion, wie in jeder Sache durch menschlich zufälliger Artungen Ursachen hinzugefügt wird. »Griechenlands Heroen, Indiens Könige und Priester stammen von Göttern. Aber in Indien konnte eine überwiegende Kaste den Bau ihrer hierarchischen Gewalt aufführen und vollenden. Die schnelle Entwicklung der Griechen, bei denen das philosophisch-ästhetische Zeitalter dem heroischen unmittelbar folgte, machte ein solches System (und die mit ihm verknüpfte Ausbildung) unmöglich.»

Als Gang und kategorische Form menschlicher Vorstellung und Geistesentwicklung ist immer zu betrachten, daß außer der obersten Gottheit in ihren drei großen Modifikationen als schaffendes — (Brahma männlichen Geschlechts*) erhaltendes (Wischnu, Narayan, ein auf dem Wasser schwebender), veränderndes, umgestaltendes, zersetzendes (Sinva, Issa, Ißnora, Rudra, Hara,

*) Im Inbegriff aller drei Modifikationen — Brahma, neutrum, das Große, dessen Wesen allem Begriffe außer seinem eigenen entrückt ist.

Sambhu, Mahadewa, Mahesa) Wesen, nebst den dreifachen Gemahlinen, die eigentlich die jeden Modifikationen inwohnenden Kräfte bedeuten; alle übrigen Gottheiten der Indier nur zu den Dewtas oder Gandharvas gehören, und schlechterdings mit jener Dryas nicht in Vergleich kommen. Selbst die Enkel Brama-Mahadewa's, Kasyapa und Aditi, Kinder des erstgeschaffenen Maritschi, das Licht, das zarte Flüssige noch vor der Sonne; Kasyapa — unendlichen Raum unzähliger Welten in sich fassend... fast Uranus, der unendlich gestaltlose Himmel. Mit Aditi, dem ursprünglichen Tag oder seiner eigenen gebährenden Kraft zeugte Kasyapa... Indra, den König des Luftkreises, das sichtbare Firmament und die übrigen zwölf Aditya, Sonnen jedes Monats. Auch Diti, die Nacht war Kasyapa's Gemahlin.

Indra, Fürst der guten Geister, die in Swerga, Sorgon, Dewelogon, dem überirdischen Paradiese, dem Aether leben; daher heißt er auch Diwespatir, auch der Donnerer, dritter Weltherrscher.

Sohn Kasyapa's (des Himmels) mit Maja (der Täuschung) ist Kama, Gott der Liebe.

Unter dem Namen des Brama Issa (Isis?) dachten sich die Indier, die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles besteht, alles erhalten, das aufgelöste ersetzt und in anderer Gestalt wieder hergestellt wird: in gewisser Hinsicht auch das Schicksal. Die Gottheit wird den Menschen in acht Gestalten sichtbar — in Wasser, Feuer, Opfer, Sonne, Mond, Aether, Erde, Luft; das All in den Elementen, und wo sie am wirksamsten erscheinen, in den großen Weltkörpern, anzuerkennen, ist natürlich. Aber sonderbar ist der Schritt... im reinen Opfer (Ghi) die göttliche Kraft vorauszusetzen, und mit

einer Subtilität, die man Jahrhunderte später auf ein anderes System anwendete, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen.

Allegorie, bildliche Physik und Metaphysik ist also das Element der Mythologien, aber Spuren alter Menschengeschichte ketten sich an alle; unmöglich auf reine Thatsache zurückzuführen. »Ja diese innige Verwebung, sagt Forster, des historischen und natürlichen Wahren mit dem metaphysisch und hyperphysisch Ersonnenen oder Geahneten ist wesentlich Bedingniß jeder Religion. Sie interessirt das Herz und den Verstand zugleich durch die Einbildungskraft. Verschließt man ihr diesen Weg, so kann wohl eine vernünftige Sittenlehre noch Eingang finden; aber der Geist der Religion bleibt ausgeschlossen." Als etwas, was immer geschehen, historisch wahr ist das Gesagte. Aber absolut läßt sich's nicht sagen ... der innerste Kern des Sittlichen und Intellektuellen, durch die Fantasie aufgefaßt und auf das Gefühl übertragen, weil ein Höchstes sich nur dadurch faßt und zur herrschenden Beziehung des Begreiflichen wird — das ist doch das eigentlich reine Wesen des religiösen Sinnes und seines Grundvermögens in uns.

Alle Kosmotheologien sind der Dualismus ... erstens des Menschen Spiel mit Ideen und der Ideen mit ihm ... der Standbegriff, die Grundkategorien alles Allgemeinen in der allgemeinen Anschauung, die er einzeln aufzufassen sich nicht entschlagen, aber in ihrer Zusammensetzung, Reihenfolge und Vereine als Ganzes und im Ganzen nicht durchschauen kann ... Zeit, Raum — Welt, Kraft, Sein, Werden, Anfang, Ende; zweitens die Nothwendigkeit, sich alles unter Zeichen und Figuren, annähernden Bildern und

Vergleichen, behalten zu müssen und behältsam, mittheilbar und Dienste des Gedächtnisses immer gegenwärtig zu machen: die Verkörperungen des Sinnes in Zeichen, und später das Spiel mit ihnen als Dingen, denen er nach verlornem oder halben oder durch andere Dinge ergriffenen und gefärbten Sinn, einen weitern und neuen, oder die anschließende Macht weiterer Anschauung und geistigen Rapports zu geben sucht. Nicht überall gelingt ihm das bei Zahlen gelingende Kunststück. Null ist der Kreis, die Figur ohne Zahl, die unendlich ungetheilte — das Sein, von dem die vorgesetzte Zahl nach der Fortschreitung eines Bestimmbaren am Unendlichen, den Theil, gleichsam eine Fraktion desselben, den Zähler am unendlichen Nenner ausspricht.

Alle älteste Menschengeschichte ist Göttergeschichte, durch Erstarrung im Vereinzelnden, das Ganze und seinen Zusammenhang verlassender Mythus, Person- und Menschengeschichte. Göttergeschichte, die endlich immer mehr und in ihren Hieroglyphen und Symbolen fortgepflanzte, am Zeichen statt des Bezeichneten, im Zeichenglauben statt des darin enthaltenen Wissensbegriffes aufbewahrte, gelehrte, erklärte und hierdurch immer mehr aus ihrem ersten Wesen und Lichte verrückte, und durch die abenteuerliche Zeugendeutung sich selbst entfremdete Philosophie der Naturgeschichte, der Astronomie, der Weltentstehung, des Gegensatzes göttlicher und menschlicher Dinge. Daher die meisten Völker ihren Namen von einem ersten König oder Stadterbauer, einem Gesetz- und Wissenschaft-Erfinder, d. h. im Grunde von der Form und dem Namen, unter dem sie am frühesten sich einen einzelnen Gottesdienst, die Dienste eines einzeln aus jenem philosophischen Systeme der Weltentstehung und Erhaltung

einer Subtilität, die man Jahrhunderte später auf ein anderes System anwendete, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen.

Allegorie, bildliche Physik und Metaphysik ist also das Element der Mythologien, aber Spuren alter Menschengeschichte ketten sich an alle; unmöglich auf reine Thatsache zurückzuführen. »Ja diese innige Verwebung, sagt Forster, des historischen und natürlichen Wahren mit dem metaphysisch und hyperphysisch Ersonnenen oder Geahneten ist wesentlich Bedingniß jeder Religion. Sie interessirt das Herz und den Verstand zugleich durch die Einbildungskraft. Verschließt man ihr diesen Weg, so kann wohl eine vernünftige Sittenlehre noch Eingang finden; aber der Geist der Religion bleibt ausgeschlossen.« Als etwas, was immer geschehen, historisch wahr ist das Gesagte. Aber absolut läßt sich's nicht sagen ... der innerste Kern des Sittlichen und Intellektuellen, durch die Fantasie aufgefaßt und auf das Gefühl übertragen, weil ein Höchstes sich nur dadurch faßt und zur herrschenden Beziehung des Begreiflichen wird — das ist doch das eigentlich reine Wesen des religiösen Sinnes und seines Grundvermögens in uns.

Alle Kosmotheologien sind der Dualismus ... erstens des Menschen Spiel mit Ideen und der Ideen mit ihm... der Standbegriff, die Grundkategorien alles Allgemeinen in der allgemeinen Anschauung, die er einzeln aufzufassen sich nicht entschlagen, aber in ihrer Zusammensetzung, Reihenfolge und Vereine als Ganzes und im Ganzen nicht durchschauen kann... Zeit, Raum — Welt, Kraft, Sein, Werden, Anfang, Ende; zweitens die Nothwendigkeit, sich alles unter Zeichen und Figuren, annähernden Bildern und

Vergleichen, behalten zu müssen und behaltsam, mittheilbar und Dienste des Gedächtnisses immer gegenwärtig zu machen: die Verkörperungen des Sinnes in Zeichen, und später das Spiel mit ihnen als Dingen, denen er nach verlornem oder halben oder durch andere Dinge ergriffenen und gefärbten Sinn, einen weitern und neuen, oder die anschließende Macht weiterer Anschauung und geistigen Rapports zu geben sucht. Nicht überall gelingt ihm das bei Zahlen gelingende Kunststück. Null ist der Kreis, die Figur ohne Zahl, die unendlich ungetheilte — das Sein, von dem die vorgesetzte Zahl nach der Fortschreitung eines Bestimmbaren am Unendlichen, den Theil, gleichsam eine Fraktion desselben, den Zähler am unendlichen Nenner ausspricht.

Alle älteste Menschengeschichte ist Göttergeschichte, durch Erstarrung im Vereinzelnden, das Ganze und seinen Zusammenhang verlassender Mythus, Person- und Menschengeschichte. Göttergeschichte, die endlich immer mehr und in ihren Hieroglyphen und Symbolen fortgepflanzte, am Zeichen statt des Bezeichneten, im Zeichenglauben statt des darin enthaltenen Wissensbegriffes aufbewahrte, gelehrte, erklärte und hierdurch immer mehr aus ihrem ersten Wesen und Lichte verrückte, und durch die abenteuerliche Zeugendeutung sich selbst entfremdete Philosophie der Naturgeschichte, der Astronomie, der Weltentstehung, des Gegensatzes göttlicher und menschlicher Dinge. Daher die meisten Völker ihren Namen von einem ersten König oder Stadterbauer, einem Gesetz- und Wissenschaft-Erfinder, d. h. im Grunde von der Form und dem Namen, unter dem sie am frühesten sich einen einzelnen Gottesdienst, die Dienste eines einzeln aus jenem philosophischen Systeme der Weltentstehung und Erhaltung

stand und Funktion eines nur durch beide zugleich möglichen Lebens übergehen. Nicht an sich also, aber unter dieser Form ist sie nur durch Vermittlung eines Subjektiven, nach dessen mitwirkender Art und Beschaffenheit, unter Bedingungen und Beziehungen, die nur aus einer solchen Zweiheit entspringen können, in der Reihe der Dinge. In so ferne also die Gesellschaft nur unter dem reinen Lichte und der Aegide der religiösen Erhebung wahrhaft und zur vollen Erkenntniß und Ausübung ihrer Bestimmung gelangen kann, wird sie eben dadurch und als göttlich bestellte Erzieherin und Bildnerin des Menschengeschlechts, zugleich auch der Mittelpunkt aller religiösen Gewöhnung und Ordnung des Lebens. Ein dem Staate, als ob er nur zu weltlichem, irdischem, niedrigem Zwecke da sein könnte, Entgegengesetztes — eine Zerstückelung seines Wesens, eine Verkennung dessen, was ihm zugehört und integrirt, wäre ein Unding oder eine störend feindliche Nebenmacht, ein durch seine Hoffart gestürzter Engel des Lichts, die ganze Geschichte Luzifers. Als erläuternde Beziehung hierzu und als Beispiel, wie durch eine gedachte Trennung und absichtlich künstlerische Wiederverknüpfung (welches darum keine wahre Einheit ist, sondern nur eine gewaltsame Verkuppelung irrig angeschauter Dinge) beider auf der andern Seite gefehlt werde: Mohamed — »indem der Prophet Feldherr wurde, war es zuerst nothwendig, die Zahl durch den Geist, und den rechten Geist durch die Zahl zu ersetzen. Er brachte die höchste Begeisterung unter die Gläubigen dadurch, daß er den Menschen überhaupt einem unausweichlichen Geschicke, ruhend in der Hand des einen, allbarmherzigen Gottes (wozu er den Schlüssel) kühn unterwarf, den Fallenden für den

Glauben aber höchste Glückseligkeit, — ein Gemisch geistiger und wollüstiger Freuden für ewige Zeiten verhieß. — Durch die Verknüpfung des Befehles mit der Lehre aber wurde zweitens zugleich nothwendig, daß die religiöse Gründung eine politische Umwälzung ward: und als Prophet und Imperator konnte er in dieser Beziehung nichts anderes erstreben, als einen auf festen religiösen Grundlagen vollendeten Despotismus. Wunderbar wirkten beide Verhältnisse ineinander: erobernd durch das erste jener verwegenen Lehre und Verheißung, die aus Mohamed's gefährlicher Lage hervorging, — durch das zweite der Verein des Schwerdts mit der Lehre — die Bewahrung gegen eine abgesonderte Klerisei, aber auch die todte Erstarrung der Lehre und die dem Leben entzogene Reibung der Stände, durch welche die germanisch christliche Welt sich entwickelt hat: von der andern Seite wurde der Herrschaft des Islamismus (die durch die in Asia und Afrika verlorne Heiligkeit des Christenthums, durch klimatische und physische Verwandtschaft mit den Arabern, durch sittliche Veraltung, bürgerliche Auflösung und kirchliche Verwirrung, für ihre eigene frische Macht die nöthigen Stoffe fand) durch den weltlichen Despotismus da Grenzen gesetzt, wo der Geist der Freiheit noch wach war, wo die Natur der Länder den Despotismus weniger ertrug, und da er in der zu großen Ausbreitung seiner schnellen Eroberungen in sich selbst kraftlos oder entzweit werden mußte."

Immer klarer sehe ich's ein ... Menschen-Einheit mit sich und hierdurch mit allem Aeußern und Andern die rechte Ausgleichung seines Innern und hierdurch die mit Leben und Welt — liegt im Anerkennen und Sammeln seiner selbst vor einem Göttlichem. Schon eine logische Nothwen-

digkeit führt darauf ... eine moralische, politische und ideelle fordert ihn auf; der Sinn des Schönen, die Fantasie stimmen bei und sprechen sich aus in dessen Gefühl.

Sein Wesen besteht und theilt sich durch eine innere Erkenntniß — a) in ein Divergiren nach außen, in eine Nothwendigkeit, nach so vielen von außen ihn auffordernden, zudringenden, unentbehrlichen oder bedrohenden Dingen, was ihnen gegenüber er bedarf oder abwenden muß, sich eine weit verbreitete Richtung, ein weites Ausstrahlen seiner Bestrebungen nach so vielen auf ihn einwirkenden Punkten zu geben.

b) In eine Nothwendigkeit, sich selbst durch eine Beziehung, die ihm dies alles nach rechtem Maß und Verhältniß deutet, und durch ein höchstes Allgemeine, in dem sich alle erklären und ordnen, zu behaupten. Er muß die innere Zerspaltung wieder aufheben durch etwas, was in seiner eigenen Festigkeit ihn mit sich selbst und dem Leben ausgleicht, versöhnt und auf eine Einheit zurückführt, an der er sich selbst wieder sammelt und mit sich selbst wieder Eins wird.

Er bedarf a und b; und die Natur vollzieht durch beide ihre Zwecke je nach dem Maße, als er das, wofür ihm die Thätigkeit übertragen ist, — das rechte Gleichgewicht beider in sich herzustellen sich bestrebt, als er fühlt und vollbringt, was ihm obliegt, was sein Erwerb, aber kein Geschenk des Zufalls oder einer fremden Macht je sein kann.

Als Gleichgewicht und Friede des Innern gebende Welt- und Lebensanschauung, nicht als eine Macht, die mit uns spielt, als Quelle unserer Pflichten und Kräfte zum Streben nach Höhern, aber nicht als Zauber, der uns nach seinem besondern Eingreifen bewegt, wirkt die Idee eines Got-

tes und soll sie wirken. Das Ziel ist gesteckt. Das Gehen ist unser.

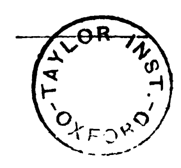
A Toi bonté suprême — Je dois tout ce-que je suis.
N'ayant rien moi même — je t'offre ce que je puis.

Es muß jeder auf sich, auf ein Höchstes, das mit lauten Forderungen ihm überall aus seinem Innersten zuruft, zurückkehren und in dessen unmittelbarster Bedeutung die Welt und sich selbst erklären lernen, und hierdurch, wie klar und eins mit sich, so klar und eins mit Dingen und Menschen werden. Daß alle Größen und Unterschiede der Welt vor jenem Höchsten als niedrig Kleines verschwinden, daß alle Interessen an diesem einzigen, unabhängigen Bild in der Ferne ihrer Geringheit zurücktreten: daß hierdurch ein Maß und Verhältniß für alles Tiefere nach jenem höchsten Gehalte sich entscheide, und in dieser Entscheidung sich Demuth, Milde, Gerechtigkeit, Verhütung falscher Affekte, Beurtheilung irriger Ueberschätzung, freie Gesinnung, und eine Wahrheit, die jeder Sache rechte Beziehung eröffnet, in uns zu ungestörter Entwicklung gelangen, — das ist das Wichtige einer religiösen Welt und Lebensansicht, das, wodurch wir uns als Alle gleich wenig und gleich viel, zu gleicher Würde in der Betrachtung eines Höhern berufen und in seiner Liebe und Erkenntniß vereint, zu wechselseitiger Hilfe und Verbindung, in dem Einen, vor dem wir alle nur Menschen nach dem Werthe unseres Innern sind, aufgefordert finden. Hierdurch entsteht uns jenes Sammeln in uns selbst, jenes Erheben unseres Innern zu Etwas, wozu kein Aeußeres erheben kann, jenes Lossagen von Erbärmlichkeiten, die uns nur entzweien können und quälen, so lange kein Höheres sie in seinem Abstande alle als ein Kleines ver-

dunkelt. Hierdurch Brüderlichkeit, Wechselachtung, Einheit, in gleicher Nähe und Ferne, Verehrung und Liebe des Höchsten, in dessen Anbetung uns allen gleicher Ehre und Würde Theilhaftigkeit als Menschen zusteht.

So konnte Pr. Demas heute wohl predigen: La participation a la ste. communion est un lien de foi (der Erkenntniß Dessen, der uns als der höchsten Liebe Wahrheit und der Aufopferung für solche reinstes Vorbild erscheint), de reconnaissance (des Gefühls dessen, was geschehen und der Pflicht, es in seinem ganzen Werth auf das Bestreben eigener Besserung zu übertragen) de sanctification — (der Durchdringung und Verwandlung unseres Wesens in das reine Bestreben, alles aus freier Liebe der Wahrheit und des Besten zu thun.) Alle Gesinnungen lösen sich auf in die Erhebung eines alles vereinenden und ergreifenden Sinnes der Höhe, auf welcher die Menschen durch Liebe für Alle sich zum Schönsten und Besten ermächtigt — in dem Vorbilde, das Allen gleich vorschwebt und die Gewalt des Gemeinen vernichtet.

C'est le banquet des immortels, le commencement, le pas vers la reunion avec le Sauveur et ses vertus; des Vereines zwischen Göttlichem und Menschlichen.



Geistesfreiheit und falsche Macht*).

Frei zu stehen im Geiste, frei vom eitlen Streben nach fremder Meinung, in ungestörter Eigenthümlichkeit der Weltanschauung, ist unser erstes Recht und erste Pflicht, und aller Rechte, Pflichten und Sittlichkeit Bedingung. Durch sie allein entscheidet sich's, was wir der Welt und Menschheit werth sein mögen.

Nur in einem auf Klarheit ruhenden, selbstbestätigt hellen Geiste alles Wahren kann Freiheit wohnen: Nur in einer, jeder falschen, schiefeindringenden Idee, Neigung oder Trieb entbundenen, Urtheilskraft, die, ohne fremden Einfluß, nach ewigen Gesetzen der Natur, Verhältnisse des Ganzen und des Einzelnen als Ganzes faßt: Nur in einem Willen, der aller in- und äußern Reize sicherer Meister — immer fest an jener Klarheit hält.

Freiheit, Klarheit, Selbstständigkeit sind drei stets gleich im Maße wechselseitig sich erhöhende — und bedingende Eigenschaften desselben Geistes. Frei sein heißt — auf selbstverdientem, offnem Wege des Lichtes und der Wahrheit mit heiligem Gefühle der Menschenwürde wandeln, unerreichbar allen Truggestalten, allen Geschossen, Fallstricken, Launen und Schmeichellauten eigner oder fremder Lust und Selbstsucht, allem Scheine irriger Tugend, allen Banden der

*) Es schien am passendsten, diesen kleinen, selbstständigen Aufsatz, der, wie ein letzter Wille, Meyern's innerste Ueberzeugung und eigensten Charakter ausspricht, hier, als Abschluß seiner Gesammtansichten, einzuschalten, und, als Anhang, die noch vorfindigen aphoristischen Blättchen folgen zu lassen. D. H.

Trägheit, allen Drohungen der Meinung, der Furcht, der Zeit. Frei ist, wer gegen jede Willkühr, Arglist, Klage, Blendung, Lob und Eigenmacht irriger Naturen in seiner durch Kraft, Vernunft und Einsicht erworbenen Selbstbehauptung sicher steht: Wer des schlimmsten vorbedachte Gegenrüstung, des Besten von Furcht und Selbstheit losgerissene Gewöhnung in sich trägt: Wer kein zagend, schleichend, scheu sich selbst vernichtend, unnützleidend Werkzeug anderer, nichts abtragen, nichts sich ablisten läßt.

Die Freiheit eines Jeden geht so weit, als dessen Thätigkeit und Muth. Nur im nicht Vorhergesehenen, im Ueberraschenden, im Falschgebildeten, im Irrig- oder Trägversäumten wird er fremder Mächte Opfer. Freiheit ist ein inneres Recht, frei bleiben eine Pflicht: aber frei sein — unseres Wesens volle, unbedrängte Gültigkeit für unsere höhere Bestimmung — will verdient und erworben werden. Hier wird Versäumniß — ein Vergehen, Verschlummern — eine Schuld. Das Dasein ist des Daseins eigenes Gericht, und jedes innere Leiden — Strafe, die, wer immer, was er in sich bewahren sollte, nicht bewahrt, — billig trägt. Frei im Innern sich erhaltend — nur dadurch ist der Mensch sich selbst und Andern etwas. Alles umgibt uns mit Ketten: mit endloser Herrschlust steht Mensch gegen Menschen gerüstet, nicht der Selbstfreie — denn er achtet und wünscht Andern, was an sich selbst: sondern die, die in träger Gewalt unabhängig sein möchten und gesetzlos und alles erreichend in der Dienstbarkeit, in der Blindheit oder Widerstandlosigkeit der Andern.

Nur als Macht achtet der Mensch den Menschen; der Gemeine, weil er uns fürchtet in unserer unbezwingbaren

Selbstständigkeit; der Bessere, weil er uns ehrt in unserer Kraft.

Jeder Mensch ist von Natur Despot im krankhaft eitlen oder trägen Triebe, sich selbst als bequemen Mittelpunkt der Welt, die Welt als willenlosen Diener seiner Hoffart, seiner Lust zu sehen, und weil im Befehlen man überhaupt am leichtesten zum Ziele kommt. Nur wer im Kampf und Siege der Vernunft den Menschen als freies Wesen ehrt und nur als solches ehren will, wer Gerechtigkeit ... das höhere Verhältniß innerer Kräfte, das allgemeine Ziel der Menschheit im Busen trägt, wer im Fordern oder Geben mit hellem Muthe nur auf das, was allem Recht ist — sieht, — nur Er, wird fern vom Sinn der Schwächlinge, nicht herrschen und nicht beherrscht sein wollen.

Es gibt eine Kraft im Menschen, ohne welche alles Erkennen, Begreifen oder Wollen keinen Grund hätte, die in sich selbst Gesetz und Zweck — selbstständig innerhalb ihrer Grenzen entscheidet — Vernunft. In ihr allein ist Freiheit; das heißt — jenes im Willen selbst erkannte und begriffene Gesetz unseres und jedes andern Wesens; das zu seinem Beweggrund weder schmeichelndes Erreichen innerer, süßer und weicher Beruhigung, noch des Wohlgefallens Anderer braucht, sondern aus innerer Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung in jeder Handlung unbedingt nach ihrem eignen, reinerkannten Zweck und Wesenheit entscheidet. Sie ist die höchste Darstellung menschlicher Kraft, die über alles Einzelne als ein Ganzes herrscht.

Innere Freiheit ist das Geistige und des Lebens erste Bedingung; — ohne sie nichts Sittliches, Wirkliches, nichts

Festes, nichts Bedeutendes. Sie ist eine in Selbstentwicklung erworbene Selbstständigkeit.

Frei soll der Mensch erzogen werden. In Recht und Unrecht soll er sich entgegen treten, daß die Gewalt des Unrechts am kühnen, starren Rechte breche. Einseitigkeit in Zweck und Ansicht, die enge Tugend, die sich selbst auf fremden Sinn beschränkt, ist aller Freiheit Gegnerin: Um Ruhe, um den dumpfen Beifall kleiner Seelen wird der Preis der Menschheit hingegeben. Wahrlich, nicht durch jene sentimentale Duldungsfrömmigkeit ängstiger oder irreerhöhter Gemüther, die Himmel und Erde zur Bewunderung bringen oder wenigstens in stillen Thränen sich selbst genugthun möchten, wenn sie unnütze Martern, eine unnütze Unterwerfung unter die Quällust derer, die den Menschen zu ihrem Werkzeug machen, für eine heilige, innere Pflicht der treuen, ergebenen, anbetenden, nichtigen, romantisch siechen Selbstentsagung ansehen, und in Leiden den überseligen Beweis ihrer Güte, das Loos der Tugend finden, — nicht durch diese wird die Menschheit erhalten und vergrößert, sondern durch die, welche mit kühnem Muthe alles Unrecht von sich wegstoßen, nicht, weil es sie schmerzt, sondern weil jeder Mensch — des Unrechts geborner Gegner, jedes weicherduldete Unrecht — ein Verrath am Rechte der Menschheit ist. Jeder verletzte Mensch ist eine Beleidigung des Ganzen, und ich, der verpflichtete Retter jedes Gekränkten, sollte nur für mich nicht thun dürfen, was ich für Alle thun muß?

Wie würde uns der erscheinen, der einen Tag zwecklos in Eiswasser watete, nur damit er sage könne, ich dulde und harre?

Kein Mensch soll Spiel des Andern sein. Mit irrigem

Sinne und Ansicht an Andere hingegeben, im Kleinlichen sich verzehren lassen — ist der einzige Selbstmord, den ich kenne. Aber mit freiem Sinne tragen, was zu höherm Zweck uns Hartes trifft, die Thräne, die für das Bessere fließt, die Wunde, die für die Wahrheit blutet, die Schmach verkannter Tugend, ein Geist, der in sich selbst sich bergen muß, und in vergebnen Wünschen langsam stirbt — das sind der Größe Pflichten, und wer sie übt — der Held des Daseins.

Nichts von jenem weichen Stolz, sich sagen zu können: ich leide in Geduld, ich gehe unter und erschöpfe Kräfte für einen höhern Zweck, bestimmt für einen kleinen! Nein, hier ist Befreiung Pflicht. Ist denn die Thorheit, Nichtigkeit ꝛc. des Menschen, das falsche Streben ihres Wahnes ein so hohes Recht, das kein Höheres gelte? Muß denn der Gute, weil er nicht verstanden wird, der Flachheit sich zum Opfer geben? Es siege und herrsche, wem ein mächtiges Gemüth den Vorrang gibt, und beuge nie sich unter den weichlichen Begriff des empfindsamen Jahrhunderts, das Leiden für Größe hält.

Das meiste Unrecht, die meiste Gewalt wird im Namen und unterm Glauben des Guten ausgeübt. Ich rede nicht von denen, die das Gute politisch oder eigennützig heucheln, weil Jeder sich selbst belügt, sondern von denen, die auf ihren engen Umkreis einseitig jede höhere Kraft beschränken wollen, die ernst und ängstlich jeden Andern niederziehen unter die Berechnung ihrer Ruhe. Wenn zwei Freunde wüßten, welche Macht sie über einander besitzen, wenn der Schwächere wüßte, welche Macht im Zutrauen, im Mitleid für seine Schwächen ihm gegeben wird; der Schwindel seiner Macht würde Jeden nach und nach auf den Gedanken

ihres Mißbrauchs führen. Nur die Poltronerie der Meisten, daß sie sich nie beizumessen wagen, was sie über den Andern vermöchten, gibt ihnen eine Art Ehrsinn und Scheu, fremde Meinung nicht zu täuschen, oder in entlarvter Täuschung zu erschüttern.

Kein Mensch, der nicht am Andern zum Verbrecher werden könnte, nicht durch böse Wünsche, sondern durch jene in Empfindsamkeit als groß und rein, als schönern Einfluß, als Rechte einer nähern Sorge spielenden Gefühle, die unter zartem Schleier Eigennutz und Selbstgefälliges in reichere Formen hüllen. Moralische Malerei spielt in der Welt eine weit größere und selbstbetrügerische Rolle, und vertritt in den meisten Fällen sehr glänzend die Stelle des moralischen Sinnes. Wie Wenige sind, die aus innerem Bewachen und Rechtsgefühl, den Wunsch, der Sorge für den Andern scheint, vom glänzend versteckten Reize der eignen Wünsche trennen! Wie Wenige, die den Werth des Andern, ganz frei von eigner Beziehung ehren! Der Beste ist nicht immer frei; der Beste soll gegen den Besten ein um so strengerer Richter bleiben.

Aphorismen.

Die Biographie jedes merkwürdigen Mannes hat zwei Seiten: eine, welche die geheime Geschichte seiner Entwicklungen begreift, eine esoterische; eine zweite, die sich auf den ostensiblen Lebenslauf bezieht. — Selbstbiographie? — was weiß man von sich zu sagen? was will man sagen? wie vieles an uns ist passiv! wer bestimmt genau, wie er geworden ist, was er ist?

Jeder sucht oder glaubt zu bilden durch das, was er ist, oder vermag, oder zu vermögen wähnt.

Wer erfahren, wie schaal Weiberknechtschaft dem Manne über kurz oder lang werde, und doch wieder zu neuer Verbindung hineilt, ist nicht dem Weibe, sondern sich selbst untreu. Schwächling ist, wer eigner Erfahrung keine Herrschaft über das Leben zu sichern, — wer ihr nicht treu zu sein weiß.

Daß Jeder Glück nur im Entfernten, nicht im Heutigen findet, beweist, daß es im Ideellen gesucht werden müsse, und daß Keiner wisse, was er ist und hat.

Wie die Elemente, so Beschaffenheit, Dauer und Wirkung des aus ihnen Bestehenden. Was aus wahrer Natur, lebt ihr Leben; was aus Zwang, lebt, so lange eigne oder fremde Ohnmacht es fristen.

Im Zweck jeder Sache liegt der Umfang ihrer Gesetze, ihrer Rechte.

Das sicherste Maß bei richtig gebildetem Geiste findet Jeder im eigenen Bewußtsein; in dem, was sein inneres Mensch als Rechtes, als Schönes, als Hohes festhält. Es gibt aber nur Ein Höchstes im Wahren, im Schönen, im Hohen. Darum, wo Viele, durch ein reines Bewußtsein, ihre Richtung dahin nehmen, werden Alle, so verschieden auch ihre Bahnen, in der Nähe eines Zieles sich zur Uebereinstimmung begegnen.

Pflichtübung läßt sich lehren und lernen; sie steht an Eurem Krankenbette, als Frau und Kind, wenn auch die Liebe zu Euch fehlt. Wenn auch diese kommt, desto besser; aber sie ist eine Gabe von oben. Wie sie außer unserer Macht liegt, so gehört sie auch nicht zu den Dingen, welche gefordert werden können. Liebe soll den Bissen würzen? Liebe den Trunk reichen? Liebe die Wunden verbinden? toller Schnack! zum Essen und Trinken gehört ein geordnetes Haus, eine reinliche Küche, zu Wunden die Wissenschaft ihrer Heilung. Aber die Kinder wollen Schellengeläute, und das Brod soll wie eine Torte aussehen.

Schön ist mir nur das Große, das in stiller Ruhe zarteren Gefühlen sich offenbart. Der Punkt, wo Gefallen und Bewunderung sich verbinden. Der Fels, in nackter Höhe zum Himmel anstrebend, ist groß; mit reicher Pflanzenwelt umkleidet, schön. Der Mensch, in hohem Muthe, einsam, alles wagend, ist groß; in stiller Freundschaft mit Menschen verschlungen, für sie alles unternehmend, — schön.

Glück kann nie der Charakter unseres Lebens, also auch nicht sein Zweck sein. Glück ist nur der Charakter einer Stunde; ein Zusammentreffen von Ding und Wunsch, ein Zustand, außer unserer Macht. Es kann also, was andern Mächten angehört, nie Plan unseres Bestrebens werden. Wir können es empfangen, aber nicht geben; weder uns noch Andern. Also bleibt die Frage: wie ist jenes Ding zu erreichen, das in sich selbst besteht, wozu Glück nur eine Zugabe ist?

Die besten Dienste, gerade weil sie nur im Stillen geschehen und durch späte Wirkung sich bezeichnen, können weder belohnt, noch, der sie leistet, erhoben werden. Z. B. ein Landprediger, dessen als edles Vorbild abgeschlossenes Leben, dieselbe Sittung in der Gemeinde hervorgebracht hat. Aber geehrt kann der Mann und die Gemeinde werden, wenn die Regierung zeigt, daß sie Jene versteht, und dadurch auch sich ehrt, und Andere zur Betrachtung und Nachahmung anregt.

Voltaire, der den großen Charakter Mahomets in Intriguen erbärmlicher Kleinlichkeit verhüllt, fehlt darin, daß er die Gewalt der Meinung verkennt. Die, so die Welt verändern n'y sont jamais parvenus en gagnant des Chefs, mais toujours en remuant des Masses. Das Erste thut die Intrigue, das Zweite der Charakter.

Das Leben des Weibes ist ein eigenes, welches der Mann nie versteht, — welches das des Mannes in sich verweben will, und zum verlornen machen würde. Sie greifen in's

Leben ein, als Reize, als Anlässe, und sind als solche im Gang des Lebens zu behandeln.

Das ist einer der wenigen Vorzüge des Alters, daß man viel von seiner eignen, geträumten Wichtigkeit aufgibt, freilich auch von allen vormals wichtig erachteten Dingen!

Es ist zu bemerken, daß die Menschen vor lauter Rechten sich außer Recht setzen, so lange sie große Abhandlungen zur Erklärung jener schreiben, und nicht von der Pflicht ausgehen.

Was ist das Leben, wenn es nicht durch Höheres, als es selbst ist, Bedeutung erhält? Die Menschen handeln wie sie es verstehen; und haben, was sie verdienen. Wollen sie dem Geiste nicht nachtrachten, so mag das Irdische sie züchtigen! Es ist nicht das Werk Einzelner, sondern Artung der Massen, was gelingt oder mißlingt. Wer könnte die Mehrzahl betrügen, d. h. verachten, wenn sie sich achtbar zu machen wüßte? Man denke an Tiber: er hatte Besseres gewünscht, — aber behandelte als Knechte, welche sich selbst dazu machten. Dies ist der Geist, in welchem Geschichte geschrieben werden sollte. »Wer des Bessern nicht fähig, ist des Bessern nicht werth“ — soll ihr Motto sein.

Poesie waltet nur im und durch das Gemüth (nämlich wahre lebendige, nicht ihr Schamding — jene poetische Rhetorik, jene vielen Phrasen- und Formenwerke, die man auf

Kauf fertigt, die, wie jedes Handwerk, ihre eigenen Fertigkeiten haben, dem es seiner Natur nach am wenigsten zukommt, sich anders als durch sein eigenes freies Wirken zu äußern; das, wo es nicht die ihm entsprechenden Gegenstände in oder außer sich finden kann, wie eine Feder ohne Spannung seine eigene Kraft todt in sich verschließt.

Poesie wohnt auf Alpenspitzen oder im Kampfe, überall, wo die Natur in ihrer Herrlichkeit oder der Mensch in der Macht seiner das Alltägliche für ein Höheres hingebenden Anlagen, und der Geist in beiden an ein Unendliches sich hinzureichen genöthigt wird. Nur da schweigt sie, wo er mit ihr, deren Gebieter er nicht ist, bloß spielen will.

Poesie reinigt den Geist und lehrt ihn sich selbst kennen in seinen höhern Umfängen, weil sie die Scheidelinie ist (die Uebergangslinie) zwischen diesem und dem, was bloß als Bedürfen, und nach Maß dieses Bedürfens uns beschäftigt. Jedes ist ein Rechtes auf seiner Stelle. Nur da nicht, wo Eines das Andere daraus verdrängen und allein herrschen will.

Laßt uns gerecht sein, d. h. jede Sache nach ihrer Beschaffenheit, Stellung und Bestimmung, nach dem, was sie nach einem Weltgesetze in der Welt ausfüllen soll, erwägen.

Es gibt Eigenschaften, Dinge, Menschen, welche so zu sagen nur bestimmt sind, von Hand zu Hand mitgetheilt zu werden, welche nur für engere Berührung, für engere vom Einzelnen auf Einzelne übergehen können und sollen, jene stillen Kräfte und Eigenschaften oder Verhältnisse der Verknüpfung zwischen Menschen, derer zarterer Sinn nicht über das Einzelne hinausreicht. Es gibt Andere für einen weiten Umfang und einen großen Raum berechnete, die zwischen

Einem und Einem zu gar keinem Halt gelangen; aber Tausende verbinden und bewegen.

Beide sind nothwendig. An seiner Stelle jedes Vortreffliche zu achten und zu wünschen. Ein Kanonenschuß, als Signal, kann Tausende in Bewegung setzen. Für das Zimmer gehört das Glöckchen.

Am meisten wäre — am wenigsten ist zu reden von der Jugend eines Mannes, weil, wie im Wachsen einer Pflanze, sich alles in den innern Gang unmerkbarer Entwicklungen verliert. Welche Eindrücke entscheidend, welches Auflodern die rechte Offenbarung des Innern, — wer weiß das zuverlässig von sich, geschweige von Andern zu sagen?

Einsam stehen mit dem Gefühle der Einsamkeit, weil man Besseres will, was die Welt versagt, macht, wenn auch nicht schlechter, doch nicht thatkräftiger. Es entschläft, was erweckbar gewesen wäre, That bleibt Keim. Man scheut die uns scheuen, man faßt nicht, die uns nicht fassen; die Freudigkeit am Menschlichen zerbricht an der Unfreudigkeit an den Menschen. Die Welt hat einen Mann, Er sein rechtes Dasein verloren. Wer berechnet die Summe der Kräfte, die eine großartigere Welt sich aneignen könnte, eine kleingeartete ahnungslos verwirft?

Das Zufällige mehr, als das Absichtliche erzieht; was in der Richtung seiner Bahn in die unsrige einfällt; was unserer Empfänglichkeit bildend begegnet. Welchen Einfluß hatte nicht die Insel Felsenburg auf mich! ein Geheimniß

für Alle, — mir selbst erst im spätern Lieblingsthema meiner Wünsche und Gebilde bemerkbar.

Die See ist kein größerer Gegenstand als das Land; aber größer erscheint sie noch immer meiner Fantasie, — weil zwischen zwei entfernten Erdtheilen sie nichts zeigt, als sich selbst; weil sie Europa und Amerika als die zwei Endpunkte in unmittelbarer Berührung der Seele vorhält; weil dieselbe Art Antheil durch die Dauer des Eindrucks sich befestigt. Keine einzelnen Theilpunkte drängen und wechseln, wie auf einer Landreise; man lebt so ganz mit sich selbst. Es kommt Alles auf Stimmung und Augenblick an. Wie viel hängt von der Zeit ab, wo etwas zuerst in's Leben tritt! ob eine Seereise im sechzehnten oder im vierzigsten Jahre gemacht wird; wo man noch Großes erahnt, oder wo jede gestörte Gemächlichkeit der verlorne Preis des Lebens scheint.

Sittlich, nicht naturphilosophisch ist die Aufgabe der Geschichte. Es geschah Alles, weil es so konnte, nicht weil es so mußte. Das große Gesetz liegt in dem Worte: Er hatte Moses und die Propheten; warum folgte er ihnen nicht? Der Weltgang ist das Weltgericht, und wie gesäet ward, wird geärntet werden. Alles muß verdient werden, selbst die Tugend.

Unsere Literatur jetzt und seit hundert Jahren betrachtet, als sich selbst aussprechende Nationalartung, — läßt sich leicht absehen, wie weit wir noch von jeder Hoffnung entfernt sind, uns als Volk zu entwickeln. Nur ein gewaltsamer

Zustand (1813 — 15) konnte einige Funken aufglimmen. Aber schnell ging er vorüber. Was Herder wollte, Bürger versuchte, Schiller vorfühlte, — wer fühlte es nach? Spanier, Franzosen, Britten und Morgenländer, Lateiner und Griechen theilen sich in unsere Literatur; was gehört unser? künstlicher Enthusiasmus, eitle Nachbeterei, und einige glänzende Ideen, die mehr auf Rechnung der Zeit, als des Volkes kommen.

Der Mensch ist eine Aeolsharfe; er hat viele Töne, welche der Windhauch oft zu hohen Harmonien vereint. So kommen Viele durch äußere Reize gar oft zur Ahnung ihres Innern. Aber ein gediegenes, zu Einem Gusse gebildetes Leben, diese hohe, nur der Meisterschaft eigene Harmonie aller Elemente, ist nur Werk der Freiheit. Die einzelne, über's Gewöhnliche hinausschreitende That kann jedes, nicht ganz trübe Auge wahrnehmen; aber ein großes, ganzes Leben begreifen, fordert den Blick eines ähnlichen Menschen, dem an eigner die fremde Geschichte sich aufschließt.

Man verbannt Latein und Griechisch vom Unterrichte; man will positiveres, unmittelbar an künftige Lebensbrauchbarkeit sich Knüpfendes, und bestreitet Jenes als unnütz. Unnütz wird es durch die Art, wie man's meistens betreibt, nicht durch sich. Die Natur hat das Ideelle der frühen Jugend zur Entwicklung zugedacht. Das Wirkliche wird ihr selbst wieder zum Ideellen; es zu erkennen und zu nützen, wie der Erfahrene, ist sie noch gar nicht fähig. Ideell muß die Jugend erstarken, und das am besten am untergangenen

Großen, von welchem selbst das später zu Erlebende nicht allen Zauber abstreifen kann.

Alle Fehlgriffe früherer Erziehung erscheinen am sichtbarsten wieder am spätern Alter. Bis dahin hat vielfache Erregung sie verhüllt. War es früher Furcht des Zuchtmeisters, die mich der Absorderung zutrieb, so ist es jetzt Abneigung, die ich nicht zu überwinden weiß. So sinkt alles Aeußere immer mehr von mir hinweg. Nur ein Inneres waltet eintönig. Wissenschaft allein gibt ihm noch Stoff. Doch ist ein Gutes entsprungen: die mindere Jagd nach Vergnügungen hat meine Fantasie frischer erhalten.

Auf Idee und Natur ruht die Kunst; und nur an Geschichte, Kunst und Natur lernt der Mensch das enge Leben in ein höheres verklären.

Musik — trotz aller Preisreden — kann nur wecken, was sie findet, nichts geben. Das beweist sich am sichtlichsten im Charakter und Treiben so vieler Tonkünstler.

Alles Wahre ist erhaben, weil es als Wahres einen göttlichen Sinn ausspricht, ein Finger des Ewigen ist. Nur ein gereinigtes Gemüth ist dies zu erkennen fähig; sein eigen Göttliches muß nicht verkümmert sein.

Hebt den Menschen über die Thierheit; lehrt ihn gemeine Bedürfnisse verachten; gebt ihm Bilder, die seine Kraft durch schönen Stolz veredeln; — weg mit der Weisheit, die uns die Zufriedenheit des Tages predigt!

Was sind die Schriftsteller dem Volke, der Nation? unbedeutende Schwätzer, so lange sie sich selbst im Auge haben; Männer, wenn die Stimme der Menschheit in ihnen laut wird. Mit jeder Messe erscheinen, der Liebling der Menge werden, ist der Stolz des eitlen Schwätzers; Wahrheiten, die dem Bessern unmöglich sind zu verbergen, — Wahrheiten, die er mit tiefem Unwillen aus der Entartung des menschlichen Geschlechts schöpft, mit dem heißen Wunsche vortragen: Millionen in den Kreis seiner Thätigkeit zu ziehen, — ist der Stolz des Mannes. Der Erste schreibt, weil er will, der Zweite, weil er muß; der Erste schmeichelt den Menschen, um von ihnen geschmeichelt zu werden; der Andere verachtet sie, um sie zu bessern.

Kann der Mensch noch Zutrauen zum Menschen haben, seitdem das Heilige der Empfindung zur Sache der Höflichkeit, seitdem der Wunsch ein Ceremoniel, der Händedruck eine sinnlose Gewohnheit ward?

Der Edle hält sich für viel zu gut, als daß er auf dem Titel eines Buches um die Unsterblichkeit betteln sollte, die er durch Thaten, durch reine Wirkungen, fordern und erringen kann.

Jeder thue nach seinen Gaben! Der Held zertrümmere, der Denker baue, der Dichter bilde, — aber Alle zu Einem Ziele: zum Siege des Geistes über den Stoff!

Nachwort des Herausgebers.

Alle zu Einem Ziele: zum Siege des Geistes über den Stoff!*)» ... Diese letzten Worte des Vermächtnisses, welches wir hiemit unsern Zeitgenossen überliefert haben, hallen noch in unserm Innern nach. Mögen sie nachhallen! denn wenn wir nun auf den Weg, den wir mit dem Verfasser zurücklegten, einen Gesammtblick wenden und nach seinem Ziele fragen, — wenn wir den eigentlichen Kern dieser drei Bände erforschen («jedes Buch — sagte Rahel — trägt einen Kern in sich, um den es herumgewachsen ist»), — so entgeht uns nicht, daß jene Worte dasjenige ausdrücken, was wir suchen. Sie enthalten Meyern's tiefsten Glauben, um dessentwillen allein ihm das Leben, zumal das eines Schriftstellers, noch einen Werth zu haben schien; und alle die vielverschlungenen Pfade der Betrachtungen, die er uns zu betreten einlud, — sind zuletzt doch nur Variationen über dieses Eine Thema. Ja, man darf noch mehr behaupten, wenn es wahr ist, daß gerade in unsern Vorzügen bedin-

*) s. S. 288.

gungsweise auch unsere Mängel gegeben sind, daß unser menschliches Dasein zu innig aus Licht und Schatten verwebt ist, um irgend eine Ueberfülle auf der einen Seite ohne eine Lücke auf der andern zu dulden; man darf behaupten: auch wo Meyern irrte, war es jene, an sich unantastbare, Maxime seines Lebens, die, auch dort ohne Schranken angewandt, wo sie ihre Grenzen findet, den Irrthum bedingte. Zu diesen Bemerkungen veranlaßte mich vorzugsweise dieser letzte Band, der, an Mannigfaltigkeit realer Grundlagen so reich, doch durch ihre idealen Bezüge manchmal über die Linie hinausschweift, die er sich hätte vorzeichnen sollen, wie er denn überhaupt fragmentarischer und minder in sich zusammengehalten erscheint, als die frühern Abschnitte*). Ich meine hier, wie der Kundige leicht bemerkt, Meyern's Kunstansichten, die, im Ganzen edel und gediegen, manchmal (z. B. S. 121) das innerste Wesen des Rechten aussprechen, manchmal wieder (z. B. S. 166 u. f.), wie durch den schönsten Trieb des Herzens verlockt, das strenge Selbstgebot zu vergessen scheinen. Das Element, in welchem die Kunst waltet und walten soll, bleibt einmal das Sinnliche, und ihr

*) Ich glaubte deshalb gut zu thun, indem ich im Inhaltsverzeichnisse auf gewisse Schlagworte, die ich im Texte auszeichnete, hinwies, und auch außerdem mehrfache Beziehungen, für den genauern Leser, durch Noten andeutete.

Bezug zum Geiste besteht eben in der Aufgabe: ihn zu verkörpern. Wenn man diesen Grundsatz nicht strenge festhält, gibt man mittelmäßigen Talenten, bei denen oft das edelste Wollen Statt findet, Anlaß zu vergeblichem Bemühen, indem sie sich auf den Gehalt ihrer Gedanken und Empfindungen verlassen, und die Form, die in der Kunst das Wesentliche ist, vernachlässigen. Früher oder später büßen sie den Irrthum durch jene traurige Blasirtheit, mit welcher sie die Kunst und das Leben eitel schelten, statt sich selbst anzuklagen. Ferner geräth man dadurch selbst in Gefahr, über dem Einen das Andere zu verkennen, wie z. B. Meyern an mehrern Orten der Musik, und namentlich der Oper, nicht ihr völliges Recht wiederfahren läßt. Diese Betrachtungen nicht zu unterdrücken, glaubte ich der Sache, dem Verfasser und mir schuldig zu sein. Je höher ein Standpunkt, desto entschiedener seine Gefahr, — je glänzender die Aegide, desto nöthiger die Vorsicht. Einem tüchtigen Manne ist man redliche Kritik schuldig, denn sie führt zum Verständnisse seines Wesens. Es hätte sich freilich noch zu andern Betrachtungen mancher Anlaß gefunden; allein man muß des Guten nicht zu viel thun. Dieses Buch ist für denkende Leser berechnet, und ich glaubte nur den Einen, etwas schwierigern Punkt herausheben zu müssen. Wer übrigens

Meyern's Kunstansicht sich selbst im geschloßnern Zusammenhange erklären sehen will, der lese einen Aufsatz, mit welchem Meyern die im Jahr 1805 erschienenen Gedichte einer vortrefflichen, vielfach begabten Frau*) bevorwortete. Er ist unseres Verfassers würdig gedacht und gehalten, und führt die uns im Wesentlichen aus diesem Nachlasse bekannten Grundsätze über Poesie, besonders in Beziehung auf Weiblichkeit, ausführlicher, populärer gehalten und speciell angewandt, weiter aus.

Was nun ferner die Einseitigkeit einer Ansicht betrifft, welche Wissen, Kunst und jedes Höhere, ja, wie es hie und da den Anschein (aber auch nur den Anschein) haben mag, elbst das religiöse Princip dem Princip des Staates unterordnet, — eine Einseitigkeit, die man an Aristoteles, als einem Griechen, angemessen fand, und die unserm Börne, bei dem schärfsten Verstande und reinsten Wollen, den Gesichtskreis trübte und das Leben verbitterte, — so brauche ich zum Verständnisse Meyern's wohl kaum hinzuzufügen, was, wie

---

*) Gabriele v. Batsányi, geb. v. Baumberg. Der einleitende Aufsatz führt den Titel: »Ansichten eines Freundes der Kunst und der Dichterin« und ist mit F. W. M. unterzeichnet. Er ist mir erst während der Redaction dieses Nachlasses durch Güte zugekommen.

der Ton des Gemäldes, alle Farben seiner Darstellung für den Blick des Kenners in Harmonie vereint: Die erste und letzte Bedingung alles menschlichen Zweckbestrebens ist die gesellige; aber ihr Zweck ist ein unbedingter; und wie alles Wirken des Einzelnen nur Sinn hat in Bezug auf ein Ganzes — den Staat, so hat dieses Ganze nur Sinn, in Bezug auf ein Höchstes, — die Idee, ohne welche die ganze Welt der Erscheinungen, und wir selbst mit ihr, in ein Nichts, in einen Traum nichtiger Gebilde zerfallen. Wer einmal für diese Erkenntniß reif geworden ist, wird treu an ihr festhalten, wie am leitenden Sterne, im Meere, wo Woge die Woge verschlingt; und überzeugt, daß die niedern Kräfte stufenweise hinauf den höhern dienen müssen, und alle zuletzt der höchsten, der geistigen, daß also die Welt um des Geistes willen da sei, wird sich ihm das Verständniß der Worte eröffnen, mit denen Meyern's Blätter schließen, dieses Nachwort begann, und zu denen wir hier, wie zum Alpha und Omega, wieder zurückkehren.

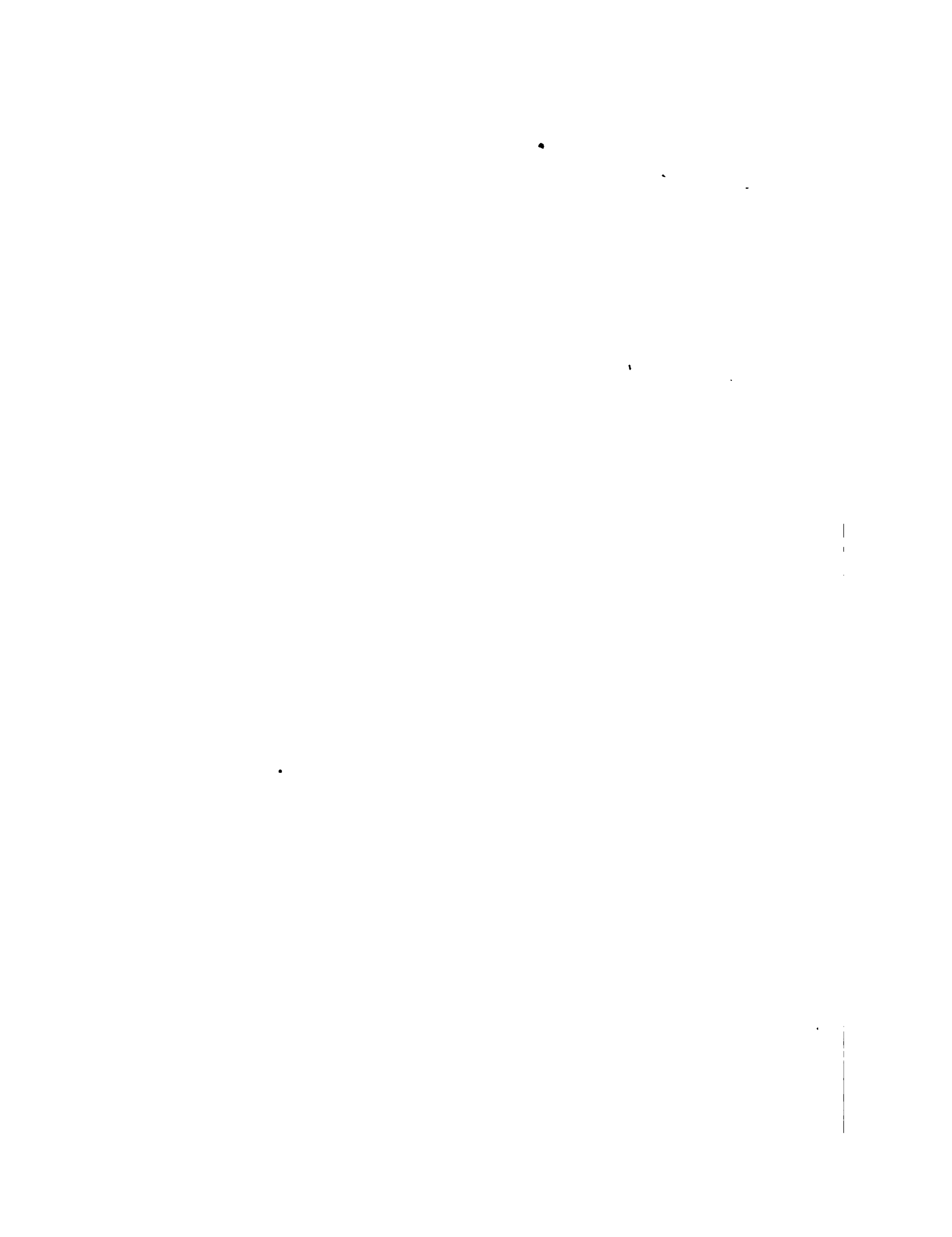
Es ist vorauszusetzen, daß nicht viele Menschen überhaupt geneigt sind, ernsten Betrachtungen in ununterbrochenem Flusse zu folgen, daß noch Wenigere, die etwa ihr eigener Lebenspfad schon in diese Einsamkeiten geführt hat, sich gerade hier heimisch fühlen werden; daß die Wenigsten gerade

diese Betrachtungen, die nicht systematische Philosophie, nicht positive Doctrin, nicht Poesie, und doch Resultate dieser aller sind, beharrlich zu verfolgen geneigt sein werden. Allein hier gereicht diesen Blättern vielleicht eben diese mehr rhapsodische Form, dieser mehr erbauende Gehalt, zu Gute, vermöge welcher sie sich in Stunden ähnlichen Bedürfnisses zum Blättern eignen. Sie sind mehr Reiz als Stoff; sie verlangen mehr als sie geben, — und Leser, für welche solche Bücher passen, sind diejenigen, welche sich jeder bessere Schriftsteller wünscht. Ob aber die Betrachtung überhaupt, ob die nach Innen und Oben gerichtete insbesondere, einer Zeit entspreche, die Aller Augen unaufhaltsam nach Außen lenkt, wo, in schwindelnder Hast, ein Rad des unübersehbaren Getriebes das andere jagt? ob es möglich sei, einem solchen Umschwunge auch nur einen Augenblick Halt zu gebieten, und wäre es im heiligsten Interesse, in dem unserer höchsten und unabweisbaren Mission? ja, ob ein solcher Zuruf überhaupt nöthig sei, da er beim Rasseln jener Räder nicht gehört wird, — da jenes Getriebe ohnehin zuletzt, ohne es zu wollen, von höherer Macht gelenkt, diesen höchsten Interessen dient und wieder zuführt, — und da die, in eine höhere Denkart Eingeweihten, welche über alle Zeiten und Räume hinaus, einander die Hände reichen, des

Zurufs nicht bedürfen? Damit wir nicht das Wohlwollen so edler Leser, als wir oben voraussetzten und für unsern Meyern herbeiwünschten, nun für uns selbst zu mißbrauchen scheinen, mag eine Stelle aus dem angeführten Aufsatze (S. 292) diese Fragen beantworten, und Meyern selbst mag das Nachwort, das dem Aufmerksamen genug, und dem Leser, wie wir ihn wünschen, schwerlich zu viel gesagt hat, schließen: »Maximen, Gesichtspunkte, Empfindungsbilder, unter welchen man die Verhältnisse des Lebens anzuschauen mehr fortgerissen als überzeugt, mehr eitel als bedacht ist, machen den Geist der Zeit. Er entsteht; er muß entstehen. Die Menge, deren Werk er scheint, ist eigentlich das seine. Aber selbst in seinem besten Dasein ist er kein Lob; nur Beweis, daß aus freier Kraft und Einsicht die Wenigsten handeln. Nothwendig ist er. Darum knüpft jeder größere Mensch ihn gern an seine Lebensfäden. Aber gehorchen kann er ihm nicht. Je ärmer an tiefer, innerer Kraft, je vielseitiger fortgerissen, je schneller wechselnd und nach Wechsel gieriger eine Zeit ist: desto eifriger wirkt die Eitelkeit, alles schon Gesagte durch neuen Glanz in Wort und Farbe zu überflügeln. Zwischen verworrener Mystik, raffinirter Sinnlichkeit und kalter Satyre erstirbt endlich die bessere Kunst. Dem Flachen, der keiner großen, festen Forderungen Idee in sich fühlt, scheint

jede vorübergehende Erregung tief und wahr. Der Träge will auf fremden Schwingen fortgetragen werden. Dem Eiteln, der sich nur rühmen will, gedichtet oder gelesen zu haben, genügt die Wiederholung oder Uebertreibung herrschender Begriffe, oder ihr kecker, gedankenloser Widerspruch. Die Begeisterung der Meisten quillt aus Jugend. Jede Aufwallung scheint ihr bedeutend, jeder ihr neue Moment ein großer. Wer, dem seine Kraft noch heilig ist, wird einem Irrthume schmeicheln wollen, den er beugen kann? Den Beifall freilich gibt die Zeit; Berühmtheit ist ihr Werk; aber was ist ihr heutiges Lob, das sie morgen, und mit Spott, zurücknimmt? Ein ahnend innerer Sinn der Wahrheit, eine innere Scham des Falschgepriesenen, herrscht mächtig wie das Schicksal und das Gewissen, im Gange der Menschheit. An dieses Gewissen der Menschheit wendet sich der bessere Schriftsteller. Es erwacht, vielleicht spät, aber gewiß, — und sichert, wenn nicht seinen Namen, doch seine Wirkung. Allein und gedrängt von unerreichten Wünschen, im Gefühle seiner und aller menschlichen Kräfte, treu dem Einen, zu dem Alles nur eine flüchtige Bedingung ist, steht der wahre Dichter, der wahre Mensch: seine Thätigkeit gehört Allen; aber nur wer sie begreift, hat Theil an ihr; selten wird er erkannt; fernen Zeiten kommt die Wirkung

seines Wollens zu Gute; dorthin ist sein Blick gerichtet. Wenn die bessere Seele, müde, in ewiger Verhüllung immer unter Verhüllten zu wandeln, nach Erlösung vom kleinlichen Zwange der Alltäglichkeit seufzt, — da steht er ihr freundlich und ermunternd zur Seite. Neuen Glauben an das Höchste, — Wahrheit, nicht die traurige der Erfahrung, sondern die tröstende in unserm Innern, kann er geben. Und wäre das so wenig?»



Inhalt.

III. Der Mensch und das Höhere.

Kunst.

☞ Kuffner's Name ist allen Gebildeten unserer Nation zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier etwas zu seinem Lobe beizufügen. Durch das Studium der Classiker, der ewigen Muster alles Schönen und Großen, genährt, zu dessen Förderung er selbst so viel beitrug, begleitete er unsere Literatur von ihren früheren bis in die neueste Epoche. Gleich weit entfernt von gelehrter Trockenheit, wie von seichter Oberflächlichkeit, versucht er sich vielseitig, und immer mit Glück, in den verschiedensten Gebiethen. In einer Zeit, wie die unsere, welche mehr sammelt als schafft, wo Gesammt-Ausgaben, neue Auflagen, Nachläſſe, Briefwechsel u. dgl. mit einander wetteifern, muß es für die ganze Lesewelt von größtem Interesse sein, wenn ein Schriftsteller, wie Chr. Kuffner, auf welchen unser Vaterland mit gerechtem Selbstgefühle hinweisen kann, es selbst übernimmt, die vorzüglichsten, theils neu bearbeiteten, theils bisher noch ungedruckten, seiner Schriften auszuwählen, zu sammeln und dem Publikum zu übergeben. Hier, wo das größere Publikum vorzugsweise im Auge behalten wurde, erscheinen, mit Ausschluß seiner mehr wissenschaftlichen Werke, die Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen, Sagen, Dichtungen, humoristischen u. a. Aufsätze, und so kann sich bei diesem Reichthume des Inhaltes, gewiß Jeder, dem es um einen abwechselnden und veredelnden Genuß, dem es nicht bloß um flüchtige Unterhaltung, sondern auch um geistige Befriedigung zu thun ist, die angenehmste Lectüre versprechen.

Pränumeration wird angenommen in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes und in der Buch- und Verlagshandlung von

Ignaz Klang in Wien,
in der Dorotheergasse Nr. 1105,
im linken Eckhause vom Graben hinein.

Ebendaselbst ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen (Leipzig bei F. L. Herbig), zu haben:

Dya-Na-Sore,

oder:

die Wanderer.

Von

W. F. Meyern.

Dritte vollständige Original-Auflage.

Complet in fünf Bänden. Schiller-Format. fl. 8.

Auf feinstem Maschinen-Velinpapier, der äußern Ausstattung nach ganz gleich mit diesem Werk, und im eleganten Umschlage broschirt.

Preis für das Ganze (in 5 Bänden),

nur 4 fl. 30 kr. C. M.

☛ Die Wiener-Zeitung Nr. 16, vom 16. Januar 1841, pag. 117, 2. Spalte, spricht über dieses Werk Folgendes:

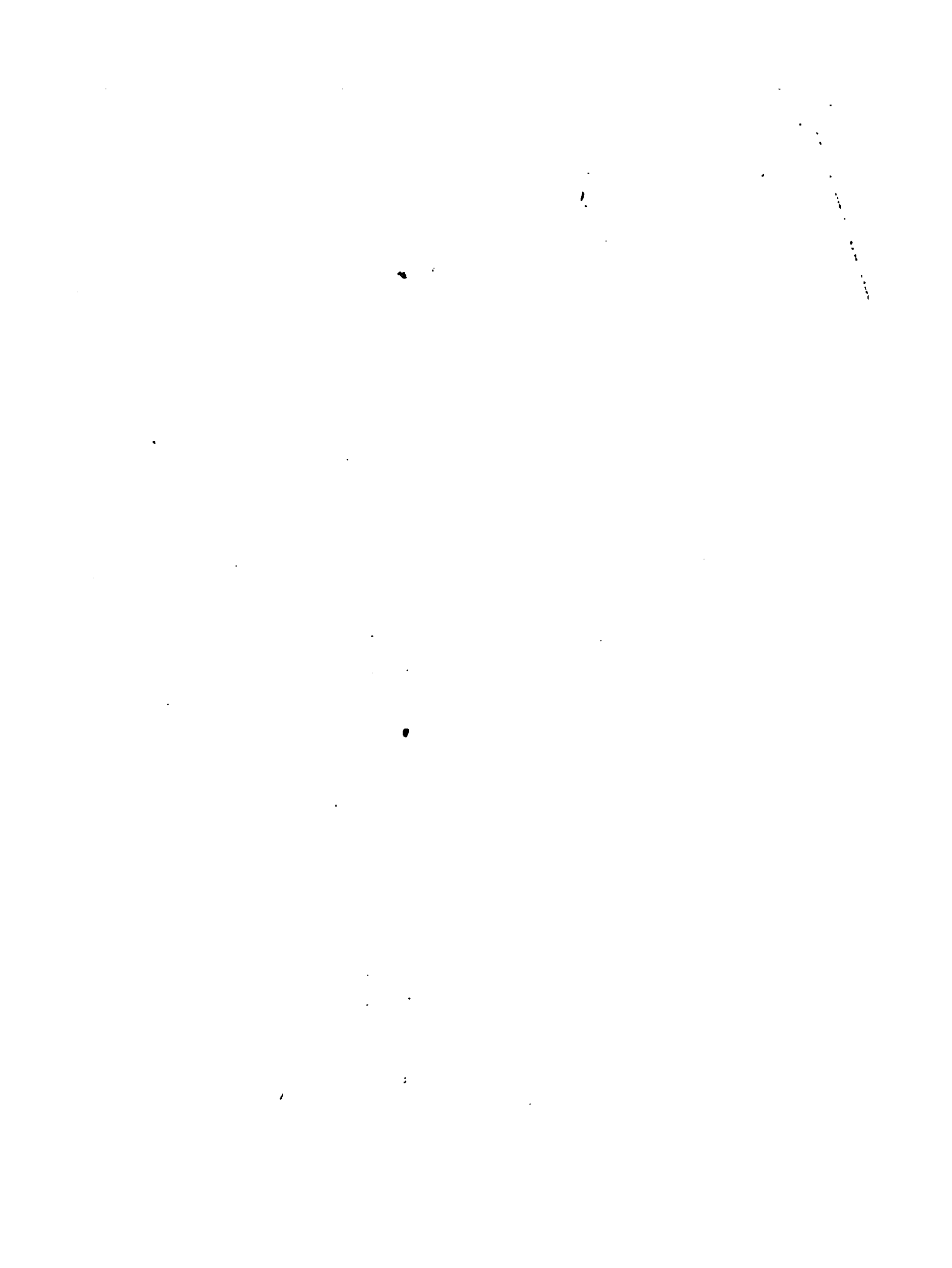
Das Unternehmen der Verlagshandlung, dieses Werk, das so viele Sensation erregte, in einer neuen, eleganten, dem jetzigen Zeitgeschmacke angemessenen Auflage — da die beiden vorigen vergriffen sind — wieder in's Publicum zu bringen, ist gewiß ein glücklicher Gedanke, der allgemeine Anerkennung verdient. Ueber das Buch

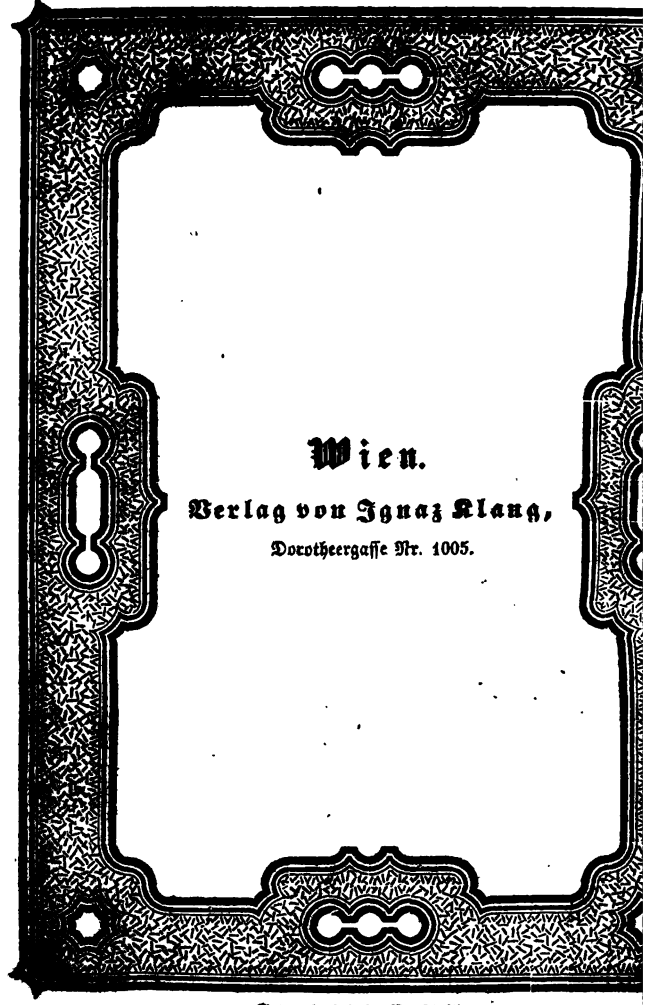
selbst ein Mehreres zu sagen, wäre überflüssig. Es verdankt seine Berühmtheit seinen Vorzügen, da der Nahme des Verfassers, so sehr man sich um ihn bemühte, lange Zeit hindurch unbekannt blieb. Die Bedeutsamkeit der Erfindung, der Adel der Gesinnung, die Fülle der Ideen, die Tiefe sittlicher Wahrheiten, die Wärme des Gefühls, und vorzüglich die männlich schöne Schreibart, reihen Dya=Na=Sore den ersten philosophischen Romanen an die Seite, an welchen unser Vaterland so reich ist.

Ein Brief W. F. Meyern's als Einleitung, mit einem kurzen Vorworte von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, bildet eine dankenswerthe Zugabe. Man erhält dadurch Aufschluß über die Charaktereigenthümlichkeit des Verfassers, welcher mit Bitterkeit sich gegen die Welt abschloß, und mit eiserner Strenge über sich selbst das Urtheil fällte. Wir erinnern uns, mehrere Briefe desselben, die sehr anziehend waren, und denselben Charakter hatten, in Lewald's Europa abgedruckt gefunden zu haben. Es thut in unserer Zeit wohl, sich einen so tüchtigen, moralischen, fest ausgeprägten Original=Character zu vergegenwärtigen.

Wir wünschen also dem berühmten Buche nochmahls dieselbe Verbreitung, die es das erste Mahl, bei seinem Erscheinen, erlebte — woran freylich auch die allgemeine Stimmung des Zeitalters ihren Antheil hatte; wir zweifeln aber auch nicht, daß die großen und ernsten Ideen in dem modernen, zierlichen Gewande wieder Verehrer und Käufer finden werden.

Die Verlagshandlung hat wirklich das Möglichste gethan; Druck, Papier und Format sind ausgezeichnet hübsch und geschmackvoll, und der Preis ist dabei so billig als thunlich gestellt.





Wien.
Verlag von Ignaz Klang,
Dorotheergasse Nr. 1005.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

